Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Mecklenburg's Volkssagen

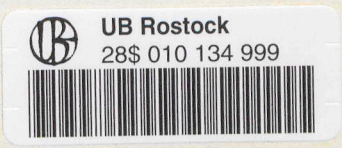
Bd. 3

Leipzig: Hübner, 1860

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1029223866

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

MK-803(3)


UB Rostock
28$ 010 134 999

Mecklenburg's Volks-Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

708/1 R

Dritter Band.
1. Heft.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1859.

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer,

Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Dritter Band.

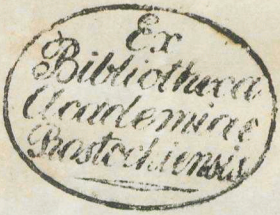


108

Leipzig.

Verlag von Heinrich Hübner.

1860.


Ex
Bibliotheca
Academiae
Basiliensis

Inhaltsverzeichniss des dritten Bandes.

		Seite
Beschreibung der Titelvignette dieses Bandes (vom Herausgeber)		IX
132.	Die Nixe des glambecker Sees bei Neu-Strelitz (vom Herausgeber)	1
133.	Was man sich zu Glienke bei Neu-Brandenburg von zwei Knechten erzählt (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg)	2
134.	Der schwarze Tod in Platschow bei Grabow (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen)	6
135.	Der Grapenwerder bei Penzlin, und was man sich von demselben erzählt (von A. C. F. Krohn zu Penzlin)	10
136.	Der in der Müritz unweit Waren liegende große Bernstein (vom Herausgeber)	16
137.	Die Strafe eines Meineidigen zu Boitzenburg (von N. N. zu B.)	19
138.	Wovon Bannenbrück bei Neu-Brandenburg seinen Namen erhalten haben soll (von Lehrer C. Langmann zu Sponholz)	23
139.	Ein merkwürdiges Bild in der St. Nicolaikirche zu Rostock (von Kämmerarius H. Pintz zu Röbel)	24
140.	Der spukende Trommelschläger in dem unterirdischen Gange zwischen der Festung Dömitz und der hannoverschen Stadt Danneberg (von G. F. C. Neumann zu Röbel)	26
141.	Die Teufelsbrücke im gahlenbecker See bei Friedland (vom Herausgeber)	29
142.	Der Schloßberg bei Helpte unweit Woldegk (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg)	34
143.	Die Glocken aus dem Teufelssee bei Horst, unweit Tessin (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen)	37
144.	Der Cramonsberg bei Rostock (von A. C. F. Krohn zu Penzlin)	46

Seite

145. Die aus der Kirche zu Wesenberg vom Teufel geholten Kartenspieler (vom Herausgeber) 54
146. Der spukende Grenzgänger zwischen Röblin und Thurow bei Strelitz (vom Herausgeber) 55
147. Vom habsüchtigen Schäferknecht aus Vierhof bei Boitzenburg und dem schatzbewachenden grauen Männlein (von N. N. zu B.) 57
148. Der Krützensee und die Teufelskuhle bei Schwaan (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) 62
149. Der spukende Bürgermeister auf dem Mittelwerder bei Dömitz (von L. Kreutzer zu Parchim) 63
150. Der spukende Johanniterordenspriester von Klein-Nemerow bei Stargard (vom Herausgeber) 64
151. Die Entstehung von Brunshaupten und seiner Kirche bei Kröpelin (von Fr. Schulz) 67
152. Die Mordgrube bei Dassow (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 69
153. Der Rabandelberg zu Lüdershof bei Penzlin (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 72
154. Der auf den Schweinewerder bei Waren gebannte Geist des ehemaligen Bürgermeisters Hörnig (vom Herausgeber) . 82
155. Die verhängnißvolle Ueberfahrt über den ratzeburger See bei Ratzeburg (von J. F. L. Bohn zu Demern) 86
156. Die Nixe in der Elde bei Slate, unweit Parchim (von weiland Pastor J. Mussäus zu Hausdorf) 87
157. Schön-Hannchen von Wamekow bei Sternberg (von M. G. zu Güstrow) 88
158. Vom wilden Jäger Jenn oder Jenner und dem Bauern aus Sabel bei Stargard (vom Herausgeber) 91
159. Der Riese in den Helpter Bergen bei Woldegk (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 96
160. Der Schäferstein von Dammerez bei Boitzenburg (von L. Kreutzer zu Parchim) 97
161. Die Feier des Urbanstages in der Gemeinde Brunshaupten und Arendsee bei Kröpelin (von Fr. Schulz) 98
162. Der Gründer des Hofes Hohen-Lukow bei Rostock (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 103

Seite

163. Die Dorfstelle bei Grabow (vom Herausgeber) 106
164. Ein Gottesurtheil zu Wittenburg (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 180
165. Das sogenannte Kegelspiel am Dome zu Ratzeburg (von J. F. L. Bohn zu Demern) 110
166. Der vom Teufel heimgesuchte Knecht aus der Umgegend von Rostock (von weiland Pastor J. Mussäus zu Hansdorf) . 112
167. Der glambecker See unfern Buchholz bei Röbel (vom Herausgeber) 113
168. Die goldene Wiege im Kibitzberge bei Dömitz (von L. Kreutzer zu Parchim) 115
169. Die drei vom Teufel gestörten Kartenspieler zu Stargard (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 117
170. Die weiße Dame im ehemaligen Herrenhause zu Alt-Rehse bei Penzlin (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 119
171. Der mit dem Teufel im Bunde stehende Amtmann R. zu Klein-Nemerow bei Stargard (vom Herausgeber) . . . 121
172. Wovon die diedrichshäger Berge bei Kröpelin entstanden sein sollen (von Fr. Schulz) 128
173. Wunderbare Erlebnisse eines Knechts aus Alt-Krenzlin bei Ludwigslust in einer Fastnachtsnacht (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen) 129
174. Der Wehrwolf und die Hexe von Bietlübbe bei Lübz (von B. zu W.) 133
175. Der Gottesdienst der Todten in der St. Nikolaikirche zu Röbel (vom Herausgeber) 137
176. Die Feier der Mainacht auf dem jülchendorfer Berge bei Brüel (von weiland Pastor J. Mussäus zu Hansdorf) . . . 140
177. Der Knabe auf dem woldegker See (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 141
178. Die Dreiwalls- oder Teufelskuhle bei Rostock (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 142
179. Das untergegangene Dorf Granzendorf bei Teffin (vom Herausgeber) 144
180. Der versunkene Hof unweit Wichmansdorf bei Kröpelin (von Fr. Schulz) 148

Seite

181. Das Teufelsgitter um den Taufstein in der St. Marienkirche zu Wismar (von C. Struck zu Dargun) 148
182. Das bleiche Mädchen von Rostock (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 153
183. Der spukende Arbeitsmann Rossow von Klein-Kelle bei Röbel (von Pastor * zu *) 156
184. Der spukende Tabend auf dem Wege zwischen Neuenkirchen und Staven bei Neu-Brandenburg (vom Herausgeber) . 160
185. Die Kinderkuhle bei Dömitz (von L. Kreutzer zu Parchim) . 162
186. Die falschen Eichen zwischen Woldegk und Göhren (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 163
187. Der spukende Bäcker von Parchim (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 164
188. Vom Treiben des wilden Jägers Wod in der schweriner Gegend (von weiland Pastor J. Mussäus zu Hansdorf) . . 167
189. Die Erlösung eines Ruhelosen zwischen Wredenhagen und Hinrichshof bei Röbel (vom Herausgeber) 169
190. Das verwünschte Schloß Gammelin in den diedrichshäger Bergen bei Kröpelin (von Fr. Schulz) 171
191. Die drei kleinen Männer auf der Feldmark von Malchow bei Parchim (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen) 174
192. Das untergegangene Kloster im See bei Neustadt (von B. zu W.) 176
193. Der Schloßberg und der Bullerberg zu Schrödershof bei Teterow (von A. Schröder auf Schrödershof) 178
194. Der spukende Kirchenökonomus in der St. Nikolaikirche zu Röbel (vom Herausgeber) 180
195. Der Raubritter von Dasseln zu Boitzenburg (von L. Kreutzer zu Parchim) 182
196. Der Spuk bei dem friedländer Thore in Neu-Brandenburg (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 187
197. Der Prüssel-Todtschlag unweit Lüdershof bei Penzlin (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 188
198. Die wilde Jägerin Frau Wauer und die unterirdischen oder weißen Weiber von Sukow bei Crivitz (von C. Struck zu Dargun) 190

Seite

199. Die wunderbare Pflanze auf dem Keulenberg bei Rodenkrug, zwischen Alt-Strelitz und Neu-Brandenburg (vom Herausgeber) 193
200. Wallenstein und der kühne Pferdehirte aus der Umgegend von Güstrow (von C. F. E. Hahn, Organist zu Dargun) . . 196
201. Die sogenannte Speisekammer auf der Feldmark von Brunshaupten bei Kröpelin (von Fr. Schulz) 199
202. Wie die Mützermühle bei Parchim ihren Namen erhalten, und die weiße Dame daselbst (von H. H. zu Berlin) 201
203. Der unvollendete Teufelsdamm durch den duckwitzer See bei Tessin (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 204
204. Peter Pück, der dienstbare Geist des ehemaligen Klosters zu Schwerin (vom Herausgeber) 207
205. Der Stein mit der ausgehauenen Hand auf dem Marktplatze zu Boitzenburg (von L. Kreutzer zu Parchim) 214
206. Das Wahrzeichen am Steinthore zu Rostock (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 216
207. Das Huckeweib von Malchow, auf der Insel Pöl (von C. Struck zu Dargun) 218
208. Der Riesenstein auf dem Gotteskampe bei Woldegk (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 221
209. Der Zimmermannsberg bei Wesenberg (vom Herausgeber) 222
210. Die nächtliche Mahlzeit in den Kühlungen der diedrichshäger Berge bei Kröpelin (von Fr. Schulz) 224
211. Die Entstehung des kritzower Sees und des schwarzen Berges bei Kritzow, unweit Lübz (von B. zu W.) 226
212. Der bekehrte Pächter von Groß-Methling bei Gnoien (von weiland Pastor J. Mussäus zu Hausdorf) 227
213. Das affenähnliche Ungeheuer im schweriner See bei Schwerin (vom Herausgeber) 230
214. Das vom Teufel versuchte Ehepaar und der große Brand zu Boitzenburg (von L. Kreutzer zu Parchim) 231
215. Der Roland von Wolde bei Stavenhagen (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 234
216. Der Räuber Röpke mit seinen sieben Köpfen auf dem Tisch in den Stahlbergen bei Crivitz (von C. Struck zu Dargun) 236

Seite

217. Der erblindete Papist zu Rostock (von Organist C. F. E. Hahn zu Dargun) 239
218. Der spukende Gefangenwärter zwischen Neuburg und Steinhausen bei Wismar (von Frau Dr. L. Niederhöffer) . . . 240
219. Die Wiederauffindung der Burg Stargard und der Jungfernbrunnen daselbst (vom Herausgeber) 243
220. Die verwünschte Prinzessin unter der Stalenbrücke zu Alt-Strelitz (von Frau Dr. L. Niederhöffer) 251
221. Der Jungfernstein im Walde bei Malchin (vom Herausgeber) 252
222. Die wesenberger Schatzgräber und die blanke Jungfrau (von Friedr. Latendorf zu Neu-Strelitz) 255
223. Weshalb das sonst gebräuchliche nächtliche Festeinläuten bei Stargard abgekommen ist (vom Herausgeber) 256

Erklärung der Titel-Vignette.

Unter einer gewaltigen, tausendjährigen Eiche thront die königliche Obotritia*), Mecklenburgs Schutzgöttin, Mecklenburgs Stolz und Ruhm. Das edle, stolz und kühn erhobene Haupt bedeckt ein Eisenhelm mit einem Adlerfluge geziert. Den markigen Körper verhüllt ein weites, faltiges Gewand; die von einem Schuppenpanzer eingeschlossene keusche Brust umwallt ein Wappenhemd, worauf der vandalisch-obotritische Büffelskopf und der wendische Greif sichtbar. Die Hüften der hohen, hehren Frauengestalt sind mit einem altdeutschen Schwerte umgürtet; eine Löwenhaut ist ihr Mantel. Während die Rechte einen Kranz von Lorbeer und Eichen hält, stützt sich die Linke auf einen Schild mit den alten, ursprünglichen Wappen der verschiedenen mecklenburgischen Lande.**) Ihr

*) In vorchristlichen Zeiten nannten sich die alten Beherrscher Mecklenburgs, die regierenden Vorfahren unserer jetzigen mecklenburgischen Großherzöge, gewöhnlich Könige der Obotriten. Sie sind wahrscheinlich vandalischer Herkunft und Nachkommen der alten vandalischen Könige dieser einst so mächtigen Nation.

**) Nach den heraldischen Forschungen des Archivraths und Landesconservators Dr. Lisch zu Schwerin und des Pastors Masch zu Demern, unter Beibehaltung der jetzt allgemein üblichen Reihenfolge.

zur Seite aber flattern hoch in den Lüften zwei mecklenburgische blau-gold-rothe Tricoloren — eine Hindeutung auf die beiden, das jetzige Mecklenburg bildenden Großherzogthümer, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.

Zur Rechten der Obotritia sitzt die Clio, die Muse der Geschichte, die die Begebenheiten der Welt, die Thaten der Völker und Nationen in das Buch der Geschichte einträgt.

Viel Schönes und Gutes, Seltenes und Wunderbares, Lehrreiches und Poetisches, was die Clio nicht aufgezeichnet, erzählt uns mündlich die links im Schatten einer alten Fichte hockende Sage; und ein Geschlecht pflanzte das von ihr Gehörte auf das andere fort, bis auf den heutigen Tag.

Die Nixe des glambecker Sees bei Neu-Strelitz.

Wie's heißt, wohnt im glambecker See bei Neu-Strelitz eine böse Nixe, die alle Jahre ihr Opfer fordert; denn wenn nicht mehrere — was leider gewöhnlich der Fall — so muß ihr doch jährlich wenigstens ein Mensch als Beute anheim fallen und sein Leben in ihrer Umarmung, in den Fluthen des von ihr bewohnten Sees aushauchen.

Und bis jetzt hat sich auch diese Sage nur zu sehr bewahrheitet; nach den Versicherungen der ältesten Bewohner von Neu-Strelitz ist, so lange sie denken können, noch kein Jahr hingegangen, wo nicht mindestens ein Menschenleben, entweder durch freiwilliges Ertränken, oder durch Zufall beim Waschen, Baden, Wasserfahren oder Schlittern, im glambecker See untergegangen ist.

Fast immer soll sich die Nixe einige Zeit vor dem jedesmaligen Ertrinken eines Menschen zeigen, und zwar in frühster Morgenstunde, vor Aufgang der Sonne. Häufig wollen sie dann schon zu dieser Zeit auf dem See befindlich gewesene Personen, namentlich die Fischer, gesehen haben. Nach ihrer Beschreibung ist sie ein schönes Weib mit langen fliegenden Haaren,

die plötzlich nackend, bis zur Hälfte ihres üppigen Körpers, aus dem Wasser emportaucht, darauf lachend in die Hände klatscht, ein Freudengeschrei ausstößt und dann wieder verschwindet.

Der alte erfahrene Fischer weiß nach einer solchen Erscheinung genug; er weiß, daß nun bald wieder ein Mensch im glambecker See seinen Tod finden wird. Und leider sollen seine Prophezeihungen immer richtig sein und sich nach kurzer Zeit regelmäßig erfüllen.

Was man sich zu Glienke bei Neu-Brandenburg von zwei Knechten erzählt.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Es dienten vor vielen Jahren zusammen bei einem Herrn ein Paar Knechte, die sehr viel von einander hielten, sich in keiner Weise zu nahe traten und in einer Freundschaft lebten, die Manchem zum Muster dienen konnte. Sie waren immer ein Herz und eine Seele und hatten nur den einen betrübenden Gedanken, daß sie sich über kurz oder lang einmal würden trennen müssen. Da machten sie sich das Gelöbniß, wenigstens an ihrem Hochzeitstage sich gegenseitig zu besuchen, möge er auch noch so fern liegen und sie sich auch, wer weiß wo, aufhalten.

Nach Verlauf einiger Jahre schlägt denn auch die Trennungsstunde und die Freunde scheiden mit schwerem Herzen von einander.

Es vergehen wieder einige Jahre und einer der beiden Knechte ist jetzt so weit, sich einen eigenen Hausstand gründen zu können und sich zu verheirathen. Natürlich ladet er seinen Busenfreund zur Hochzeit ein und, wie sich auch von selbst versteht, verfehlt dieser nicht zu kommen, und sie sind sehr lustig mit einander.

Der Verheirathete ist ein fleißiger, ordentlicher Mann, aber seine Familie mehrt sich rasch; er wird in einigen Jahren Familienvater von vier Kindern und es will ihm, da Krankheiten und Mißgeschicke dazu treten, bei dem angestrengtesten Fleiße nicht gelingen, die Seinigen ehrlich und nothdürftig zu ernähren. Die Noth steigt immer mehr, er weiß nicht aus und ein; da kommt er auf den bösen Gedanken, sich an fremdem Eigenthum zu vergreifen. Er stiehlt, wird aber gleich bei der ersten That ertappt und nach kurzem Prozeß aufgehangen und am Galgen hängen gelassen.

In demselben Jahre, da dies geschehen, beabsichtigt sein früherer Mitknecht sich auch zu verheirathen. Er geht einige Tage vor der Hochzeit zur Stadt, um zu derselben einzukaufen, und da führt ihn sein Weg in der Nähe des Galgens vorbei, worin sein Freund hängt. Er gedenkt desselben und spricht vor sich hin: „Das weiß ich gewiß, Du hast nur aus Noth gestohlen, sonst bist Du immer ehrlich und gerecht gewesen; Du hast es nicht gethan aus Uebermuth, sondern aus Armuth!“ Und dabei faltet er seine Hände und betet ein Vaterunser für ihn, worauf er in seinem Selbstgespräch fortfährt: „Und nun soll meine Hochzeit sein; auf Deiner bin ich so vergnügt gewesen, Du hast mir versprochen, auf meine auch zu kommen, aber nun kannst Du nicht kommen!“ —

Mit einem Mal hört der also vor sich hin Sprechende ein eigenthümliches Geräusch im Galgen, fast so, als wenn der

Gehenkte sich umdrehe und zu gleicher Zeit vernimmt er die Worte: „„Ich werde wol kommen!““

Von einer großen Angst befallen, eilt der Lebende so schnell als möglich fort aus der Gegend des unheimlichen Ortes und denkt mit Schrecken seines nahen Hochzeitstages.

Als dieser nun da ist, da kann er es dem Pastor nicht verhehlen, welchen Gast er noch zu erwarten habe und zugleich bittet er diesen und den Küster, daß sie denselben doch zwischen sich nehmen mögten, wenn er wirklich erscheinen solle. Dazu geben beide ihre Einwilligung und Alle sehen nun erwartungsvoll dem Verheißenen entgegen.

Endlich klopft es und herein tritt der Gehenkte mit seinem Strick um den Hals. Schweigend nimmt er den ihm angewiesenen Platz zwischen Pastor und Küster ein, ißt und trinkt und entfernt sich dann eben so still, als er gekommen. Vor dem Hinaustreten aus der Thür winkt er aber dem Bräutigam, ihn zu begleiten und als dieser mit ihm bis vor das Dorf gekommen; da bricht er das Schweigen und sagt: „„Bruder, ich habe nun mein Wort gehalten, ich bin auf Deine Hochzeit gekommen; ich kann Dir aber nicht genug dafür danken, was Du an mir gethan hast. Dadurch, daß Du das Vaterunser für mich am Galgen gebetet hast, bin ich wieder bei Gott zu Gnaden angenommen. Hab' Dank! Hab' Dank!““

„Und ich,“ ruft der Andere, „ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, Dich wiederzusehen; ich muß Dich noch ein Weglein begleiten!“

Und so gehen sie im traulichen Gespräch weiter und der Bräutigam merkt erst nach einiger Zeit, wie die Gegend dort so verändert ist. Sie wandeln wie in einem großen Garten, voll schöner Blumen und herrlich singender Vöglein.

„„Willst Du auch umkehren?““ fragt der Führer den

Andern, „„man mögte Dich vermissen und um Dein Ausbleiben besorgt sein.““

„Oh laß mich!“ erwiederte der Andere, „es ist hier ja so schön und ich bin so erfreut, daß ich mit Dir zusammen sein kann!“

Wieder nach einiger Zeit, da hören sie liebliche Musik und die Schönheit des Gartens hat noch immer mehr zugenommen. Da bleiben sie stehen und der Erstere nimmt das Wort, indem er sagt: „„Ich kann Dir nun nicht länger verschweigen, wo wir sind; wir gehen im Paradiese. Ich kann Dich nun aber nicht weiter mitnehmen und auch nicht länger bei Dir bleiben. Wir müssen uns trennen. Leb' wohl! Leb' wohl!““ Und hiermit verschwindet er vor seinen Augen.

Da steht nun der Lebende, und es bleibt ihm nichts weiter übrig, als nach seinem Dorfe umzukehren. Er aber geht und geht, und kommt nicht an's Ziel; er fragt nach seinem Dorfe, aber er erhält keinen Bescheid, bis er am dritten Tage sich einem Orte nähert, den er für sein Dorf hält, obgleich auch manche Veränderung daran wahrzunehmen ist. Aber den Namen führt es auch.

Hier sucht er seine Angetraute, aber er findet sie nicht; er fragt nach der Hochzeit, doch davon weiß Keiner und ebenso ist er auch den Leuten unbekannt, wie sie ihm.

Da geht er denn zum Pastor, aber auch in ihm findet er einen fremden Mann. Er sagt, daß er vor ein Paar Tagen hier getraut sei; allein das will der Pastor nicht wahr haben, weil er ihn nicht kenne, hier im Orte überdies auch seit längerer Zeit keine Hochzeit stattgefunden habe.

Nun fragt er nach dem Kirchenbuche und bittet darin nachzuschlagen, ob das keine Auskunft gebe.

Aber siehe, der Pfarrer schlägt immer weiter zurück und

endlich, da findet er, daß der Fremde vor 150 Jahren hier getrauet sei.

Da mußte sich dieser also wol fremd in der Welt fühlen, deshalb bittet er den Geistlichen, ihm das heilige Abendmahl zu reichen.

Dies geschieht denn auch sogleich; als aber die heilige Handlung vorüber, fällt der Mann in einen Klumpen Asche vor des Pastors Füßen zusammen.

Der schwarze Tod in Platschow bei Grabow.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Platschow, ein wohlhabendes Dörfchen hart an der preußischen Grenze und an der Landstraße von Grabow nach Putlitz, war von jeher schon ein Ort, der durch den Wohlstand seiner Bewohner in der nächsten Umgegend eine Art von Berühmtheit erlangt hatte. Obgleich Wohlhabenheit in dem Dorfe herrschte, so fand man doch früher nicht in demselben, was man sonst gewöhnlich an solchen Orten zu finden pflegt, Stolz und Uebermuth, Unzucht und Gottlosigkeit. Die Einwohner Platschows blieben demüthig und verließen nicht die Wege des Herrn. In Liebe und Freundschaft wohnte der Nachbar bei dem Nachbar, und in Mildthätigkeit suchte es der Eine dem Andern zuvor zu thun. Der Segen Gottes ruhete denn auch sichtlich auf dem Dorfe. Er hatte es mit Reichthum überschüttet, und es schien auch, als wenn Er eine die ganze Gegend verheerende Krankheit, schwarzer Tod genannt, von

ihm abwenden wolle; denn noch lag in demselben Keiner krank an dieser Pest, wiewol täglich die Platschower in die benachbarten Dörfer eilten und Hülfe leisteten, wo Hülfe nöthig war.

Hieraus sollten die Platschower billig erkannt haben, daß Gottes Auge über sie wache, und sollten sich glaubensvoll Seinem ferneren Schutze vertraut haben. Aber statt dieser guten Zuversicht wurden sie nach und nach kleinmüthig und verzagt; denn als rings umher in den Dörfern der schwarze Tod immer ärger zu wüthen begann, glaubten sie, sich gegen denselben abschließen und daher den Umgang mit den Nachbarsdörfern ganz abbrechen zu müssen. Ein gewaltiger Erdwall mit tiefen Gräben zu beiden Seiten — welcher noch heute, nach etlichen hundert Jahren, an einigen Stellen, wo ihn der wirthschaftliche Spaten des Hauswirths noch nicht wieder niedergeworfen hat, zu sehen ist — war dieserhalb bald aufgeworfen. Hinter diesem Walle glaubten sich nun die Platschower gegen den sie rings umgebenden Feind gesichert.

So lange das Dorf noch offen gelegen und so lange man noch zu den Nachbarn gegangen war, um geliebte Freunde und theure Verwandte zu pflegen in ihrem kurzem, aber schweren Kampfe, so lange war der Wandel unserer Dörfler untadelig vor dem Herrn gewesen. Als sie aber hinter der Schanze saßen, als sich in ihr Gottvertrauen immer mehr ein Vertrauen auf eigne Kraft und Klugheit mischte, da mußte sie der Herr strafen, und da wußte sie der Herr denn auch zu finden, trotz ihrer Feste.

Als man sich noch in bester Sicherheit wähnte, brach, ehe man sich's versah, die Krankheit auch in Platschow aus. Gräßlicher als anderswo trat der schwarze Tod hier auf; weder Junge noch Alte, weder Schwache noch Starke wurden von demselben

verschont. Zu Anfang traten die Gesunden noch zusammen, um den Verstorbenen ein ehrliches Begräbniß auf dem Kirchhofe zu Berge*) zu bereiten. Als jedoch der Todten und Kranken bald so viele und der Gesunden so wenige waren, vermogte man es nicht mehr, alle Todten nach dem berger Kirchhofe zu bringen; man trug sie nur noch über den Wall und begrub sie an dem Kirchwege, auf dem jetzigen Mühlenberge. Was die ersten Leichen noch erhalten hatten, einen Sarg, konnten die letzten auch nicht mehr bekommen, denn es fehlte an Händen, welche denselben zimmerten.

Wenige Tage waren nur verflossen, als schon das ganze Dorf, bis auf einen Mann, ausgestorben war. Dieser Eine, welcher der „lange Schuldt" geheißen hat, trug die letzten Leichname über den Wall nach dem Todtenplatz, wo er sie bei den andern in die noch offene Grube legte und diese dann mit Erde füllte. Wo dieser lange Schuldt später geblieben ist, ob er ausgewandert, oder ob auch ihn endlich der Tod in dem verödeten Dorfe ereilt hat, weiß man nicht; so viel will man aber wissen, daß das Dorf nach seinem Aussterben in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren von keiner Menschenseele bewohnt worden ist.

Nach 30 und etlichen Jahren versuchten es zuerst 5 Menschen, 3 Gebrüder Schuldt und 2 Gebrüder Holm, sich in diesem Dorfe wieder anzusiedeln. Als sie in demselben erschienen, fanden sie die Häuser schon ihrer Dächer und der meisten Wände beraubt, auch einige vom Winde ganz über den Haufen geworfen; die Straßen aber standen so voll Unkraut und Gebüsch, daß fast nicht hindurch zu dringen war. Hierin lebten mehrere hundert Hunde, groß und klein, durch deren furcht-

*) Berge, ein preußisches Dorf, wohin Platschow eingepfarrt ist.

bares Geheul die Einwanderer zuerst in Angst und Grausen versetzt wurden.

Nur ein einziges Haus auf dem jetzigen schuldtschen Gehöfte fand man noch in ziemlich wohnbarem Zustande, doch hatte auch in diesem seit einer Reihe von Jahren kein Feuer mehr auf dem Herde gebrannt, da ein Hollunderbaum von der Dicke einer Wagendeichsel auf demselben stand und mit seinen Zweigen den ganzen Raum einnahm.

Nachdem dies Haus die Einwanderer aufgenommen hatte, machte man noch vier andere Häuser bewohnbar, suchte darauf die Straßen von dem Gebüsch zu reinigen, vor Allem aber die gräßlichen Hunde aus dem Dorfe zu entfernen und dann den Anfang bei der Ackerwirthschaft zu machen.

Alles gelang auch gar schnell; denn als nach etlichen Jahren noch andere Familien einwanderten, fanden diese schon wieder ein freundliches Dörfchen, welches fast keine Spur der Verwüstung mehr an sich trug.

Nach und nach hob sich auch der Wohlstand des Ortes wieder, und bald war Patschow wieder eines der wohlhabendsten Dörfer der ganzen Umgegend.

Zur Bestätigung vorstehender Sage findet man, außer dem gedachten Walle, noch viele Menschenschädel und andere menschliche Ueberreste auf dem nahen Windmühlenberge bei Patschow, wo, wie wir schon gehört, zur letzten Zeit der schwarzen Pest die Leichen begraben sein sollen.

Der Grapenwerder bei Penzlin und was man sich von demselben erzählt.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Schon früher ist einmal der Grapenwerder bei Penzlin erwähnt worden.*) Wie das gewöhnlich mit den Plätzen geht, welche irgend ein Denkmal längst vergangener Zeiten herbergen, so macht auch der Grapenwerder mit seiner alten Burgstelle viel von sich reden. Es knüpft sich an denselben Manches, was sich schon die Väter in alter, alter Zeit erzählt haben; Manches dagegen auch, was man in neuerer Zeit erlebt haben will.

Auf dem Grapenwerder, so erzählt man sich, stand zu den Zeiten, als die Wenden noch in Mecklenburg hausten, eine gar mächtige Burg. Auf dieser residirte ein Reichsgraf, dem alles Land rund umher unterthan war. Wernicke**), so hieß dieser Graf, hatte Rechte wie ein Fürst und kam einem solchen auch an Macht und Reichthum gleich. So hatte er auch das Recht, Münzen zu schlagen; und wenn er seine Burg verließ, so begleitete ihn stets ein ganzer Hofstaat von Edelleuten, Knappen und Dienern.

Wernicke aber war einem noch mächtigern Fürsten, dem Könige von Rhetra***) unterthan.

---

*) Siehe Anmerkung 2, Seite 49 zweiten Bandes.

**) Der Name dieses Grafen wird verschieden angegeben; Manche nennen ihn Graf Grapen, Andere Graf Werder und wieder Andere Wernicke.

***) Siehe Seite 3 zweiten Bandes die Sage: Die Kirchenglocken zu Prillwitz bei Neu-Strelitz.

Dort in Rhetra war auch der Hauptgott der Wenden, Radegast, von dem man sich erzählt, er sei von purem Golde und so groß gewesen wie ein 18jähriger Jüngling, und habe auf einer tonnenförmigen Säule von massivem Golde gestanden.

Hierher nach Rhetra nun kam Wernicke, wenn ihn sein König dahin beschied, oder wenn irgend ein Fest des großen Wendengottes gefeiert werden sollte.

Wol beging man zu Wernicke's Zeiten diese Feste noch mit alter gewohnter Pracht und vielleicht auch mit mehr Pomp und Glanz als ehedem. Aber so fröhlicher, ungetrübter Stimmung war man nicht mehr, wie in früheren Zeiten; drohete doch vom deutschen Reiche her dem Wendenthum große Gefahr, ja, wie Mancher wol ahnte, völliger Untergang. Oefter schon hatten Boten des Evangeliums das Wendenland umher durchzogen; aber nur gezwungen und auf kurze Zeit beugte man den harten Nacken unter das sanfte Joch Christi, um es bei erster bester Gelegenheit unter Morden und Wüthen wieder abzuschütteln.

Es war noch gar nicht lange her, daß man sich abermal im wilden Aufruhr von der verhaßten Sachsenherrschaft freigemacht und dabei auch viel Christenblut vergossen hatte, als wieder einmal das Fest des großen Radegast gefeiert werden sollte. Auch Wernicke erschien zu Rhetra mit großem Trosse. In trunkener Siegesfreude brachte man dem Götzen blutige Dankopfer, und in Rausch und Taumel suchte man die Jahre der Christenherrschaft zu vergessen.

Da erscholl plötzlich die Schreckenskunde: „Die Sachsen und ihr mächtiger Herzog, Heinrich der Löwe, ziehen gerüstet mit großem Heere zur Rache heran!"

Das war wie ein Donnerschlag aus klarer Luft. Alles

floh so schnell als möglich; denn man wußte wol, was man zu erwarten hatte. Auch Wernicke jagte durch die eiserne Pforte mit den Seinen zur sichern Burg zurück, indeß die Bewohner von Rhetra und mit ihnen die Radegastpriester um das Südende des penzliner Sees durch unwegsame, sumpfige Gegenden zu entkommen suchten.

Dieser letztere Trupp führte auch das Radegastbild mit sich. Man wollte es, wenn irgend möglich, vor den Christen retten. Doch kam man nicht weit mit demselben, weil der Feind schon auf den Fersen war; schon in der Nähe von Penzlin mußte man es in einem Sumpfe, der sogenannten Trennelkoppel*), bis auf günstigere Zeiten hin, versenken. Dieser Trupp kam übrigens nur bis in die Gegend von Warin, dort wurde er vernichtet. Das Bild aber blieb in dem Sumpfe.

Auch Wernicke durfte sich nicht lange mehr auf der Burg seiner Väter aufhalten. Spione hatten ihm die Nachricht hinterbracht, das die Deutschen im Anzuge und nicht mehr weit entfernt seien. So suchte er denn noch das Werthvollste von seinen Sachen in Sicherheit zu bringen, um dann mit den Seinen auch in das Dickicht der Wälder zu flüchten.

Zu den zahlreichen Kostbarkeiten Wernicke's aus edlem Metall gehörte unter Anderm auch eine Wiege, die ganz von massivem Golde war. Diese hatte man ihrer Schwere wegen auf einen Wagen besonders geladen. Nun geschah es aber, daß der Knecht, welcher sie fahren sollte, nicht zeitig genug schwenkte, als er von dem Burgplatz herunter jagte, und so mit seinem Wagen sammt der kostbaren Ladung in das vor der Auffahrt befindliche, sogenannte große blanke Soll gerieth.

*) Die Trennelkoppel ist eine Wiese links an der Chaussee von Penzlin nach Neu-Strelitz, in der Gegend der Stadtmühle.

An Rettung war nicht mehr zu denken; denn das blanke Soll ist tief, sehr tief, ja wie Manche sagen, so ist in dem weichen, morastigen Grunde desselben gar kein fester Boden zu finden. Wernicke ließ daher die Wiege, wenn auch nur ungern, im Stiche, um nur sich und die Seinen zu retten. Bevor er aber davon jagte, warf er einen Feuerbrand in seine Burg, und als die Christen die Stätte erreichten, fanden sie nur einen rauchenden Trümmerhaufen.

Wernicke kehrte nie wieder zurück. Er fiel im Kampfe gegen den Feind. Seine Burg blieb verwüstet und bewuchs mit Dorn und Strauch, bis man später das Land urbar machte. Nur rund um den eigentlichen Burgplatz her ließ man eine Hecke, gleich einem großen Kranze, stehen, welche ihn vor gänzlichem Verfalle schützt. Sonst wird der ganze Grapenwerder, so weit es geht, nebst dem Burgplatze und auch eine kleine neben demselben liegende Erhöhung, „der Kellerberg", beackert.

Von dem blanken Soll, welches selbst die seit zwei Jahren herrschende Dürre nicht auszutrocknen vermogte, behauptet man, daß es noch die goldene Wiege birgt. Man hat auch verschiedene Versuche gemacht, derselben habhaft zu werden, aber es hat bis dahin noch Keinem recht glücken wollen. So ließ unter Andern auch der Besitzer eines angrenzenden Ackerstückes einen noch vorhandenen Graben, zur Ableitung des Wassers aus dem blanken Soll, anlegen. Bevor derselbe die gehörige Tiefe erlangt hatte, ermüdete man aber schon bei der Sache. Aufgegeben ist sie aber darum keineswegs, sondern Mancher denkt noch darauf, wie wol dem Schatze beizukommen sei.

Aehnlich geht es auch mit dem goldenen Radegastbilde in

der Trennelkoppel. Es ist dasselbe schon zu verschiedenen Zeiten Ziel der Schatzgräberei, aber immer ohne Erfolg, gewesen.

Auf dem Grapenwerder soll man übrigens beim Ackern, außer Streitäxten, antiken Topfscherben und dergleichen, auch schon einzelne uralte Geldstücke gefunden haben, welche man für das vom Grafen Wernicke gemünzte Geld ausgiebt. Ja, von einem penzliner Bürger, der nun aber schon längst todt ist, behauptet man, daß er seinen Reichthum einem glücklichen Funde auf dem oben erwähnten Kellerberge zu verdanken habe. Er soll dort nämlich einen großen Topf voll sogenannter Henkelthaler vom feinsten Silber gefunden und diesen Schatz für sich behalten haben; und soll auch der Jude, der ihm beim Auswechseln der Münzen behülflich gewesen, hiedurch reich geworden sein.

Es läßt sich leicht denken, daß hiedurch nicht wenig die Gier der Schatzgräber angestachelt worden ist. Diese haben denn auch schon von jeher ihr Unwesen auf dem Grapenwerder getrieben, wobei es freilich oft an ergötzlichen Scenen nicht gemangelt haben soll. Am meisten aber hat der Schatzgräberei auf dem Grapenwerder folgende Geschichte, welche sich dort zugetragen haben soll, Vorschub geleistet:

Es war einmal vor Jahren, als ein lapitzer Bauer, der aber nun schon lange todt ist, von Penzlin heimkehrte. Er hatte dort mehrere Einkäufe gemacht, weil er „Kindelbier"*) auszusteuern hatte. Dabei ward wol etwas mehr getrunken, als dienlich ist, und weil nun auch der Abend ziemlich dunkel war, so verfehlte der Mann den rechten Weg und anstatt grade aus nach Lapitz zu gehen, ging er rechts über den Grapenwerder-

*) Kindtaufe.

Damm nach dem Grapenwerder. Als er hier ankam, sahe er ein Feuer brennen und bei demselben zwei Männer beschäftigt.

„Da kannst du dir mal schön deine Pfeife anbrennen," dachte unser Bauer in seiner Einfalt, und weil er etwas wortkarg von Natur war, so trat er, ohne ein Wort zu sagen, näher, nahm sich eben so stillschweigend eine Kohle und legte sie auf seine Pfeife. Das aber schienen gar närrische Kohlen zu sein; für's Erste waren sie gar nicht heiß anzufühlen, obwol sie durch und durch glüheten, und dann waren sie auch alsobald verglimmt und schienen Steine geworden zu sein, sowie sie auf der Pfeife lagen.

Eine ächt mecklenburgische Natur läßt sich indeß nicht so leicht aus der Fassung bringen, und so langte sich denn auch der gute Bauer, als es mit der ersten Kohle nicht gehen wollte, eine zweite und mit derselben Seelenruhe eine dritte, vierte u. s. w. und warf die unbrauchbaren eben so unverdrossen bei Seite. Zuletzt, als er sahe, daß all sein Bemühen vergeblich war, wollte er sich auf den Rückweg machen. Da winkte ihn aber einer der Männer und bedeutete ihm, seinen Quersack aufzuthun.

Unserm Bauern mogte jetzt ein Licht aufgehen und so leistete er willig Folge. Die beiden Männer aber schütteten ihm von den glühenden Kohlen, die übrigens gleich verloschen, so viel in seinen Quersack, als er nur irgend zu tragen vermogte. Damit machte er sich denn endlich auf den Weg nach Hause, wo er erst spät in der Nacht keuchend und in Schweiß gebadet anlangte.

Hatte man auch wegen des Bauern langen Ausbleibens daheim viel Angst ausgestanden, so war nun doch die Freude um so größer, als er seinen Quersack ausschüttete und lauter blanke Goldstücke aus demselben auf den Tisch rollten.

Nun mußte der Glückliche erzählen, was ihm auf dem Wege begegnet war und wie er den großen Schatz erlangt hatte.

Am andern Morgen ganz frühe aber machten sich etliche von seinen Leuten auf, um an der bezeichneten Stelle nachzusehen, ob dort nicht noch mehr von dem edlen Metall zu finden wäre. Sie konnten jedoch nichts entdecken, nur fanden sie die Goldstücke, welche der Bauer am Abend vorher, als unbrauchbare Kohlen, bei Seite geworfen hatte.

Von diesem Funde soll sich des erwähnten Bauern Reichthum, welcher mindestens in Lapitz sprüchwörtlich war, herschreiben; und auch seine Nachkommen sind noch bis auf diesen Tag wohlhabende Leute.

Außerdem erzählt man sich noch von dem Grapenwerder, daß sich dort zu Zeiten ein kleines graues Männchen sehen lasse, und giebt es Leute zu Penzlin, welche dasselbe in dem Gesträuch wollen gesehen haben, wie es eiligst umhergekrochen ist. So soll es unter Andern auch einmal einen Knaben beim Vogelnestsuchen dermaßen erschreckt haben, daß derselbe davon krank geworden ist und wochenlang das Bett hat hüten müssen.

Der in der Müritz unweit Waren liegende grosse Bernstein.

Einer der größten und herrlichsten Bernsteine der Welt ruht, einer alten Sage nach, unweit der Stadt Waren, im tiefen Schooße der Müritz — dieses schönen und größten Landsees, nicht allein Mecklenburgs, sondern auch ganz Nord-

deutschlands. — Derselbe muß einen ungeheuren Werth haben, denn er soll so groß wie ein Haus und von seltener Reinheit und Durchsichtigkeit sein.

Aber noch keines Menschen Auge hat diesen wundervollen Bernstein erschaut und wird ihn auch wol je erschauen, da er Tag und Nacht auf das Sorgsamste von einer Nixe der Müritz bewacht wird.

Um diesem ihrer Obhut anvertrauten Kleinode stets nahe zu sein, hat sich die treue Hüterin tief unten auf feuchtem Seesgrunde eine Wohnung aus lauter kleinen Bernsteinstücken — woran die Müritz ziemlich reich und deren sie noch jetzt häufig, namentlich an den nördlichen Ufern bei Waaren, auswirft — erbaut. Ihre Schwestern, die Seejungfern aus den andern Theilen der Müritz und den nahe herumliegenden Gewässern, haben ihr in alten Zeiten dabei geholfen, indem sie die größten und klarsten Bernsteinstückchen aus allen Ecken und Enden des umfangreichen Landsees zusammentrugen und ihr daraus dann einen prächtigen Pallast kunstvoll zusammenfügen halfen.

Mit ängstlicher Aufmerksamkeit bewacht nun seit dieser Zeit die Nixe in ihrem durchsichtigen Hause diesen schönsten und herrlichsten Bernstein, und verbirgt das ihrem Schutze übergebene, unschätzbare Gut den Blicken der habsüchtigen Menschen.

Niemand darf sich ihrer Wohnung ungestraft nähern, und Jedermann sucht deshalb auch so viel als möglich ihr Gebiet zu meiden und hütet sich, dahin zu kommen. Naht sich aber dennoch Jemand unbewußt ihrem Pallaste, fährt einmal zufällig ein Nachen über denselben hinweg, dann bemächtigt sie sich seiner, dann hält sie ihn mit unsichtbaren Fingern fest, daß er weder vor- noch rückwärts kann, und beunruhigt und ängstigt die darin Sitzenden, die, wenn sie endlich wieder nach langer

Zeit von ihr losgelassen werden, noch von großem Glücke nachsagen können, so mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein. Der Verwegene aber, welcher wissend mit seinem Boote der Seejungfer Bereich überfährt, ist des Todes; denn sofort ergreift sie ihn und zieht ihn hinunter in's schaurige Wellengrab.

Weiß man nun auch wol ziemlich die Gegend ihres Wohnortes, so weiß doch Niemand genau die Stelle anzugeben, wo er grade gelegen ist. Die Fischer und Schiffer, wie auch solche Leute, welche häufig mit ihren Fahrzeugen die blaue Fläche der Müritz durchfurchen und auf dem Wasser Bescheid wissen, werden selten von dieser den großen Bernstein bewachenden Nixe belästiget, da sie wenigstens doch ungefähr ihren Aufenthaltsort kennen und ihn stets zu umgehen bestrebt sind. Aber weniger auf dem Wasser Bescheid Wissende kommen mitunter ohne Absicht und Willen in ihre Nähe, und daher kommt es denn, daß man zuweilen hört: wie plötzlich auf hoher Müritz ein Kahn mit einem Male, als sei er angebannt, festgesessen und nicht von der Stelle gekonnt, wie sich die Leute in demselben beunruhiget und geängstiget, und wie sie dann endlich erst nach langen, vergeblichen Anstrengungen und Bemühungen, nach vielen Bitten, Beten und Weinen, schweißtriefend und todesmatt wieder losgekommen sind ꝛc.*)

Das ist dann das Seeweib gewesen, die entweder aus Sorge für den bewachten Bernstein, oder aus Zorn über ihre gestörte Ruhe die Menschen festgehalten, gequält und geängstiget hat, um in Zukunft nicht wieder von ihnen gestört und beunruhigt zu werden.

*) Noch vor ein Paar Jahren soll es so einer lustfahrenden Gesellschaft auf der Müritz ergangen sein.

Die Strafe eines Meineidigen zu Boitzenburg.

(Von N. N. zu B.)

Wer die Umgebungen Boitzenburgs näher kennt, der weiß auch, daß dort in dem Weichbilde derselben, theils in den Gärten halb versteckt, theils an den Landstraßen, einzeln kleine Häuser liegen, die von den Gewerbtreibenden der Stadt, namentlich vom Schifferstande, bewohnt sind.

In einem dieser Häuser, hart am Wege, wohnte einst ein Mann, der mit größeren Kenntnissen ausgestattet war, wie nach damaligen Begriffen der gewöhnliche Mann. Ihm waren die drei Hauptsachen der gewöhnlichen Lebenswissenschaft nicht unbekannt, er konnte lesen, schreiben und rechnen. Der gewöhnliche Mann konnte kaum nothdürftig lesen, geschweige denn schreiben und rechnen, und wer damals alle drei Fähigkeiten inne hatte, der galt schon für einen Gelehrten. Deshalb pflegte auch seine Mutter von ihm zu sagen: „Mein Sohn, der Advokat!“

Dieser Sohn, seines Zeichens ein Zimmermann, war weit in der Welt umher gewesen und hatte nicht allemal seinem redlichen Gewerbe angehangen, sondern manche lose Streiche ausgeführt. So, sagte man, sollte er sich einst unter falschem Namen von den Holländern haben anwerben lassen, habe das Handgeld genommen und sei darauf desertirt. Doch durfte man, bei Leibe nicht, ihm das in's Gesicht sagen, denn er verstand keinen Spaß.

Nachdem sein Vater gestorben, kehrte er in die Heimath zurück, um sein Erbe in Besitz zu nehmen; denn er war der älteste Sohn und ihm fiel das väterliche Haus anheim. Er

verheirathete sich und setzte das Geschäft seines Vaters als Zimmermeister fort. Von nun an nannte man ihn, zum Unterschiede von seinem Bruder, welcher als ein zwar weniger begabter, aber redlicher Mann in der Stadt wohnte und das Maurerhandwerk betrieb, „Buten-Peter", das heißt Peter draußen; wogegen sein Bruder „Binnen-Klas", das heißt Nikolaus in der Stadt, genannt wurde.

Allein unser Peter trieb alles Andere lieber, als sein Geschäft, und so kam es denn auch, daß es bald mit ihm den Krebsgang ging. Er vernachlässigte seine Kunden, besorgte nichts zur rechten Zeit und ließ die Gesellen ohne Arbeit auf dem Bauplatze stehen, während er in den Wirthshäusern saß. Bei solcher Führung mußte in ein Paar Jahren Alles zu Grunde gehen, da er nicht den Bitten seiner Frau und den vernünftigen Vorstellungen seines Bruders Gehör schenken und bei Zeiten einlenken wollte.

Doch Mancher hat oft mehr Glück als er verdient, so auch unser Peter. Wie alle Arbeit und Verdienst dahin war, wurde ihm noch, durch das inständige Bitten seiner Frau, welche beim Magistrat einen hohen Gönner hatte, ein städtischer Dienst zu Theil, welcher seinen Neigungen mehr zusprach, als die Holzaxt in der Hand auf dem Bauplatze zu stehen.

Er wurde die rechte Hand des städtischen Kämmerarius, hatte die Aufsicht über das städtische Baumaterial und über die Arbeiter. Hier war er recht an seinem Platze und konnte nach Belieben den Herrn spielen, wenn er nur seine Oberen sich zu Freunden hielt.

Wer etwas an die Stadt zu liefern hatte oder Arbeit zu haben wünschte, der mußte Herrn „Buten-Peter" seinen ergebensten Diener machen; denn sonst wurde er nicht beachtet,

oder man fand an den gelieferten Sachen so viel zu tadeln, daß er sich mußte erhebliche Abzüge gefallen lassen.

Kurz, Jeder fürchtete ihn und suchte seine Freundschaft nach, und Peter wußte dieses gut auszubeuten.

Einstmals beschloß man die Straßen der Stadt neu zu pflastern, und es wurden dieserhalb große Lieferungen an Steinen ausgeschrieben, welche unser Peter zu empfangen und Scheine darüber auszustellen hatte.

Zur selbigen Zeit wollte auch ein reicher Mann sich ein großes Haus bauen lassen, mit einem massiven Steinfundamente und einem großen Keller. Da nun die Fundamentsteine, durch die Lieferungen an die Stadt, theurer geworden und schwer zu haben waren, so beschloß er, unsern Peter für sich zu gewinnen, damit er ihm zu guten Bausteinen behülflich sei. Beide lernten sich auch, so sagte man, bald kennen und verstehen, und eines schönen Tages waren auf dem Bauplatze des reichen Herrn Steine in schönster Auswahl und reichlich vorhanden, während sie bei der Straßenpflasterung zu mangeln begannen.

Man murrte laut und schalt den Peter einen Betrüger; und da die Sache Aufsehen erregt hatte, so sah man sich genöthigt, den Peter seines Dienstes zu entlassen und in Untersuchung zu ziehen.

Der Prozeß gegen ihn wurde mit aller Umständlichkeit geführt, und obgleich die Beweise klar zu Tage lagen, so schwor sich doch unser Peter von der That frei, indem er sich hoch und theuer vermaß: „Wenn ich falsch geschworen, so soll mir die Zunge aus dem Halse faulen.“

Damit stürzte er fort aus der Gerichtsstube.

Aber furchtbar rächte sich das Geschick an ihm; denn kurze Zeit darauf fühlte er einen Stich in der Zunge. Sie wurde

so dick, daß er nur lallend reden konnte und zeigte endlich widrige Eiterbeulen; und wer in seiner Nähe saß, der wurde von dem Pesthauche seines Mundes höchst unangenehm berührt. — Er wurde gestraft an dem Organe, mit dem er gefrevelt! —

Wenn er so in den Straßen der Stadt, finsteren Blickes, den Hut tief im Gesichte, einherwandelte, so wich Alles scheu vor ihm; selbst seine besten Freunde kannten ihn nicht mehr. Doch wollte Einer, der mehr Mitleiden fühlte, wie die Anderen, ihn anreden, so floh er entsetzt von dannen. — Das war die Macht des bösen Gewissens! —

Endlich nach wochenlanger, unendlicher Qual, starb er an jener fürchterlichen Krankheit, dem Zungenkrebse, nachdem er auf dem Todtbette, wo es leider zu spät war, sich noch einmal bemüht hatte, zu reden.

Ein dumpfes Röcheln war nur noch vernehmbar gewesen, darauf war seine Seele entflohen, um Rechenschaft abzulegen vor jenem höheren Richter, wo jedes Leugnen vergebens ist.

Auch jenem reichen Mann wurden die Fundamentsteine, worauf er sein Haus gebaut, zum Fluch; er erkrankte und siechte bald darauf sichtbar dahin, bis er zuletzt nur noch, gleich einer wandernden Leiche, mühsam am Stabe dahinschlich.

Nach Jahresfrist starb auch er und hinterließ einen ungerathenen Sohn, der bald das väterliche Erbe vergeudete und sich durch ausschweifenden Lebenswandel ein frühes Grab bereitete.

So kam auch dies unrecht erworbene Gut nicht mehr auf den dritten Erben, sondern ging alsbald in fremde Hände über. „Unrecht Gut gedeiht nicht!“ konnte man auch hier mit Recht sagen.

In der Nähe von Peters einsamem Hause war es lange Zeit nicht recht geheuer. Man sagte, sein Geist könne im Grabe nicht Ruhe finden und irre in der Gestalt eines schwarzen Pudels ohne Zunge in den Wegen umher, der die Menschen bei nächtlicher Weile durch sein heiseres Geheul erschrecke.

Alte fromme Mütter, welche zu später Abendstunde dieses Weges kamen, sprachen still ein Vaterunser und eilten scheu vorüber.

Auch pflegte man den Kindern, welche nicht zur Ruhe wollten, drohend zuzurufen: „Warte nur, der schwarze Peter kommt," worauf dann die Kleinen still bei Seite krochen.

Wovon Bannenbrück bei Neu-Brandenburg seinen Namen erhalten haben soll.

(Von C. Langmann, Lehrer zu Sponholz.)

Die zum sponholzer Territorium gehörende Unterförsterei Bannenbrück soll ihren Namen von der unweit davon entfernten steinernen Brücke haben, die man auf dem Wege von Pragsdorf nach Stargard trifft.

Bei dieser Brücke soll nämlich in früherer Zeit eine Bande Wegelagerer ihr Schandgewerbe getrieben haben, indem sie über die Brücke eine Schnur, die zu ihrem Schlupfwinkel führte, gezogen. Sobald nun ein Reisender dieses Weges gekommen und mit den Füßen die Schnur berührt, hat ein daran befindliches Glöcklein die Räuber sogleich aufmerksam hierauf gemacht, die dann auch nicht gesäumt über den Armen herzufallen, ihn auszurauben und oft gar zu ermorden.

Ein merkwürdiges Bild in der St. Nikolai-Kirche zu Rostock.

(Von H. Pintz, Kämmerarius zu Röbel.)

Vor etwa 50 Jahren fand ich in Rostock, in dem Hause meines damaligen Principals, zufällig ein Lesebuch, die Reisebeschreibung eines gewissen Jemands aus älterer Zeit — wahrscheinlich aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — So viel ich mich noch erinnere, hatte dieser Jemand die Seestädte der Ostsee, von Kiel bis zur russischen Grenze, bereiset und beschrieb er nun die Merkwürdigkeiten der besuchten Städte. Ich wurde sogleich auf Rostock aufmerksam und fand unter Anderm, daß dieser N. N. auch in der St. Nikolaikirche gewesen war und eines dort befindlichen Bildes erwähnte, welches durch seine zwei verschiedenen Unterschriften berühmt geworden ist.

Nach der Beschreibung des N. N. stellte das Bild die Verkündigung Maria dar, und zwar den Augenblick, als der Engel Gabriel der Gebenedeiten die göttliche Botschaft brachte. Das Bild soll, wie das Buch weiter berichtete und wie ich es nachher auch mündlich hörte, durch folgende Veranlassung entstanden und in die Kirche gekommen sein:

Ein reicher Geizhals, der sein großes Vermögen wol nicht auf ganz redliche Art zusammengebracht und wahrscheinlich die Armuth viel gedrückt hatte, glaubte durch ein Geschenk an die St. Nikolaikirche seine Sünden abbüßen zu können. Er ging deshalb zu einem Maler, mit dem er viel in Geldsachen zu thun hatte, und ließ von diesem das beregte Bild anfertigen, doch ohne vorherigen Accord.

Als das Bild fertig war, ging der Geizhals wieder zum Maler, um es zu besehen und zu bezahlen, fand aber die geforderte Summe viel zu hoch. Da der Künstler den reichen Mann nicht erzürnen wollte und konnte, so mußte er es für die Hälfte des geforderten Preises weggeben und auch noch obendrein als Zugabe eine Unterschrift hinzufügen.

Der Maler, welchem die Unterschrift zu wählen überlassen worden war, schrieb darunter: „Recht thun währt lange!“ wornach denn das Bild in der Kirche aufgehängt wurde.

Das Bild wurde alsbald als ein vorzügliches Kunstwerk anerkannt, jedoch die Unterschrift nicht für passend gehalten, indem sie sich zu sehr auf die Persönlichkeit des reichen Geizhalses beziehe. Dieser hatte das Urtheil kaum gehört, als er auch schon zum Maler eilte, ihm heftige Vorwürfe machte und von ihm verlangte, statt dieser Inschrift die Worte der Maria zu setzen: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der Maler sagte: „Das kann ich machen, aber es ist zu mühsam; ich muß fast das ganze Bild neu malen und deshalb müssen Sie mir jetzt noch einmal so viel Geld geben, als ich schon bekommen habe.“

Der Geizhals mußte nothgedrungen einwilligen. Der Maler aber überarbeitete die ersten Worte so meisterhaft, daß sie scheinbar nicht zu sehen waren, und setzte dafür die zweite Unterschrift; worauf denn auch das zweite Honorar gezahlt wurde.

Unser gute Künstler hatte aber so geschickt gearbeitet, daß in der Kirche allenthalben die letzte Unterschrift zu lesen war, während man auf einer Stelle, von nur wenigen Quadratfuß, ganz deutlich die erste und nicht die zweite Inschrift sah.

Allgemein fand man, daß dies nun ein noch größeres Kunstwerk sei, und so wurde denn beschlossen, — da auch der

Geizhals inzwischen plötzlich verstorben war — daß es mit den beiden Inschriften so bleiben solle.

Am nächsten Sonntage ging ich sofort in die St. Nikolaikirche, um mich selbst von Allem zu überzeugen. Leicht fand ich auch das Bild, die Figuren in Lebensgröße abgebildet und mit der letzten Unterschrift: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!" versehen. Nach beendetem Gottesdienst suchte ich auch die Stelle zu finden, von wo aus man auch die zweite Unterschrift sehen konnte, was mir ebenfalls gelang, indem ich von hier aus, statt der ersteren, die Worte las: „Recht thun währt lange!"

Ob dies merkwürdige, wahrscheinlich schon einige hundert Jahre alte Bild, nach der kürzlich stattgefundenen inneren Restauration der St. Nikolaikirche, dort noch jetzt vorhanden sein mag, steht dahin; vor 50 Jahren hatte es daselbst seinen Platz zur rechten Seite der Orgel, an einem Pfeiler der großen Wand.

Der spukende Trommelschläger in dem unterirdischen Gange zwischen der Festung Dömitz und der hannoverschen Stadt Danneberg.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Etwa zwei Meilen von Dömitz, jenseit der Elbe, liegt das hannoversche Städtchen Danneberg, der Hauptort einer alten

Grafschaft, die 1303 durch Kauf an Lüneburg kam.*) Zur Zeit nun, als den Grafen von Danneberg auch Dömitz gehörte, waren beide Festungen durch einen unterirdischen Gang, unter der Elbe hindurch, mit einander verbunden, dessen Zweck wol war, der Besatzung Hülfstruppen und Lebensmittel zuzuführen, wenn einmal die eine oder die andere Festung hartnäckig und lange belagert werden sollte.

Nur Wenige haben sich später durch diesen Gang begeben. Gewöhnlich war die Luft in demselben dumpf und unerträglich, und man sah sich alsbald genöthigt, den Rückweg anzutreten.

Der letzte Wanderer dieses Weges war ein Trommelschläger der dömitzer Besatzung — zur Zeit als Herzog Carl Leopold **) dort residirte — der wegen eines Vergehens gegen seinen Vorgesetzten in einen dumpfen Kerker geworfen wurde. Es gelang ihm, aus demselben zu entkommen; aber kaum war er am jenseitigen Ufer der Elbe angekommen, da packten ihn auch schon seine Verfolger. Er wurde zurückgebracht, in ein noch festeres Gewahrsam geworfen und endlich verurtheilt, sich, zur Strafe für sein Entlaufen, trommelnd durch den unterirdischen Gang nach Danneberg zu begeben. Wol bat er flehentlich, ihm doch diesen Gang zu erlassen, aber vergebens.

Zur festgesetzten Stunde trat der Trommelschläger im vollen Paradeanzuge, der auch zugleich sein Todtengewand werden sollte, den Marsch an. Wacker schritt er vorwärts, so

*) Der diesseits der Elbe gelegene Theil der ehemaligen Grafschaft Danneberg, wozu auch Stadt und Festung Dömitz gehörten, kam aber später, 65 Jahre nach dem Aussterben der Grafen von Danneberg, mit Ausnahme des jetzigen hannoverschen Amtes Neuhaus, im Jahre 1372 an Mecklenburg.

**) Siehe Anmerkung Seite 193 zweiten Bandes.

Der Herausg.

daß seine Freunde, die ihn zu Kahn auf der Elbe und dann zu Fuß auf der Oberfläche der Erde begleiteten, kaum so schnell dem dumpfen Klange der Trommel folgen konnten.

Bald war die Hälfte des Weges zurückgelegt. Immer weiter ging es, man war nur noch eine halbe Stunde von Danneberg entfernt. Aber ach! als man den Soldaten schon für gerettet hielt und vor Freude jauchzte, da hielt er plötzlich zu trommeln inne und wurde nicht wieder gehört.

In Danneberg, wo es inzwischen bekannt geworden war, daß der Trommelschläger der Stadt schon auf eine halbe Stunde nahe sei, war Alles auf den Beinen, um ihn zu empfangen, aber er kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Mitternacht, und noch immer kam er nicht; er ist auch nie angekommen.

Nach einer andern Sage hat der Trommelschläger Depeschen nach Danneberg bringen sollen. Man hat ihn noch bis eine halbe Stunde vor dem Orte trommeln hören, aber angekommen ist er dort nicht.

Nach dieser Zeit hat Niemand wieder diesen unterirdischen Gang zu betreten gewagt; der Trommelschläger ist der Letzte gewesen. Sein Geist soll noch heute in dem Gange herumwandeln und will man ihn zuweilen auch noch dort unten trommeln hören.

Die Teufelsbrücke im gahlenbecker See bei Friedland.

Südöstlich von Friedland liegt an dem über eine halbe Meile langen gahlenbecker See der gleichnamige, große Hof Gahlenbeck.*) Von dem jenseitigen Ufer dieses Sees, das aus unabsehbaren Wiesenflächen besteht, erstreckt sich eine höchst wahrscheinlich künstlich hergestellte Landzunge bis etwa zur Mitte in denselben hinein, welche man allgemein die Teufelsbrücke nennt.

Nach einer alten Sage soll diese Landzunge auch wirklich der Rest eines Dammes oder einer Brücke sein, die der Teufel einmal durch den ganzen gahlenbecker See bauen wollte. Ueber die Veranlassung zu einem solchen Baue erzählt man sich Folgendes:

In uralten Zeiten wohnte ein Schäfer zu Gahlenbeck, der sich kümmerlich von dem Ertrage seiner Heerde ernährte; denn die Weide war mager, seine Schafe konnten darauf nicht gedeihen und ihm deshalb auch nur wenig einbringen. Mit sehnsüchtigen Blicken hatte der Schäfer schon oft nach dem gegenüberliegenden Ufer des Sees geschaut und sich gewünscht, dort auf dem fetten Wiesengrunde seine Heerde immer weiden zu können; aber leider durfte er an die Ausführung seines frommen Wunsches nicht denken, da es viel zu weit war, täglich

*) Das Herrenhaus, noch jetzt von einem breiten Wallgraben umgeben, liegt auf der Stelle, wo sich früher die alte feste und berühmte Burg Gahlenbeck erhob, von welcher noch manche Ueberbleibsel und Ruinen erhalten sind. Schon 1393 wird das altadelige Geschlecht der von Rieben als Besitzer Gahlenbeck's genannt, dem dasselbe auch jetzt noch gehört und als Wohnsitz dient.

den zwischen ihm und den herrlichen Wiesen liegenden See mit seinen Schafen zu umtreiben.

Als unser Schäfer eines Abends wieder mit seiner hungerigen Heerde von der kärglichen Weide nach Hause zurückkehrte, und unterwegs seine Blicke auf das jenseitige Ufer mit seinem üppigen Graswuchse fielen, da rief er ärgerlich aus: „Ih, so wollte ich doch was drum geben, wenn mir der Teufel eine Brücke über den See bauen wollte!"

In derselben Nacht erschien nun auch wirklich der Böse vor des Schäfers Bett, und machte ihm mit schönen Worten und unter allerlei Kratzfüßen den Vorschlag, noch in derselben Nacht eine Brücke über den See zu bauen, wenn er ihm dafür seine Seele verschreiben wolle.

Der Schäfer aber wollte nicht hierauf eingehen, sondern bat vielmehr den Teufel, sich zu entfernen und ihn in Ruhe zu lassen. Dazu hatte dieser aber nicht die mindeste Lust, weshalb er dem Schäfer jetzt das Anerbieten machte, ihm nur für den Fall seine Seele zu verschreiben, wenn er mit dem Bau der Brücke eher fertig werde, denn der Hahn dreimal gekräht hätte.

Der Schäfer war still hierzu, und schien sich die Sache zu überlegen. Mit boshafter Freude gewahrte dies der Pferdefuß, jetzt schien es ihm Zeit, den günstigen Augenblick zu benutzen. Schnell begann er daher dem armen Manne mit den lebhaftesten Farben seine glänzende Zukunft auszumalen, wenn er sich seinem Willen fügen werde. Mit einer Geschwätzigkeit, mit einer Redefertigkeit, wie sie nur dem Teufel und bösen Menschen eigen ist, schilderte er ihm, was er dann haben werde, wenn er erst täglich drüben seine Heerde weiden könne; wie dieselbe dann schnell zunehmen und sich vermehren, welcher Gewinn ihm daraus erwachsen, ja zu welchem Reich-

thume er dadurch gelangen werde; wie fröhlich, wie so flott und schön er dann leben könne, während er jetzt darbe und mit Noth und Sorgen zu kämpfen habe ꝛc.

Und wirklich, es gelang denn auch endlich dem schändlichen Versucher, das Herz des Schäfers zu bethören und ihn dahin zu bringen, seine Seele der Hölle zu verschreiben, wenn die Brücke durch den See vorher fertig werde, ehe der Hahn dreimal gekräht.

Hierauf hatte der Teufel den Schäfer verlassen, und dieser lag nun wieder allein in seiner kleinen Kammer auf dem ärmlichen Strohlager. Er versuchte wieder einzuschlafen, aber der Schlaf floh seine Augen und allerlei böse Gedanken kamen ihm in den Sinn. Ein furchtbares Lärmen und Toben, was sich bald draußen erhob und vom See her zu ihm drang, zeigte ihm an, daß der Teufel bereits bei dem Baue begonnen habe.

Angst und bange wurde es jetzt dem Armen in seinem Bette, und eiskalt rieselte es ihm durch die Glieder, als er daran dachte, daß der Teufel doch vor Tagesanbruch, ehe die Hähne zu krähen begännen, fertig werden könne, und daß er dann für immer verloren, für immer der ewigen Verdammniß anheimgefallen sei.

Der Angstschweiß quoll dem armen Schäfer in großen Tropfen von der Stirne, als er nach einiger Zeit sein Lager verlassen und durch das Fenster hinaus nach dem See sah. Es war stockfinstere Nacht draußen, einzelne Blitze durchzuckten das dunkle Gewölk und leuchteten dem Teufel bei seiner Arbeit. Mit furchtbarer Gewalt riß er Bäume aus der Erde, und seine höllischen Geister haueten, klopften und hämmerten mit einer Geschäftigkeit, als wären tausende von Zimmerleuten versammelt. Mit Schaudern und Entsetzen sah der Schäfer,

daß die Brücke schon halb fertig war, aber noch lange war es nicht Tag, noch immer wollte kein Hahn krähen.

Schon sah sich der vor Angst und Schrecken mehr todte als lebendige Hirte im Geiste in der Hölle, schon kostete seine gefolterte Seele alle die gräßlichen Qualen der ewigen Verdammniß, da sank er endlich auf's Aeußerste erschöpft auf seine Knie und flehete zu Gott um Beistand und Hülfe.

Und sein Gebet wurde erhöret; der Allerbarmer hatte dem Bedrängten einen Weg zu seiner Errettung gezeigt. Denn alsbald lief der Schäfer mit einem Beutel zu seinen Hühnern, machte den Hahn munter und warf ihm von dem mitgebrachten Hafer vor. Dieser, höchlich erfreut hierüber, fing sogleich an lustig zu krähen. Und als das hingestreuete Futter verzehrt, und sein Herr ihm solches wiederum vorwarf, da krähete der dankbare Hahn nochmals und dann nochmals, als dies wiederholt wurde.

Der Teufel hatte da draußen bei seiner gewaltigen Arbeit den Hahnenschrei wol vernommen, als er aber den ersten hörte, sagte er höhnisch:

„Dat iß de Witt,
Dat iß so vähl, als wenn de Hund . . . . . !" *)

denn die Brücke war nun schon über dreiviertel fertig.

Als er aber bald darnach den zweiten Hahnenruf hörte, da rief er ärgerlich:

„Dat iß de Rohd',
Dat geht mie dörch't Blood!" **)

---

*) „Das ist der Weiße — Hahn —,
Das ist so viel, als wenn der Hund . . . . . !"

**) „Das ist der Rothe,
Das geht mir durch's Blut!"

Und als nun endlich gleich darauf das dritte Gekrähe in die Ohren des Teufels drang, da brüllte er außer sich vor Wuth:

„Dat iß de Schwart,
Dat geht mie dörch't Hart!“ *)

und damit warf er Alles hin, ließ Alles stehen und liegen; denn er hatte ja nun verloren und alle Arbeit und Mühe war umsonst gewesen. Und mit großem Gepolter und Geräusch schwang er sich auf und fuhr, sammt allen seinen teuflischen Geistern, in Sturmessausen durch die Lüfte dahin, zurück nach seinem fürchterlichen Höllenreiche.

Der Schäfer aber dankte Gott für seine gnädige Errettung aus den Krallen des Bösen und aß von nun an mit Demuth und Zufriedenheit sein schwarzes Brod, ohne je wieder seine Blicke mißgünstig nach dem jenseitigen Ufer zu richten.

Als man, so fügt die Sage zum Schlusse hinzu, nach mehreren Jahren den angefangenen und über dreiviertel fertig gewordenen gahlenbecker Brückenbau ganz vollenden wollte und schon rüstig dabei begonnen hatte, da mußte man doch bald wieder von diesem Unternehmen abstehen; denn was die Leute am Tage arbeiteten, das zerstörte der Teufel regelmäßig in der nächsten Nacht wieder.

Also ist das Werk des Bösen, allgemein die Teufelsbrücke genannt, bis auf diesen Tag unvollendet geblieben. Immer mehr und mehr ist der Bau versunken und jetzt zwar schon so tief, daß nur noch die Hälfte von der ehemaligen Länge des-

*) „Das ist der Schwarze,
Das geht mir durch's Herz!“

selben aus dem Wasser hervorragt. Und da nun das Ganze über und über mit Rasen dicht bewachsen ist, so sieht es zur Zeit eher einer künstlichen Landzunge, als einer Brücke ähnlich.

Der Schlossberg bei Helpte unweit Woldegk.

(Von **F. C. W. Jacoby** zu Neu-Brandenburg.)

Die helpter Berge, die höchsten Erhebungen des von Süd-Osten nach Nord-Westen sich durch beide Mecklenburg hinziehenden, sehr breiten Landrückens, erreichen eine Höhe von 600 Fuß über der Meeresfläche und sind auf ihrem Gipfel geziert durch den im stargarder Lande berühmten, sogenannten helpter oder hohen Baum, eine Buche, die ungefähr 20 bis 30 Fuß über die Kronen aller Waldbäume hervorragt und meilenweit im Lande gesehen wird.

Früher führte eine Leiter bis in die Spitze des Baumes, worin Tische und Bänke angebracht waren und Derjenige, welcher die Mühe des Steigens bis zu dieser schwindelnden Höhe und dem luftigen Ruhesitze überwunden hatte, wurde mit einer herrlichen Fernsicht belohnt. Mit bewaffneten Augen sah man die Ostsee und Stettin, dem unbewaffneten zeigten sich, außer den nächsten gesegneten Fluren Mecklenburgs, die Städte Straßburg, Prenzlau, Pasewalk, Anklam, Treptow a. T., Friedland u. s. w.

Vor einigen 20 Jahren sind die Leiter und die Kronen-Einrichtung, ihres morschen Zustandes wegen, fortgenommen worden, und auch, wol um dem Wachsthum und der Entwicke-

lung des schönen Baumes nicht zu schaden, keine neuen wieder angebracht. Im Sommer des Jahres 1858 ist aber ganz in der Nähe des hohen Baumes ein hölzerner Thurm, wie deren mehrere zum Zweck der trigonometrischen Vermessung des Landes erbaut sind, auch hier errichtet worden, und so kann der Naturfreund wieder die herrliche Aussicht genießen und hat dazu noch das Vergnügen, den großen Baumriesen ganz in seiner Nähe betrachten zu können.

Einer der nach Süden hin auslaufenden Hügel dieser sogenannten helpter Berge führt den Namen Schloßberg und er ist es, an den sich die nachfolgende Sage knüpft, wozu es mir nicht unpassend erschien, das Interessante über die Oertlichkeit voraufzuschicken. Ob er den Namen deshalb führt, weil hier früher einmal ein Schloß gestanden hat, ist mir nicht zu ermitteln möglich gewesen.

Ein früherer Besitzer von Helpte — die Sage nennt ihn Herrn von Rahn — zu dessen Grundbesitz auch der Schloßberg gehörte, hatte erfahren, daß in demselben ein sehr großer Schatz an Geld verborgen sei. Seine heruntergekommenen Geldverhältnisse ließen es ihn dringend wünschen, das Geld zu heben, und er war angelegentlichst besorgt, einen Mann auszukundschaften, der das Geld heraufbeschwören könne.

Endlich hört er von einem unter den zu Pasewalk stehenden Dragonern, daß er ein untrüglicher Schatzgräber sei und setzt ihn von seinem Vorhaben in Kenntniß. Auf sein Ansuchen ist dieser auch zum Herbeischaffen des Geldes bereit, und zwar gegen eine Belohnung von 300 Thalern, die er sich durch eine Caution von Seiten des Herrn von Rahn sicher stellen läßt. Auch die nöthigen Arbeiter mit Hacken und Schaufeln muß ihm Herr von Rahn zur Hand geben, und es geht jetzt rüstig an's Werk.

Aber die Schatzgräber haben noch nicht lange gearbeitet, da kommt plötzlich hinter einer Buche eine Frauensperson hervor, die auf sie zutritt, sich als Schloßcastellanin vorstellt und nach ihrem Begehr fragt. Der Werkführer wird nun auch zum Wortführer und sagt, er wolle das dem Herrn von Rahn gehörige Geld haben, denn der sei Grundherr des Berges und so gehöre ihm auch das, was im Berge verborgen sei. Die Castellanin erwiedert ihm jedoch hierauf, Herr von Rahn könne nichts davon kriegen; aber später werde Helpte unter die Herrschaft der Herren von Oertzen kommen, die könnten und würden das Geld heben, um damit Helpte, das inzwischen durch Feuersbrunst zu Grunde ginge, wieder neu aufzubauen und die hülfsbedürftigen Einwohner zu unterstützen. Wolle er jedoch 300 Thaler haben, die könne er unter einer Buche finden, sie gehörten ihr und sie wolle sie ihm schenken.

Das will der Dragoner aber nicht annehmen, indem er behauptet, er sei berechtigt, das ganze im Berge versteckte Geld zu heben und Niemand könne ihn hindern, hier seinen Arbeiten nachzugehen. Augenblicklich erhält er mit dem Schlüsselbund von der Frauensperson einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzt und erst lange Zeit nachher wieder erwacht.

Die Castellanin war verschwunden, die Arbeiter sämmtlich entflohen, und da unser Dragoner auch nicht Lust hatte, allein fortzuarbeiten, so machte er sich eiligst auf, um aus dem Bereich der unheimlichen Gegend zu kommen.

Noch eine andere Sage knüpft sich an diesen Schloßberg, wozu mir aber nur die Umrisse mitgetheilt worden sind, die ich jedoch hier gleich mit veröffentlichen will, vielleicht, daß sich

später ein vollständiges Material zusammenbringen läßt, um dann hier wieder anknüpfen zu können:

An einem bestimmten Tage trifft ein Wanderer ein Schloßmädchen mit Putzen von Silberzeug beschäftigt. Sie legt ihm verschiedene Fragen vor und nimmt ihn, im Fall er sie beantworten kann, mit in das unterirdische Schloß; im entgegengesetzten Falle jedoch schlägt sie ihn mit einem Schlüsselbunde um den Kopf und verschwindet.

Die Glocken aus dem Teufelsee bei Horst, unweit Tessin.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Wenn man auf der Chaussee von Rostock nach Tessin reiset und etwa ein Drittel des Weges zurückgelegt hat, trifft man einen kleinen, von der Chaussee, mehreren Bächen und vielen Fußsteigen durchschnittenen Eichenhain, welcher im Sommer sehr oft von zahlreichen Gesellschaften — die entweder Gäste der an dem Saume des Hains liegenden Wirthshäuser, oder bei etlichen hier befindlichen Wundereichen hülfesuchende Kranke sind — besucht wird.

Im Norden dieses Hains erblickt man in der Entfernung einer Viertelstunde das Dorf Thulendorf mit seinem alten, aus Feldsteinen erbauten Thurm und seinem gleichen Kirchlein und seinen vielfachen Obstbaum- und Heckenanpflanzungen. Im Süden aber sieht man eine große, ebene, rings von einer kleinen Hügelkette umgebene Wiese, „will Wisch" genannt, und hinter derselben, auf der Hügelkette, ein halbes Dutzend grö-

ßere und kleinere Höfe und Dörfer, unter welchen das bedeutende und durch seine ziemlich kolossale Kirche sich bemerkbar machende Petschow in mancherlei Hinsicht das wichtigste ist.

Reiset man weiter auf der Chaussee bis etwa auf das zweite Drittel der Strecke, so wird die ohnehin nicht einförmige Gegend noch freundlicher, indem das hügelige, fruchtbare Ackerland in lieblicher Weise mit Eichen-, Buch- und Bruchholz, mit Wiesen und Mooren wechselt und dazwischen die blauen Wasserspiegel dreier Seen sichtbar werden. Diese Seen liegen bei den gräflich von bassewitzschen Gütern Horst, Vietow und Wohrenstorf. Zwei derselben, der horster und vietower See, sind klar wie Krystall und fischreich, wie wenige Seen Mecklenburgs. Der dritte aber, welcher am Rande eines sehr bedeutenden Torfmoores liegt und nur der Teufelssee genannt wird, hat trübes, fast schwarzes Wasser, eine nach Behauptung der Fischer unergründliche Tiefe und eigentlich gar keine Fische. Auf keiner Stelle kann man zu seinem Wasser gelangen, weil rund umher mehrere hundert Schritte breit nur eine sehr dünne Wiesennarbe auf fast flüssigem Schlamme ruhet, die beim Betreten zwei bis vier Fuß in den Schlamm dringt und jeden Augenblick zu reißen drohet.

An der Stätte dieses Sees lag in alter, heidnischer Zeit eine Stadt, welche tiefer gesunken war in Abgötterei, Zauberei und sonstigem heidnischen Wesen, als manche andere Stadt jener Zeit. Der Teufel freute sich ob der Blüthe, zu welcher sein Reich in dieser Stadt gelangt war und gab Glück und Wohlleben, so viel in seinen Kräften stand. Doch Gott, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß alle zur Erkenntniß und Gnade kommen, sandte christliche Priester in diese Gegend und ließ das segenspendende Evangelium von Jesu Christi verkündigen. Das Wort fand auch einen guten

Boden, denn Gott lenkte die Herzen der Menschen, daß sie Gefallen hatten an der frohen Botschaft, und daß sie sich taufen ließen zu Hunderten und wieder Hunderten. Bald mußten die heiligen Haine und Götzentempel weichen und einem christlichen Kirchlein Platz machen. Alltäglich wanderten die umherwohnenden, zur Buße erwachten Heiden dahin, um das seligmachende Wort aus dem Munde eines Priesters zu vernehmen. Zwei große Glocken, welche durch die reichlich zusammengebrachten Gaben der nicht unbemittelten Gemeinde erstanden waren, sandten ihre Triumphlieder weithin durch die Wälder und Felder, Heiden und Weiden und luden zur Messe und Vesper, zur Andacht und Buße ein.

Der Teufel hatte Alles versucht, sein mit Macht zusammenbrechendes Reich zu retten, er hatte Aufruhr und Priestermord, Wasser und Dürre gebraucht, aber Alles vergebens; die Gemüther waren auf bessere Bahnen gerathen und er vermogte nicht mehr, sie wieder zurück zu bringen. Da beschloß er, die Stadt von der Erde zu vertilgen, daß man nie ihre Stätte mehr finden könne. Und das that er. Zuerst erschien er persönlich in der Stadt und lud zu einem Opfer in einem nahen Eichenhain ein, da aber Niemand seiner Einladung folgte, entwich er wieder. Er kam aber bald auf einem Wetter zurück, das mit solcher Furchtbarkeit vom Norden heraufzog, wie ein gleiches noch nicht auf Erden gesehen war. Oben auf den Wolken saß nun der Teufel selber und warf mit Blitzen in die Stadt, als wären es Kinderbälle. Zwar gelang es den Gläubigen noch zur rechten Zeit aus dem Ort des Verderbens zu fliehen, allein all ihr Hab' und Gut blieb dem Zorn des Teufels Preis gegeben. Und man ließ ihm solches gern, man hatte es als Kinder der Bosheit und Finsterniß unter seiner Herrschaft erworben, warum sollte man also jetzt dessen Verlust beweinen?

Die Stadt hatte der Teufel tief in den Erdboden hinein geschlagen, und er selber soll ihr darnach nachgezogen sein mit all seinen Wolken, welcher so viele waren, daß sie die ganze entstandene Höhle ausfüllten und also die Stadt bedeckten, damit Niemand von des Teufels abtrünnigen Unterthanen in dieselbe zurückkehren konnte. Diese Wolken befinden sich noch bis auf den heutigen Tag in der Höhle und bilden den jetzigen Teufelssee.

Aber obgleich die Stadt in der Gewalt des Teufels war, über die Kirche und den Kirchthurm hatte er doch seine Macht nicht erstrecken können. Diese blieben stehen auf der Oberfläche des Sees, bis sie verfielen, welches schon nach etlichen Jahrzehnten geschah, da Thurm und Kirche nur für den ersten Nothfall leicht und aus Holz erbauet waren. Bei dem Verfall des Thurmes sanken auch die Glocken in die Tiefe, aber nicht für immer. An jedem Johannistage stiegen sie empor und ließen ihre Töne erschallen, so klagend und zu Herzen gehend, daß Jedem, der sie hörte, die Thränen über die Backen rieselten.

Wenn nun die Glocken an einem Johannistage auf dem Wasser schwammen und die Leute von nah und fern durch ihre klagenden Melodien herangerufen hatten, dann wurden von diesen alle Mittel versucht, sie aus der sie gefesselt haltenden teuflischen Macht zu befreien. Doch kein Mittel half, keine Kraft vermogte die Glocken auch nur eine Linie breit von der eingeschlagenen Richtung abzulenken. Von neun Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags bot sich dieses Trauerspiel den Augen und Ohren der Zuschauer dar, welche während dieser Zeit alles Mögliche thaten, die Glocken in ihre Gewalt zu bekommen. Da aber Alles vergeblich war, so mußten denn endlich auch die Muthigsten verzagen und ihre Hoffnungen aufgeben.

So mogten die Glocken schon hundert- und mehrmal

heraufgestiegen und eben so oft wieder verschwunden sein, da geschah es, daß ein junger Fischer von den benachbarten Seen, Hans Döppe soll er geheißen haben, auch einmal einen Versuch machen wollte, auf dem Teufelssee zu fischen. Er ließ sich dieserhalb früh Morgens sein Fahrzeug dahin helfen, stieß vom Ufer ab und warf seine Netze aus, unbekümmert darüber, daß es gerade Johannistag war, wo die Glocken wieder auf die Oberfläche des Sees kommen würden.

Zweimal schon hatte der emsige Fischer seine Netze an's Land gezogen und nichts gefangen; noch einmal wollte er's versuchen und dann, falls er wieder nichts fangen würde, heimkehren; denn die Sonne stand schon hoch am Himmel, und dumpfe Glockentöne aus der Tiefe deuteten an, daß die neunte Morgenstunde, in welcher die Glocken empor stiegen, nicht mehr sei. Er eilte, so schnell wie möglich, den Zug zu beenden, allein als er sein Netz etliche Klafter gezogen hatte, saß es, von unsichtbaren Kräften gehalten, wie angewurzelt fest und war nicht von der Stelle zu bringen. War es voll Fische oder voll Modde, oder voll sonst etwas? Der Fischer wußte es nicht; er untersuchte es auch nicht, weil er hier Teufelskniffe und dergleichen befürchtete. Und doch, trotz dieser Furcht, konnte er das Netz nicht verlassen, ein Etwas gebot ihm, nicht von dannen zu gehen. Lange Zeit arbeitete er vergebens mit der größten Anstrengung; seine Herzensangst ließ ihn nicht gewahr werden, daß die Glocken auf dem See fehlten und sich daher leicht in seinem Netze befinden konnten.

Endlich nach drei Stunden gelang es ihm, das Netz von der Stelle zu bringen und es nun sogar mit Leichtigkeit an's Land zu ziehen. Da sah er den Grund und die Ursache seiner großen und so lange vergeblich geschienenen Anstrengung; denn in seinem Garne hingen zwei Glocken, so groß und so glänzend,

wie er sie noch niemals gesehen hatte. Gern vergaß er nun seine Mühe; was Hunderte und Tausende vor ihm vergebens versucht hatten, war ihm ja jetzt gelungen.

Die Kunde von der Erlösung der Glocken im Teufelssee durchflog bald alle umliegenden Ortschaften, und eine derselben kam nach der andern herbei, das Geschehene zu bewundern und die Glocken zu sehen. Auch nach Rostock flog die frohe Nachricht und viele ehrbare Männer dieser Stadt zogen hinaus nach dem $2^1/_2$ Meilen entfernten Teufelssee. Als diese die Glocken sahen, wie sie so groß waren und so schön, beschlossen sie, dieselben für ihre Vaterstadt zu erwerben. Der Handel ward auch sogleich zur Stelle geschlossen, denn der Fischer, der sich die Glocken zueignete, war mit Wenigem zufrieden gestellt und die naheliegenden Ortschaften gaben, außer dem für sich selbst werbenden Städtchen Petschow, bald ihre Zustimmung.

Sechs stolze Rosse, vor einen eigens zu diesem Zwecke erbauten Wagen gespannt, zogen die Glocken Rostock zu, und eine jubelnde Menge Volks begleitete dieselben auf ihrem Wege zur neuen Heimath. Ohne Störung ging der Zug eine Meile vorwärts. Dort aber, es war wieder an einem See, der jetzigen sogenannten „wilden Wiese" zwischen Petschow und Thulendorf, vermogten die Pferde nicht weiter zu ziehen.

„Die Pferde sind ermüdet," hieß es, „nur neue Pferde herbeigeschafft!" Diese kamen, aber auch diese vermogten nicht, den Wagen zu bewegen. Es wurde ein zweites Sechsgespann davor gelegt, allein der Wagen stand wie festgewurzelt. Eben so wenig nutzte ein drittes und viertes Gespann von 6 Pferden. Die 24 Pferde rissen die Deichsel aus dem Wagen und die Glocken blieben, wo sie waren. Da sahe denn ein Jeder, daß die Glocken nicht nach Rostock sollten, sondern daß sie für einen andern Ort bestimmt seien. Aber wohin sollten sie nun?

Zwei Thürme ſtanden in der Nähe und waren bereit, die Glocken aufzunehmen: zur Linken der des damaligen Städtchens, jetzigen Hofes Petſchow, und zur Rechten der des Hofes Thulendorf. Petſchows Thurm hatte zwar ſchon ein Glocke, allein noch ſtanden zwei Glockenſtühle leer da. Obgleich das Städtchen durch Handel und Wandel ziemlich wohlhabend geworden, auch der Ertrag des petſchower Sees, welchen die jetzige wilde Wieſe damals noch bildete, ein ungewöhnlich großer war, auch ein Drittel der petſchower Ländereien der Kirche daſelbſt gehörte, ſo hatte man ſich trotzdem noch immer nicht bemittelt genug gefühlt, die beiden fehlenden Glocken gießen zu laſſen. Darum hatte Petſchow auch ſo eifrig um die Glocken aus dem Teufelsſee geworben.

Jetzt, wo man ſah, daß die Glocken in der Nähe bleiben ſollten, fing Petſchow auf's neue an, darum zu werben. Da man jedoch den Widerſtand der Glocken bald dahin deutete, daß dieſelben nicht wieder nach einer Stadt wollten und Petſchow ebenfalls eine ſolche war, ſo entſchied man ſich allgemein dafür, ſie nach Thulendorf zu bringen.

Thulendorf war damals ein liebliches Höfchen, welches ein Edelfräulein von Thulen eben erſt erbaut hatte, ſammt ſeinem kleinen Kirchlein und ſeinem ſehr hohen Thurm. In dem hohen Thurme hing aber noch keine Glocke, um die gläubigen Hofbewohner zur Kirche zu rufen; denn ein Dorf war damals viel leichter erbaut, denn ſo eine Glocke angeſchafft. Dieſer Thurm ſtand alſo gleichſam wie für dieſe Glocken gebaut da, und Keiner bezweifelte auch das glückliche Gelingen, ſie dorthin zu bringen.

Sechs Pferde zogen denn nun auch bald die Glocken mit Leichtigkeit nach Thulendorf, und mehr als hundert dienende Hände halfen ſie hinaufbringen in die bereitſtehenden Glocken-

stühle. Ob aber gleich der Thurm aus Feldsteinen erbauet war und sehr starke Wände hatte, so vermogte er doch seiner unverhältnißmäßigen Höhe wegen die beiden Glocken nicht zu tragen. — Diese Höhe war nämlich so bedeutend, daß er den Schiffern auf der Ostsee zum Wahrzeichen diente, trotzdem er zwei Meilen und weiter von der See entfernt und auf keiner erheblichen Anhöhe gelegen war. — Die Thurmwände bekamen nämlich von dem mächtigen Druck der Glocken einen Riß, welcher befürchten ließ, daß der Thurm zusammenstürzen werde, wenn die Glocken nicht bald wieder entfernt würden. Deshalb wurden denn die Glocken schleunigst wieder vom Thurme genommen, um sie nun endlich nach Petschow zu bringen; „denn," sprach man, „lieber laßt uns den Transport nach Petschow versuchen, als daß wir sie hier von den Trümmern des Thurms zerschlagen lassen." Und sie wären zerschlagen worden von den großen Steinmassen, da der in dem Mauerwerk entstandene Riß von Jahr zu Jahr größer geworden ist, bis endlich ein Sturm die obere Hälfte des Thurms herabgelegt hat.

Der Zug nach Petschow ging schnell und ohne Unfall von Statten; als man aber in die Stadt kam, suchte ein verruchter Bösewicht ihn dadurch aufzuhalten, daß er den ermüdeten und sich gerade vor seiner Thür ausruhenden Pferden vergiftetes Brod reichte. Dieser hoffte nämlich, während des hierdurch sicher entstehenden Wirrwarrs, noch andere Mittel zur Verhinderung der jetzt fast vollendeten, für alle Andern so freudigen Thatsache anzuwenden und sie somit zu vereiteln. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Höchste, welcher den Zug bis hieher geleitet hatte, wollte das Werk nicht noch am Ziele zu Schanden werden lassen; denn siehe, den Pferden fehlte nach dem genossenen Gifte nicht nur gar nichts, sondern sie wurden vielmehr muthiger, als sie gewesen

waren, so daß man schneller bei dem Kirchthurme anlangte, als man erwartet hatte.

Aber welch gräßlicher Anblick bot sich hier der jubelnden Menge dar: der, welchen sie noch eben den Pferden Brod reichend gesehen hatten — was freilich Alle gewundert hatte, da er als erster Lästerer und Verächter alles Heiligen bekannt war — lag vor ihren Augen da, als verstümmelter Leichnam und einer seiner Hände beraubt. Grund und Ursache eines solchen schrecklichen Todes wußte anfangs freilich Niemand anzugeben, da keiner Augenzeuge seines Thuns im Thurme gewesen war; als man jedoch nach oben kam, sah man, was geschehen war. Der Herr hatte selber über einen Missethäter zu Gericht gesessen, welcher versucht hatte, die Glockenstühle so zu durchschneiden, daß sie herunterstürzen mußten, sobald sie die Glocken aufgenommen hätten. Ein zu weit durchsägter Balken war jedoch herunter geschlagen, als er noch bei seiner Arbeit gewesen, und hatte seine Hand vom Arme getrennt, wie er ihn selber darauf mit sich zur Erde gerissen und so furchtbar zerquetscht und verstümmelt hatte.

Als der Leichnam dieses Bösewichts an der Mauer des Gottesackers begraben, die abgeschlagene Hand aber zur ewigen Erinnerung an dieses Gottesgericht in der Kirche auf dem Altar niedergelegt war, wo sie wahrscheinlich noch heute liegt, brachte man auch den angerichteten Schaden auf dem Thurme wieder in Ordnung. Solches war schnell geschehen, da den Bösewicht schon zu Anfang seines Frevels das Verderben ereilt hatte. Nachdem Alles auf das sorglichste geprüft und untersucht war, und Niemand eine den Glocken Gefahr drohende Stelle gefunden hatte, wurden diese endlich ohne weitere Störung auf die für sie bestimmten Plätze gebracht.

Da sind sie denn auch geblieben bis auf den heutigen Tag,

und Jedermann, welcher sie zu sehen wünscht, kann sie in den beiden großen Glocken Petschows täglich sehen.

Als Stadt besteht Petschow schon lange nicht mehr; es hat mit dem Dorfe in dem nicht sehr fernen Kriegholze, von welchem jetzt nur noch 15 verfallene Brunnen und etliches altes Gemäuer übrig ist, gleiches Schicksal gehabt. Mandelshäg, so hieß das Dorf seiner 15 Gehöfte halber, und die Stadt Petschow sind in einem wilden Kriege zu Grunde gegangen. Von letzterem ist nur noch das heutige gleichnamige Dorf übrig.

Wenn Petschow auch eben nicht groß gewesen, so soll's doch berühmt gewesen sein; noch im letzten französischen Kriege haben die Franzosen nach der Stadt Petschow gefragt und sollen kaum zu überzeugen gewesen sein, daß diese nur noch in dem Dorfe Petschow vorhanden sei.

Der Cramonsberg bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Wenn man der Chaussee von Rostock nach Tessin nachgeht, so kommt man nicht weit von der Zingel, der äußeren Umgrenzung Rostocks und seiner Vorstädte, bei einem kleinen Tannenkamp, den Cramonstannen, vorbei. Diese Tannen erstreckten sich früher bis zu dem Cramonsberge, einem allein liegenden, ziemlich hohen und steilen Sand- und Lehmhügel,

links von der genannten Chaussee. An diesen Ort knüpft sich folgende Sage:

Vor Zeiten studirte einmal zu Rostock der Sohn eines armen Predigers Theologie. Derselbe hatte, neben guten Anlagen, Lust und Liebe zur Sache und lag deshalb mit großem Fleiße seinen Studien ob. Da er vom elterlichen Hause aus nur wenig unterstützt werden konnte, so suchte er, so gut es gehen wollte, sich mit Stundengeben kümmerlich durchzuhelfen. So hatte er schon längere Zeit in Rostock zugebracht und sah mit froher Hoffnung dem Zeitpunkte entgegen, wo er seine Prüfung bestehen sollte, um dann ein Amt antreten zu können. Da starb aber plötzlich und unerwartet sein Vater und hinterließ ihm in bitterer Noth eine kränkliche Mutter und mehrere unversorgte Geschwister.

Waren auch die Zuschüsse aus dem elterlichen Hause nie bedeutend gewesen, so empfand doch der arme Student das Ausbleiben derselben gar sehr. Ja nun sollte er sogar noch von dem Geringen, was er durch Unterrichten erwarb, seine Lieben daheim in ihrer Noth unterstützen. Dazu nahte der Termin der Prüfung heran; mit ihm wuchs die Arbeit und die Sorge, und doch war seine durch übergroße Anstrengungen ohnehin schon geschwächte Gesundheit durch den Tod des theuren Vaters vollständig zerrüttet.

Man kann sich wol denken, wie es dabei dem armen Menschen um's Herz war. Wol hatte er, der Mahnung des frommen und schon heimgegangenen Vaters folgend, im inbrünstigen Gebete den Herrn um Rath, Trost und Hülfe angefleht; aber wie bange er auch seufzen mogte: „Ach Herr, wie so lange!“ vergebens spähete sein Herz nach Hülfe. Er war hingegangen zu entfernteren reichen Verwandten, hatte aber nichts als leere Vertröstungen empfangen; und als er an der Thür eines hart-

herzigen Reichen anklopfte, da ward ihm Hohn und Spott zu Theil.

Das war fast zu viel für ein armes, durch Gram und Sorgen gebeugtes und zerschlagenes Herz. Es war über ihn eine Stunde, wie die des Hiob und Jeremias gekommen, da sie den Tag ihrer Geburt verfluchten; und gefoltert vom Seelenschmerze eilte der arme Jüngling durch die Straßen. Wohin? ach das wußte er selbst nicht; — und wer will mit ihm rechten, wenn ihn Gedanken durchzuckten, vor denen er bei ruhigem Gemüthe und klarem Bewußtsein zurückgebebt wäre. —

Er eilte hinaus in's Freie, denn drinnen war's ihm zu eng und klein für seinen großen Schmerz.

Es war schon Abend, als er die Stadt verließ und planlos zum Mühlenthor hinaus seine Schritte lenkte. Die Leute, welche ihm begegneten, wichen ihm scheu aus, und sahen nicht ohne geheimes Grauen dem bleichen Jüngling mit dem unstäten, flüchtigen Blicke nach.

Drinnen in der Brust des Armen aber kämpfte und tobte es gewaltig. Erst als er draußen im Freien war, und ihn die milde Abendluft umfing, wurde es allgemach ruhiger in ihm.

So war er unvermerkt nach dem Cramonsberge gekommen, als mit einem Male ein gar wundersamer Reiter vor ihm hielt. Erschreckt fuhr der Jüngling zusammen, sowol über das plötzliche Erscheinen des Reiters, als auch über sein sonderbares Aussehen. Reich, sehr reich mußte der Mann sein, denn sein ganzer Anzug, sowie das Riemenzeug des Pferdes, funkelte von Diamanten und andern kostbaren Steinen. Der Kleidung nach zu urtheilen war er ein Ritter, und auf dem Barette, das sein Haupt nach damaliger Sitte deckte, schwankte eine lange rothe Hahnenfeder. Nicht ohne geheime Angst ging der arme Student, denn ausweichen konnte er nicht

mehr, auf den vornehmen Fremden zu, der ihm jetzt auch und zwar mit großer Freundlichkeit entgegen kam.

„Ei, ei," redete ihn dieser endlich an, „Euch muß wahrlich etwas Schlimmes begegnet sein, oder habt Ihr irgend eine Last auf dem Gewissen, daß Ihr den Kopf hängen lasset und aussehet, als sei es mit Euch Matthäi am Letzten. Ihr rennt ja umher, wie weiland Kain, als hättet Ihr nirgends Ruhe noch Rast!"

„„Wenn Ihr meint, daß mich irgend eine große Sündenschuld besonders drückt, so irrt Ihr gar sehr,"" entgegnete der Angeredete, „„aber wenn Sorge und Noth anwachsen, da muß wol ein armes Menschenherz zuletzt unter der Last erliegen.""

„Nichts weiter, als das! Betet doch," rief höhnisch der Fremde, „das wird helfen!"

„„Wenn ich's nicht schon gethan hätte! Aber es ist, als hätte der Herr für mich seine Ohren verschlossen.""

„So bittet Eure Freunde! Vielleicht werden die sich Eurer erbarmen."

„„Ach, die Freunde kennen mich nicht, nun da ich in Noth bin; und die mich noch kennen, haben nur schöne Worte und Ausflüchte für mich.""

„Nun so versucht's doch bei andern Leuten."

„„Ja, die haben mir mit Spott und Hohn gedient. Ohne Erbarmen hat man mich dort von sich gestoßen.""

„Und das habt Ihr Alles ruhig über Euch ergehen lassen? Oh, mir hätte sie's nicht bieten dürfen, die Brut! So nehmt doch, was Euch Geiz und Hartherzigkeit schnöde versagen."

„„Stehlen soll ich!"" rief entrüstet der Jüngling und wich betroffen von dem unheimlichen Fremden zurück.

„Nun, und was ist das Großes," entgegnete dieser; und fuhr mit zuversichtlichem Tone fort, „Ihr nehmt, was man

Euch ungerechter Weise vorenthält und was Euch von Gott und Rechtswegen zukommt. Ueberdies könnt Ihr's ja später dem Eigenthümer wieder zurückgeben, wenn es Eure Umstände erlauben."

„„Da sei Gott vor,"" erwiederte fest und bestimmt der Versuchte, „„sollte ich den ehrlichen Namen meines Vaters mit Schimpf und Schande bedecken? — Lieber will ich arbeiten, so lange ich noch eine Hand rühren kann, und dann, wenn's sein soll, im Elend umkommen.""

„Bravo, bravo!" rief der Fremde mit erheuchelter Freude, und klopfte dem Jüngling auf die Schulter, „das gefällt mir von Euch. Ich wollte Euch nur auf die Probe stellen, und wohl Euch, daß Ihr sie bestanden habt. Eure Noth geht mir nahe und es freut mich, daß ich Euch dienen kann. Dort nehmt einstweilen meine Börse. Was sie enthält, gehört Euch, es wird wol für vier Wochen reichen. Dann, wenn der Mond wieder seinen Lauf um die Erde beginnt, erwartet mich hier an dieser Stelle, und Ihr sollt so viel Geld von mir haben, als Ihr nur eben gebraucht. Dafür verlange ich weiter nichts von Euch, als daß Ihr Euren Namen mit Eurem Blute in dies Buch eintragt." Damit zog er ein Buch aus dem Busen hervor, das gar wunderlich anzusehen war, reichte es sammt der Börse dem Studenten, machte dann Kehrt und ohne Antwort abzuwarten, sprengte er im gestreckten Galopp davon.

Der arme Student wußte gar nicht, wie ihm geschah; und ehe er sich noch recht besinnen konnte, war schon der Reitersmann in der Dunkelheit seinen Blicken entschwunden, und nur noch wie aus weiter Ferne her ließ sich der Hufschlag des Pferdes vernehmen. Hätte er nicht Buch und Börse in den Händen gehalten, so hätte er das Ganze für einen Traum halten mögen; so aber durfte er nicht zweifeln. Noch einmal ließ er

alle Worte des Fremden und namentlich die zuletzt gesprochenen an seiner Seele vorübergehen und dann eilte er, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermogten, nach der Stadt zurück, wo er erst bei völliger Dunkelheit wieder anlangte. Tausend Fragen und Gedanken über das Erlebte durchkreuzten seinen Kopf und drängten die Schwermuth bei Seite, und ließen ihn wenigstens für den Augenblick seine traurige und bedrängte Lage vergessen.

Daheim angekommen, war das Erste, daß er das räthselhafte Buch hervorholte und besah. Hatte er sich aber auf dem Heimwege schon eines geheimen Schauers nicht erwehren können, so ward ihm vollends erst unheimlich zu Muthe, als er bei Licht das Buch aufmachte, und nun darin eine Menge ihm zum Theil wohlbekannter Namen, sämmtlich mit Blut verzeichnet, fand.

„„Was ist das?““ fragte er sich entsetzt. „„Oh Gott,““ rief er dann aus, „„behüte mich und meine arme Seele vor Verderben!““

Hatten ihm vorher Noth und Sorge den Schlaf geraubt, so verscheuchte ihm nun eine innerliche, fast qualvolle Unruhe diesen milden Tröster, der alles Erdenleid wenigstens auf kurze Zeit vergessen macht. Als der Morgen grauete, war noch kein Schlaf in seine Augen gekommen.

Wol war die Noth des Jünglings groß, aber doch getrauete er sich nichts von dem blinkenden Golde zu nehmen, von dem die Börse des Fremden strotzte. Wol mußte er sich selbst sagen, das Gold ist ja ein freies Geschenk, mit dem du machen kannst, was du willst. Einige wenige Stücke reichen vollkommen hin, um deine augenblickliche Noth zu kehren, und das übrige kannst du ja nöthigenfalls dem Manne wieder zurückgeben. Aber wollte er zugreifen, so war es ihm, als hielte eine unsichtbare Gewalt seine Hand zurück.

So verlebte der arme Mensch wirklich qualvolle Stunden und Tage. Die Noth wuchs mit jedem Tage, und mehr als einmal stieg in ihm der Gedanke auf: Was kann es schaden, daß du deinen Namen, wenn auch mit Blut, in dies Buch schreibst und dafür das Geld des Mannes nimmst und so deine Noth kehrst. Du hast dich damit ja Niemand verschrieben und kannst hernach eben so fromm und gottesfürchtig leben und wandeln als vorher. Das kann deiner Seelen Seeligkeit unmöglich Abbruch thun. Wollte er aber an's Werk gehen, so überfiel ihn eine namenlose Angst, die ihn nicht eher verließ, als bis er Feder und Buch wieder von sich warf.

Lange hielt er's so nicht aus. Hatten ihn vorher schon übermäßige Anstrengung, Qual und Leiden geschwächt, so drohete diese fortwährende Unruhe und Aufregung ihn vollends aufzureiben. Da gab es ihm der Herr in's Herz, daß er einen Mann aufsuchte, der ihm nicht nur Trost und Muth zusprach, sondern ihm auch mit Rath und That zur Seite stand, und so seine Seele vom zeitlichen und ewigen Verderben errettete, auch seiner bedrängten Lage ein Ende machte.

Es lebte nämlich zu der Zeit in Rostock ein Prediger an der St. Nikolaikirche, ein sehr frommer und gelehrter Mann, der in dem Rufe eines treuen Seelenhirten stand. Zu diesem begab sich der Student und theilte sich ihm rückhaltslos mit.

Der würdige Mann hörte ihm schweigend zu. Als er geendet, rief er: „Oh, mein Sohn, Satanas hat Deiner begehrt. Doch danke dem Herrn, daß Er Dir noch zeitig genug die Augen öffnete und bitte Ihn, daß Er Dir beistehe in dieser großen Gefahr und Dich an Leib und Seel errette. Mein Rath aber ist der: nimm von Deinem Blute, aber statt Deines Namens zeichne drei Kreuze in das Buch. Ist es dann Satanas, der Dir das Buch gegeben, wie ich nicht zweifle, so wird er vor

diesem Zeichen nicht bestehen können, und vielleicht ist dann noch diese oder jene arme, darin verzeichnete Seele zu retten."

Der Student that, wie ihm gerathen war; und von Stund war es, als ob wieder Ruhe und Frieden in sein geängstetes Herz zurückkehrte.

Als aber der festgesetzte Termin herankam, begab er sich, der Weisung des Geistlichen folgend, wieder nach dem Cramonsberg, jedoch nicht ohne Zittern und Zagen und in banger Erwartung dessen, das da kommen sollte.

Als er in die Nähe des Hügels kam, hielt der Reiter schon droben und harrte seiner mit Ungeduld. Fast noch herrlicher und prächtiger, als das erste Mal, saß er heute zu Pferde. Rund um ihn her standen mehrere Säcklein, denen man es wol ansehen konnte, daß sie ungezählte Mengen vom verführerischen Mammon enthielten. Aber auch der verrätherische Pferdefuß blieb den ängstlich forschenden Blicken des Jünglings nicht verborgen.

„Das nenne ich Wort halten," rief ihm mit heiserer Stimme und höllischem Grinsen Urian entgegen; denn daß wirklich er und kein Anderer der fremde Reiter war, wird der geneigte Leser schon längst gemerkt haben. „Das ist brav von Dir, mein Bürschchen," fuhr er dann mit schlecht verhaltener hämischer Freude fort, „gieb her die Verschreibung und hier nimm das Geld und lebe alle Tage herrlich und in Freuden. Je toller, je besser. Ist der Vorrath zu Ende, dann soll schon weiter Rath werden!"

Mit diesen Worten riß er dem Bebenden das Buch aus der Hand. Aber kaum hatte er es aufgeschlagen und die drei Kreuze darin bemerkt, als er es mit einem gräßlichen Fluche weit von sich schleuderte und mit entsetzlichem Getöse von der Erde auf und dann in die Tannen hinabfuhr und so den Augen

des Jünglings entschwand. Dieser zitterte wie Espenlaub und es währte geraume Zeit, bis er sich von dem gewaltigen Schrekken erholte. Er vermogte nur ein: „„Herr Gott, ich danke Dir!““ zu stammeln; dann eilte er schnell von dem unheimlichen Orte weg und in die Stadt zurück, zu dem Pastor und theilte ihm, so weit es die große innere Aufregung zuließ, das Vorgefallene mit.

Durch den Prediger wurde die Geschichte bald in der ganzen Stadt ruchbar und zwar zum Besten des armen Studenten. Denn es thaten sich jetzt allenthalben milde Herzen und Hände auf, ihn und die Seinigen zu unterstützen.

So konnte er denn fortan ungestört seine Studien fortsetzen, was er auch mit großer Gewissenhaftigkeit und Treue that; bis der Herr ihn zum Arbeiter in Seinen Weinberg berief.

Da hat er denn als frommer und getreuer Knecht wacker für seines Herrn Sache gearbeitet und gestritten, bis er eingehen durfte zu seines Herrn Freude.

Die aus der Kirche zu Wesenberg vom Teufel geholten Kartenspieler.

An einer Innenwand der St. Marien-Kirche zu Wesenberg zeigte man früher einen großen Blutfleck, über dessen Entstehung man Folgendes erzählte:

Als einmal vor vielen, vielen Jahren während des Gottesdienstes zwei der Kirchengänger in einer Ecke, dicht an die

Wand gedrückt, mit einander Karten spielten, zerborst plötzlich die Kirchenmauer, und vor der also entstandenen Spalte erschien der Teufel. Sofort erfaßte er mit seinen Krallen die beiden Entweiher des Gotteshauses, zog sie mit großer Gewalt durch die Mauer, daß das Blut weit umher spritzte, und fuhr mit ihnen zur Hölle.

Die Oeffnung in der Kirchenmauer schloß sich hiernach sogleich wieder, und nur ein großer Blutfleck bezeichnete noch die Stelle, wo der Teufel mit seiner Beute davon gegangen war.

Noch lange nach dieser Begebenheit war der beregte Blutflecken sichtbar, bis ihn jetzt endlich, nach dem Verlauf von Jahrhunderten, die Zeit wieder ganz verwischt hat.

Der spukende Grenzgänger zwischen Rödlin und Thurow bei Strelitz.

In alten Zeiten waren einmal zwischen dem Besitzer von Rödlin — welches damals noch adelig war, jetzt aber fürstlich ist — und den Bewohnern des fürstlichen Dorfes Thurow Streitigkeiten wegen der Feldscheiden entstanden, und da man kein anderes Auskunftsmittel wußte, so beschloß man, zum alten Grenzbegehen seine Zuflucht zu nehmen.

Ein Bauer aus Thurow mit grauem Haupte, dem man, als dem ältesten Mann beider Ortschaften, auch wol die beste Kenntniß und Wissenschaft der richtigen Grenze zutrauen konnte und der vor der Welt als gottesfürchtig und ehrlich galt, war zu diesem Ehrenamte ausersehen worden. Derselbe begann denn auch zur bestimmten Zeit unter den üblichen Feierlichkei-

ten, wie's damals noch so Sitte war, und im Beisein beider streitenden Theile den wichtigen Gang. Anfangs hielt er zwar die alte Scheide inne, aber bald wendete er sich von ihr ab, immer weiter und weiter hinauf auf rödliner Gebiet, daß alle Rechtdenkenden, empört über eine solche Frechheit und Schändlichkeit, laut murrten; während die habsüchtigen Thurower im innersten Herzen aufjubelten.

Sah nun auch wol der Herr von Rödlin, wie sehr er betrogen wurde, welch' schreiendes Unrecht man ihm that, so mußte er sich doch fügen; denn der alte Bauer schwur, als er zu Ende war, daß er nur auf thurowschen Grund und Boden gewandelt habe. Gegen einen solchen Eid war aber nach den alten Grenzgesetzen nichts zu machen, und die von dem Bauern bezeichnete Scheide war und blieb von jetzt an gesetzlich die allein nur gültige.

Da rief denn der Edelmann nach angehörtem Meineide des Alten — wodurch er eine ganze Fläche seines Ackers nebst einem bedeutenden Ort Tannen unrechtmäßig verlor — in gerechtem Unwillen die Worte aus: „Wenn der Fürst Seelen zu vergeben hat, so kann ich auch Acker vergeben!" und ritt davon.

Nicht aber der damalige Herzog von Mecklenburg, sondern ein Beamter desselben, hatte, aus persönlicher Feindschaft gegen den Herrn von Rödlin und ohne Wissen und Willen seines fürstlichen Gebieters, den alten Bauer bestochen und ihn durch große Geldgeschenke zu dieser Schändlichkeit zu verleiten gewußt. Zuerst zwar wollte der Alte nicht hierauf eingehen, indem sich sein Innerstes vor dem zu leistenden Meineid sträubte; der Beamte aber wußte sein Gewissen dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm den Rath gab: Erde von Thurow in seine Schuhe zu thun und darin die Scheide zu begehen, da er dann ja nachher ganz ruhig schwören könne, nur auf thurowschem

Grund und Boden gewandelt zu haben. Dies hatte denn nun auch der alte bethörte und durch das Geld geblendete Bauer richtig gethan und also Gott und Seeligkeit verschworen.

Aber bald schon erwachte des Meineidigen Gewissen; es ließ ihn keine Ruhe Tag und Nacht und hetzte ihn so lange umher, bis er leblos zusammenbrach.

Doch auch nach seinem Tode fand er keinen Frieden, sein Geist war dazu verdammt, zu gewissen Zeiten die alte, richtige Grenze zwischen Thurow und Rödlin zu wandeln. Oft sahen ihn dann die Leute dort in später Abendstunde unablässig auf- und niederschreiten und hörten ihn dabei mit heiserer Stimme rufen: „Hier kamt her, hier geht de Grenz!“*)

Vor einigen Jahren soll eine barmherzige, fromme Seele den armen Grenzgänger erlöset und ihm endlich die langersehnte Ruhe verschafft haben.

Seit dieser Zeit ist's nun wieder richtig auf der alten ehemaligen Feldscheide zwischen Thurow und Rödlin, und keine schauerliche Geisterstimme erschreckt mehr die Menschen.

Vom habsüchtigen Schäferknecht aus Vierhof bei Woitzenburg und dem schatzbewachenden grauen Männlein.

(Von N. N. zu B.)

Einst kam ein Schäferknecht in später Abendstunde an einem klaren hellen Septemberabend, es war gerade beim Voll-

*) „Hier kommt her, hier geht die Grenze!“

monde, aus Boitzenburg gegangen, um sich nach Hause zu begeben. Er wohnte im benachbarten Dorfe Vierhof und hatte den Abend bei Bier und Schnaps in einem Kruge der Stadt zugebracht, weshalb der Kopf ihm etwas schwer geworden war.

Wie er nun in der Nähe des Ortes Rothehaus kommt und in den dort befindlichen finsteren Hohlweg einbiegen will, so bemerkt er, daß ihm die Pfeife ausgegangen ist. Er sucht nach Stein und Stahl und vermißt den Schwamm, den er wahrscheinlich bei seiner Duseligkeit schon ausgerissen hat. „Ei!" denkt er, „wenn du so ohne Pfeife Taback nach Hause gehen mußt, das wäre ja recht fatal; „denn ohne Pfeife konnte er nicht gut leben.

Während er nun so tappend umhersucht, bemerkt er rechts am Hohlwege, in jener alten finsteren Schlucht, die noch damals aufwärts zum Schloßberge*) führte, unter wilden, dornigen Gesträuchen ein Flämmchen ihm traulich entgegenschimmern.

Rasch macht er sich Bahn durch diese wilde Schlucht bis an die Quelle, welche damals noch unter dem Rasen so silberhell hervorrieselte, wo jetzt ein üppiger, blühender Garten mit einem Springbrunnen angelegt ist.

Hier nun, tief unter einem wilden Rosenbusche versteckt, findet er ein graues Männlein an einem hellen Feuer sich gemüthlich wärmend.

„Guten Abend, Bruder," so redet er den Unbekannten an, „könnt Ihr mir nicht ein wenig Feuer auf meine Pfeife geben?"

Freundlich nickend erwiedert das graue Männlein: „„Nehmt Euch, so viel Ihr bedürft!""

*) Siehe Seite 198 ersten Bandes.

Der Schäfer dankt und nimmt von dem Feuer; doch so viele Kohlen er auch auf seine Pfeife legt, immer ist nach wenigen Zügen seine Pfeife wieder erloschen. Zuletzt erhebt er sich verdrießlich und spricht: „Euer Feuer taugt nichts, Alter! ich will nur machen, daß ich nach Hause komme."

„„So nehmt doch wenigstens die Kohlen mit Euch; vielleicht können sie Euch nützen,"" erwiederte das graue Männlein.

Wie der Schäfer sich darauf seitwärts wandte, sah er einen ganzen Haufen dieser weggeworfenen Kohlen im Grase liegen, die glimmten und funkelten ihm so herrlich entgegen, wie schönes Gestein.

Vielleicht, denkt er, können meine Kinder im Hause noch damit spielen, und da die Kohlen nun bereits todt und kalt geworden waren, so füllte er seine beiden Rocktaschen damit.

Mit einem freundlichen „Guten Abend!" eilt er hinweg, um nun endlich seine Heimath zu erreichen. Allein je weiter er geht, desto schwerer wird seine Last; keuchend erreicht er das Ende des Hohlweges und eilet fort, bis ihm der Schweiß unaufhaltsam von der Stirn fließt. Endlich erreicht er die vierhoffsche Feldmark und sinkt ermattet in die Kniee; ein großer Schatz, das fühlt er schon, ist ihm geworden.

Neugierig holt er aus seinen Rocktaschen hervor, was ihm das graue Männchen gegeben und siehe da! es ist Alles reines Gold.

Hastig gräbt er sich ein Loch unter der nächsten Tanne am Wege, nachdem er sich vorher überzeugt, daß er nicht belauscht wird, schüttet seinen letzten Taback in die Pfeife und füllt den Tabacksbeutel und noch ein Tuch mit Goldklumpen, die er dann sorgfältig unter der Tanne verscharrt.

Nun erst geht ihm ein Licht auf; das Gold hat der gute Berggeist ihm gegeben, welcher bei dem Schatze wacht, den der

alte böse Raubritter einst, sammt der goldenen Wiege, dort in die Tiefe versenkt hat.

Die Schäfer fürchten sich nicht vor den Berggeistern; denn sie verstehen es, die guten für sich zu gewinnen und die bösen zu bannen.

Deshalb macht er sich eilig noch einmal wieder auf; er will noch einmal um Feuer bitten, um noch mehr Gold vom guten Berggeiste zu erlangen. „Ja! ja! man muß das Eisen schmieden, wenn es glüht!" Oh, wie hüpft ihm sein Herz vor Freuden; er will auch dann nicht mehr Schäferknecht bleiben, sondern sich einen großen schönen Hof kaufen, noch größer, wie der Vierhof. Er will sich Kutscher und Bedienten halten und Pferde und Wagen, schöner, wie sie alle Gutsherren in der Runde besitzen.

Eilig durchschreitet er den Hohlweg, eilt die Schlucht hinauf und findet das graue Männlein noch beim Feuer sitzen.

„Ach! liebes Herrchen," spricht er, „ich habe mir soeben eine zweite Pfeife gestopft, wollt Ihr mir nicht noch einmal Feuer geben? Ich bitt' Euch darum!"

Darauf erwiederte das Männlein: „Begehret nicht mehr, es mögte Euch Verderben bringen!"

Doch unser Schäfer läßt sich nicht mehr abweisen, sondern dringt so lange mit Bitten in ihn, bis das Männlein ihm gestattet, so viel zu nehmen, als ihm gefällt. Und er füllt alle Taschen, auch seinen Hut und zuletzt selbst die Stiefel mit Kohlen bis zum Rande voll, bis nur noch ein ganz winziges Feuer übrig bleibt.

„„Halt!"" ruft darauf das kleine Männlein, „„nun rühre nichts mehr an, sonst bist Du verloren!""

Keuchend eilt der Schäfer von dannen; doch je länger er geht, desto leichter wird seine Last, und wie er endlich die be-

wußten Tannen erreicht, fühlt er sie fast gar nicht mehr. Neugierig hebt er den Hut vom Kopf; er glaubt diesmal, anstatt Gold, Banknoten zu besitzen; allein wie groß ist sein Entsetzen, er findet nichts darin, wie trockenen Schaafdünger. Auch alle seine Taschen und selbst die Stiefel sind damit gefüllt. Da kratzt er sich fluchend hinter den Ohren, und denkt: „Du bist zwar diesmal angeführt; allein was unter dieser Tanne dort verborgen ist, kann dir Keiner nehmen."

Doch wer beschreibt sein Entsetzen, wie er die Erde lockert und seinen Tabacksbeutel hervorzieht, so findet er auch diesen mit Schafdünger gefüllt, so wie auch das Tuch, und Alles, Alles ist verloren.

Betrübt und zerknirscht schleicht er mit dem ersten Morgengrauen nach Hause, sein widriges Schicksal aus innerster Seele verwünschend. Der Hofhahn empfängt ihn mit schadenfrohem Triumphgeschrei, und wie die Frau den nächtlichen Schwärmer empfangen, das mag sich Jeder selbst ausmalen.

Noch gar manches Mal, wenn unser Schäfer bei stiller Nacht die Schafe gehütet, hat er seinem klugen Spitz die Wache allein anvertraut, ist hinabgestiegen in seine unheimliche Schlucht und hat gar laut und vernehmlich um Feuer gefleht; allein kein graues Männlein ist jemals ihm wieder erschienen.

So verdirbt sich die Habsucht oft selbst; also ergeht es dem Nimmersatt, der nicht genug bekommen kann!

Der Krützensee und die Teufelskuhle bei Schwaan.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

In der Zeit, als die heidnischen Wenden noch unser Land bewohnten, verehrten sie die Siwa, die Göttin der Fruchtbarkeit, hauptsächlich an dem Orte, wo jetzt die Stadt Schwaan liegt, welche von dieser Gottheit ihren Namen führt und noch in alten Urkunden Siwan heißt. Auf der einen Seite fließt die Warnow in ihrem breiten Wiesenbett vorüber, an der andern Seite liegt der Krützensee.

Alljährlich um die Zeit der Sommersonnenwende umfährt in stiller Nacht ein Wagen diesen See dreimal in immer weiteren Kreisen und lenkt dann in die Mitte des Sees, in dessen Tiefe er verschwindet. Die Spuren der Räder sieht man am nächsten Morgen deutlich am Ufer des Sees*). Jede Nacht aber entsteigt diesem Krützensee ein Hammel oder Schafbock und nimmt seinen Weg nach der Warnow an der Teufelskuhle, einer sumpfigen, grundlosen Stelle, unweit des Weges von Schwaan nach Rostock vorbei; in der Warnow aber verschwindet er.

In alter Zeit ist in diese Teufelskuhle ein Fuhrwerk mit vier schwarzen Pferden nebst dem Fuhrmann, welcher des

*) Diese Sage erinnert an das, was Tacitus über die Verehrung der Göttin Hertha — Mutter Erde — bei den früheren Germanen des nördlichen Deutschlands erzählt, daß diese Göttin nämlich zu gewissen Zeiten in einem verdeckten, von Kühen gezogenen Wagen, den nur der Priester berühren durfte, die Länder besuchte, in denen dann Friede und Freude herrschte; daß aber nach ihrer Rückkehr der Wagen nebst Zubehör in einem verborgenen See von Sclaven gewaschen wurde, welche letzteren dann der See verschlang.

Nachts sich von der Landstraße verirrt hatte, hineingerathen und darin umgekommen. Seitdem macht dieses Fuhrwerk allnächtlich dieselbe Fahrt.

Einst kam ein schwaaner Schuhmacher aus Rostock des Weges, hatte sich aber etwas verspätet, und da es dunkel geworden war, hörte er einen Wagen hinter sich kommen. Er stand still, und als das Fuhrwerk ihn eingeholt hatte, bat er den Kutscher, ihn mitzunehmen. Dieser erlaubte es ihm, hinten aufzusteigen, machte es ihm aber zur Bedingung, sogleich hinabzuspringen, wenn er flöten würde.

Die Fahrt ging mit den vier munteren schwarzen Pferden rasch von Statten. Plötzlich gab der Kutscher das verabredete Zeichen; der Schuster sprang vom Wagen und stand dicht vor der Teufelskuhle, in welche das Fuhrwerk hineinstürzte und verschwand. (R. Z.)

Der spukende Bürgermeister auf dem Mittelwerder bei Dömitz.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Vor vielen Jahren lebte in Dömitz ein Bürgermeister, der hatte ein Gesetz gegeben, daß jeder Bürger, dessen Haus ein Raub der Flammen würde, ohne Gnade erhängt werden solle.

Eines Sonntags, während der Bürgermeister in der Kirche ist, bereitet seine Köchin die gelieferten Ochsenzungen. Plötzlich ergreift das Feuer eine der Zungen, welche laut ziſchend in den Schornstein fährt und das Dach in Brand steckt.

Der Bürgermeister hört den Feuerruf, erfährt, daß derselbe

seinem Hause gelte und begiebt sich, eingedenk seines eigenen Gesetzes, schleunigst auf die Flucht, verfolgt von dem wüthenden Pöbel.

Obgleich der Bürgermeister der Wuth desselben glücklich entgeht, so trifft ihn unterweges doch ein Unfall, so daß er unglücklich um's Leben kommt.

Seit der Zeit trieb der Geist des Verstorbenen sein Unwesen im Rathhause und in einer Bürgerwohnung, bis zwei Bürger es wagten, ihn zu bannen. Sie lockten ihn mit Hülfe eines Pfannkuchens — auf welche Weise? wird nicht erzählt — in einen Sack und brachten ihn auf eine Elbinsel, den Mittelwerder.

Unterwegs stellte der Geist sich gewaltig ungeberdig und die beiden Schiffer hatten ihre liebe Noth mit ihm. Während der Eine ruderte, mußte der Andere mit einem tüchtigen Knittel auf den Geist im Sacke losschlagen, wobei jeder dritte Schlag so zurückprallte, daß er auf den Geber zurückfiel.

Jahrelang trieb der Geist sein Unwesen auf dem Mittelwerder. Seitdem aber, veranlaßt durch die Eindeichung der Elbe, der Mittelwerder alljährlich überschwemmt wird, ist er spurlos verschwunden.

Wahrscheinlich ist der arme Geist ertrunken.

Der spukende Johanniterordens-Priester von Klein-Nemerow bei Stargard.

Eine Meile von Stargard liegt höchst romantisch an dem Ufer des Tollensesees, hinter hohen alten Bäumen fast versteckt,

der jetzige Pachthof Klein-Nemerow, sonst Hauptsitz der Komthure, Ordensprioren, Priester und Ritter der ehemaligen Johanniterkomthurei Nemerow.

Es war im Jahre 1298, als der Johanniterkomthur Ulrich Schwabe oder Swawe ganz Nemerow — das jetzige Dorf Groß-Nemerow und der nunmehrige Hof Klein-Nemerow — erwarb und dasselbe, zur Errichtung einer eigenen Johanniterkomthurei, seinem Orden übertrug. Die neugebildete Komthurei gelangte bald zu Macht, Ansehen und Reichthum, indem sie im Laufe der Zeit auch noch das nahe Rowa und Staven bei Friedland erwarb, wie auch die Orte Dabelow, Gnewitz, Godendorf und Wokuhl im vormaligen Heideamte, zwischen Strelitz und Fürstenberg, gelegen. Mit Einführung der Reformation in Mecklenburg ging auch das Reich dieses geistlichen Ordens nach und nach seinem Untergange entgegen; bis denn endlich nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, durch den westphälischen Frieden im Jahre 1648, auch die Komthurei Nemerow säkularisirt und also in ein weltliches Besitzthum verwandelt, den mecklenburgischen Landesherren zum Eigenthum überwiesen wurde.

Von den alten Herrlichkeiten des ehemaligen Hauptortes der Komthurei Nemerow ist jetzt nur noch wenig übrig. Das Schloß des Komthurs soll an der Stelle des jetzigen Pächterhauses gestanden haben; von ersterem ist also nichts mehr vorhanden. Nicht viel besser steht es mit dem früheren Konventshause, dessen wenige Ruinen nicht weit davon, dicht am Tollensesee liegen. Nur von der früheren alten Ordenskirche ist noch die Ringmauer ziemlich gut erhalten, die jetzt aber, mit einem neuen Dache versehen, als Scheune benutzt wird. —

Als das jetzige Klein-Nemerow noch im Besitz der Johan-

niterritter war, soll sich dort eine schreckliche Begebenheit zugetragen haben, worüber die Sage also berichtet:

Einer der nemerower Ordensgeistlichen lebte in verbotenem Verhältnisse mit einem blutjungen Mädchen; durch allerlei Kniffe und Ränke hatte der schlaue Priester das unerfahrene Geschöpf in seine Schlingen zu ziehen gewußt. Leider gingen der armen Verblendeten die Augen erst auf, als es zu spät war. Sie wurde Mutter eines holden Knäbleins. —

Der schändliche Geistliche schwur sich sofort von Allem ab; ja seine Niederträchtigkeit und Frechheit ging so weit, am nächsten Sonntag von der Kanzel herab den Fehltritt des jungen Mädchens öffentlich zu tadeln und zu rügen.

Das also verhöhnte, arme Geschöpf, außer sich über eine solche teuflische Niederträchtigkeit, verfiel hiernach in Wahnsinn, und ein hitziges Fieber, das sich hinzugesellte, machte bald ihrem Seelenleiden ein Ende. Kurz vorher aber, ehe sie ihren Geist aufgab, kehrte noch einmal ihr Bewußtsein zurück, und in diesem Augenblicke schwur sie allen Umstehenden zu, daß der von ihr angegebene Ordenspriester, trotz seines Leugnens und Abschwörens, sie dennoch verführt habe, daß er nur allein und kein Anderer der Vater ihres armen Kindes sei; dann rief sie noch mit schwacher Stimme Gottes Fluch über den Schändlichen hernieder und verschied. —

Ihr Kind folgte ihr bald darauf in die Ewigkeit nach. —

Der Priester aber hatte von Stund an keine Ruhe mehr; sein Gewissen war plötzlich erwacht und folterte und quälte ihn auf das Furchtbarste. In einer der nächsten Nächte schon stürzte er sich in größter Verzweiflung in den nahen Tollensesee und machte also seinem Leben ein Ende. —

Aber auch nach seinem Tode fand der meineidige Priester die erhoffte Ruhe nicht; denn häufig sah man ihn nach

dieser Zeit in stillen Mondnächten am Ufer des Sees umherirren.

Auch noch jetzt soll sich zuweilen der Priester in seinem Ordensgewande in mondhellen Nächten am Ufer des Tollensesees zeigen, wenn sich aber ein Lebender naht, schnell in den See stürzen und dort verschwinden.

Die Entstehung von Brunshaupten und seiner Kirche bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Als die Warnow von Schwaan aus noch mit einem Arm nach Nordwesten zeigte, dessen Hand nahe bei den diedrichshäger Bergen in der Ostsee plätscherte, da war zur linken Seite, zwischen den genannten Bergen und der See, noch nicht das schöne Thal, wo jetzt zwei romantische Dörfer von schönen Feldern und Gärten umgeben liegen. Die Waldungen der Berge und die See waren noch ungetrennte und treue Nachbaren, und hatte die See den Warnowarm daher auch beim ersten Erblicken schon zu sich heran gezogen.

Fuhr man eine kleine Strecke auf dem schiffbaren Flusse aufwärts, so fand man bald rechts ein schönes Versteck in den Kühlungen der diedrichshäger Berge, das man schon in alten Zeiten zu benutzen gewußt hat.

Ein Seeräuber, Namens Bruhns, der sein Unwesen auf der Ostsee trieb und den Seehandel beunruhigte, hatte dort seine Behausung.

Als im Jahre 1284 auch Rostock in dem hanseatischen Bund*) aufgenommen worden war, da wurde auch von hier aus Jagd auf die Seeräuber gemacht und Bruhns dabei gefangen genommen.

In dieser seiner Noth gelobte der Seeräuber Bruhns, daß wenn er aus der Gefangenschaft entkomme, wolle er sein bisheriges Geschäft aufgeben und unfern des Ortes, wo er bisher seinen Schlupfwinkel gehabt, eine Kirche bauen lassen.

Er kam frei und fand auch seine Waffen und Schätze wieder. Sein Gelöbniß war kein bloßer Nothschrei gewesen, denn er ging alsbald aus einen passenden Ort zu suchen, wo er es ins Werk setzen konnte. Ein kleines Flüßchen, das von den diedrichshäger Bergen herunter kam, und dicht am Strande in den Warnowarm mündete, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Denselben am rechten Ufer verfolgend, fand er bald den geeigneten Platz zum Bau der Kirche.

Wenn das Kirchlein auch nur klein gerieth, so wurde es doch recht stark gemauert und entsprach den damaligen Bedürfsen. Der kleine Thurm wurde aber ganz aus Holz erbauet.

Es scheint unserm Bauherrn in dieser Gegend ferner gut gefallen zu haben; denn an der andern Seite, der Kirche gegenüber, schlug er seine Hütte auf, fing ein ordentlich Leben an und nährte sich vom Ackerbau manches Jahr redlich.

So entstand das Dorf und der Name desselben: Bruhnshof, Brunshöfen, woraus endlich Brunshaupten geworden ist.

Nach Hunderten von Jahren hat diese von Bruhns erbaute Kirche am östlichen Ende einen Anbau erhalten, ebenfalls durch ein Gelöbniß.

---

*) Hansa oder hanseatischer Bund, ein im Mittelalter von den nordischen Handelsstädten zum Schutz und zur Sicherung ihres Handels geschlossenes Bündniß. Der Herausg.

Ein Schiffer, der sehr kostbare Waaren geladen hatte, gerieth mit seinem Schiffe zwischen Arendsee und Brunshaupten auf den Strand. Er ging in die Kirche nach Brunshaupten, um bei Gott dem Herrn Hülfe zu suchen und gelobte, daß, wenn sein Schiff wieder flott würde, er der Kirche soviel Geld schenken wolle, daß noch ein Gewölbe angebaut werden könne.

Das gefiel dem Herrn; das Schiff ging bald wieder unter Segel, und der Kirche wurde das zugesagte Geld.

Die Alten haben das Geschenk wohl angewendet, und scheinen sie besonders beim Baue recht behutsam zu Werke gegangen zu sein. Ja, um nicht einmal das Huhn, welches auf dem östlichen Ende und der äußersten Spitze des Kirchendaches stand, aufzuscheuchen, ließen sie das Dach unverlängert, sondern machten dafür die hintere Wand rund und spitzten auch das Dach oben rund zu. Auch ließen sie recht große, schöne Fenster mit hübschen Glasmalereien in die Wände setzen und zeichneten so dies Ende des neuen Hochaltars vor dem Uebrigen aus.

Wenn auch durch den Bau dieses vierten Bogens das Symbol verloren ging, so gewann die Kirche doch bedeutend an Räumlichkeit und erhielt eine geschmackvollere Form.

Die Mordgrube bei Dassow.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zwischen dem Flecken Dassow und dem lübeckischen Fischerdorfe Schlutup befindet sich an der alten lübecker Landstraße eine wüste Stelle, auf der weder Baum noch Strauch, weder Getreide noch sonst eine Pflanze gedeihen will. Die Leute

dortiger Gegend nennen diesen öden Fleck „die Mordgrube“ und wissen folgende Sage davon zu erzählen:

Vor mehreren Jahrhunderten, noch vor der Zeit der Reformation, stand an dieser Stelle ein einsam gelegenes Wirthshaus. In der Nähe desselben befand sich ein großer Tannenwald, davon es wol den Namen „Tannenschenke“ erhalten hatte. In dieser Tannenschenke ging es immer recht lustig her. Müssiggänger und anderes Gesindel schlugen hier die Zeit todt mit Kartenspiel und sonstigen Vergnügungen. Namentlich aber war sie an Sonn- und Festtagen der Versammlungsort wüster Gesellen, die aus nah und fern kamen und bis zum andern Morgen soffen, tanzten, die unzüchtigsten Lieder erklingen ließen und mehr dem Christen nicht geziemende Dinge trieben. Ehrbare Leute dortiger Gegend traf man nicht in diesem verrufenen Neste an, und Wanderer, die schon von demselben gehört hatten, reisten bis zum nächsten Gasthause, so gern sie auch zuweilen ihre müden Glieder ausgeruhet und ihren Körper durch einen Bissen Brod und einen Krug Bier gestärkt hätten.

Es war an einem Himmelfahrtstage. Die lustigen Brüder fanden sich schon bei Zeiten ein. Als andere Leute zur Kirche gingen, wurde hier der Flasche tüchtig zugesprochen und der Festtag auf alle mögliche Weise entweihet. Bald nach Mittag stellte auch der Capellmeister sich ein, und ein wilder Tanz begann. Eben hatte er seine Fiedel gestimmt und wollte einen neuen Tanz aufspielen, als man in der Ferne einen Geistlichen in Amtstracht erblickte. Er trug die Monstranz, das Behältniß in welchem der Leib des Herrn aufbewahrt wird, und war auf dem Wege zu einem Sterbenden, dem er das heilige Abendmahl darreichen wollte.

Der Geiger, der noch etwas Christenthum besaß, forderte alsobald die wilden Tänzer auf, sich ein wenig ruhig zu ver-

halten und dem sich nahenden Sacramente die schuldige Ehre zu erweisen. Aber, wie vorauszusehen war, er predigte tauben Ohren, wurde noch obendrein ausgelacht und, so sehr er sich auch weigerte, gezwungen, den gewünschten Tanz zu spielen.

Inzwischen hatte der Priester sich dem Hause genähert und schritt an demselben vorüber. Der Musikus warf sofort die Fiedel bei Seite und fiel, wie das in katholischen Zeiten so Sitte war, auf seine Knie nieder; aber sonst auch Niemand. Man schalt ihn einen Thoren und Frömmler, stieß schreckliche Gotteslästerungen aus und ließ selbst den ehrwürdigen Geistlichen nicht ungehindert seines Weges ziehen.

Aber nun war auch das Maaß ihrer Sünden voll, und Gott, der sich nicht läßt spotten, mit der Strafe nahe.

Im fernen Westen zeigte sich dunkles Gewölk, das bald höher und höher kam und sich unter Blitz und Donner entlud. Als man eben einen recht unzüchtigen Tanz aufführen wollte, durchzuckte ein blutrother Blitz die Luft, dem ein fürchterlicher Donnerschlag folgte, so daß die Fenster klirrten.

Der Geiger, wol ahnend, daß der strafende Gott in diesem Wetter sei, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Schenke zu verlassen. Noch war er keine hundert Schritte fort, als ein zweiter, noch fürchterlicherer Donnerschlag erfolgte, die Erde sich aufthat und das Haus sammt den Tänzern verschlang.

Nur einige wenige Trümmer bezeichneten noch die Stelle, wo die Tannenschenke gestanden hatte.

In späterer Zeit ist man bemüht gewesen, das Haus sammt den Gebeinen der wüsten Gesellen ans Tageslicht zu bringen. Was man aber am Tage aufgegraben hatte, war am andern Morgen wieder verschüttet, was Manche für ein Werk des Teufels ansehen wollten.

Da die Arbeit ohne allen Erfolg war, so unterließ man

sie endlich und ging auch fortan nicht gern in der Nacht an diesem Orte vorüber, weil's da oft um diese Zeit nicht recht geheuer sein sollte.

Der Rabandelberg zu Lüdershof bei Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zu den Zeiten des Faustrechts, vor mehreren hundert Jahren, als es in unserm lieben Deutschland an den meisten Orten gar kraus und bunt herging, der Stärkste immer Recht hatte und seine Prozesse nicht mit der Feder, sondern kurz und bündig mit dem Schwerte ausmachte, gab es auch in Mecklenburg der Schnapphähne nicht wenige, die sich von Gott und Rechtswegen dazu berufen meinten, ihren Nebenmenschen, wenn auch ohne deren Zustimmung, die Geld- und Quersäcke gar merklich zu erleichtern und die Kunst des Theilens gar meisterlich so übten, daß das „Mein" mit der Beute durch, das „Dein" aber gewöhnlich leer ausging. Wir wollen Gott danken, daß diese Zeit der Vergangenheit angehört.

Zu dieser Zeit aber hauste nicht weit von der zu Groß-Helle gehörenden Meierei Lüdershof einer jener sauberen Genossenschaft, mit Namen Rabandel. Rechts von dem Wege, der nach Waren hinabführt, lag seine Burg, versteckt im dichten Walde, der sich hier eine Meile lang erstreckte, und umgeben von einem tiefen Graben, aber doch so nahe der vorüberführenden Landstraße, daß man diese in höchstens drei Minuten erreichen konnte. Ein Kette ging verdeckt quer über den Weg und stand mit einer Klingel in der Burg in Verbindung. So mußten sich also die Opfer selber bei ihrem Räuber zur Plün-

derung anmelden. Hatte nämlich die Klingel das Zeichen gegeben, so brachen die Räuber aus ihrem Verstecke hervor; und wehe dem Reisenden, der sich zur Wehr setzte! Man konnte froh sein, wenn man nur das nackte Leben rettete und die Freiheit behielt; denn die, bei denen Rabandel Reichthümer vermuthete, mußten so lange im schaurigen Burgverließ schmachten, bis sie von den Ihrigen mit schweren Summen ausgelöst wurden.

Indeß begnügte sich Rabandel nicht mit dem Straßenraube. Oft ging er oder seine Leute auch vereinzelt aus, um sich in die Häuser zu schleichen und zur Nachtzeit ihr oder vielmehr das fremde Schäfchen in Sicherheit zu bringen; oft aber scheuete er sich auch nicht, am hellen, lichten Tage mit Gewalt in die Wohnungen der Menschen zu brechen und ihnen zu nehmen, was ihm beliebte.

So hörte einstmals Rabandel von einem ausgezeichnet schönen, schwarzen Pferde, welches ein Bauer in dem benachbarten Dorfe Tarnow im Besitz hatte. Dies hören und den Entschluß fassen, es sich anzueignen, war bei Rabandel eins. Sogleich schickte er zwei seiner Leute ab, dem Bauern das Pferd zu mausen und sich gelegentlich nach Diesem und Jenem umzusehen. Sie trollten beide ab. Unterwegs aber bekam der Eine von ihnen plötzlich Bauchgrimmen. Und, sei es nun, daß er eine Ahnung dessen, was hernach kam, hatte, oder nahm der Schmerz wirklich überhand, genug er erklärte, nicht weiter zu können und kehrte winselnd um. Das hielt indeß den Andern nicht zurück, sondern der nahm sich vor, nun den Streich allein auf eigne Faust auszuführen.

Es dämmerte schon, als der Strolch nach Tarnow kam und sich, wie er meinte, unbemerkt in das Bauernhaus schlich. Einer der Knechte hatte ihn jedoch gesehen und als einen von Rabandels Leuten erkannt. Dieser schlug sogleich Lärm. Aber

ob man auch das ganze Haus um und um kehrte, so konnte man doch nirgends die geringste Spur von dem Eindringling entdecken. Wo war er denn? Unter der Pferdekrippe hatte er sich so geschickt zu verbergen gewußt, daß ihn Keiner gewahrte, ob man gleich wol zehnmal bei ihm vorbeilief und suchte.

Als der Aufruhr im Hause sich gelegt hatte und Alles wol schon zur Ruhe gegangen war, kam der Gaudieb aus seinem Verstecke hervor, löste das ausersehene Pferd ab, band ihm Tücher um die Hufe und leitete es zur großen Thür des Hauses hinaus; denn damals waren, wie noch jetzt in den alten Bauerhäusern, die Stallungen mit dem Wohnhause unter einem Dache. Die Thür stand nur angelehnt. Das befremdete zwar zuerst den Spitzbuben, als er aber ungefährdet aus dem Hause und vom Hofe kam, band er draußen sein Pferd an einen Baum und kehrte dann in das Haus zurück, um noch Dies und Das mitgehen zu heißen. Das Glück schien ihm günstig; denn im Hause rührte und rüppelte sich Niemand. War denn der Bauer wirklich so sorglos, wie es schien, und sollte Niemand den Räuber bemerken? Allerdings hütete der Bauer getreulich sein Eigenthum. Doch wir wollen erst weiter hören.

Die tiefe Ruhe, welche im Hause herrschte, machte den Gauner sicher. Er packte deshalb so gemächlich wie möglich Das zusammen, was er sich zum Raube ersehen. Sicherheit macht übermüthig, darum, als er durch die geöffnete Thür wieder in's Freie zurückkehren und sich davon machen wollte, zog er ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb, denn es war recht heller Mondschein, an die Hausthür und sprach: „Wer Rabandel sien Lühr säuken will, dei säuk sei ünne dei Pierkrüff.“*)

*) „Wer Rabandel's Leute suchen will, der suche sie unter der Pferdekrippe.“

„„Un““, erscholl die kräftige Stimme des Bauern hinter der Hausthür hervor, „„wer'n Buhrn säuken will, dei säuk em achte dei Husdöhr!““*) und damit gab er dem Bruder Langfinger, ehe der sich's versah, dermaßen ein Denkzettelchen mit dem „Wuchtbaum“ zwischen die Ohren in's Genick, daß dem für immer Sehen und Hören verging und erfortan nicht mehr unter der Pferdekrippe, sondern nur in der Erde zu finden war.

Wie Rabandel die Nachricht von dem kläglichen Ende seines Abgesandten aufgenommen und ob er Genugthuung verlangt, darüber schweigt die Geschichte. Vielleicht zählte er sich selbst zu den Helden und achtete und ehrte deshalb nach Heldenart die Heldenthat des Bauern.

Den Verlust eines Mannes schlug übrigens Rabandel nicht gar hoch an; auf Einen mehr oder weniger kam es just nicht an, und entstand wirklich einmal eine fühlbare Lücke, so war sie in den meisten Fällen leicht auszufüllen. Machte er nämlich Gefangene, und fand er unter diesen besonders starke, rüstige Männer, so ließ er ihnen meist nur die Wahl, über die Klinge zu springen, oder zu seiner Fahne zu schwören. Die Mehrzahl zog gewöhnlich aus Rücksicht auf ein freies, ungezwungenes Räuberleben, oder in Erwartung bald Gelegenheit zur Flucht zu finden, das Letztere vor.

So trieb Rabandel das Geschäft des Raubes und Mordes, des Sengens und Brennens ungehindert und wie es schien auch ungestraft. Seine für damalige Zeit ansehnliche Macht erlaubte ihm, seiner machtlosen Obrigkeit und seinen schwachen Gegnern zu trotzen. Auch wagte es so leicht Niemand ihn zu

*) „„Und wer den Bauer suchen will, der suche ihn hinter der Hausthür!““

verrathen; vielmehr waren ihm die Bewohner eines nahe gelegenen, aber nun schon längst untergegangenen Bauerdorfes, die alle seine Schleichwege kannten, aus Furcht so sklavisch zugethan, daß sie ihn nicht verriethen, sondern ihn noch eher auf alle Weise unterstützen, um nur nicht von ihm vernichtet zu werden, wie er denn auch unter ihnen als unumschränkter Gebieter auftrat.

Außer dem Rabandelgesinde machten aber damals auch noch die puchowschen Räuber die penzliner Gegend unsicher. Diese Letzteren hausten auf dem Räuberberge beim jetzigen Hofe Puchow und trieben allda ähnlich ihr Unwesen, wie etwas weiter nördlich Rabandel. Nun weiß aber Jeder, daß ein Raubvogel den andern nicht in seinem Reviere duldet. Sie kommen sich bald einander ins Gehege und, ehe man sich's versieht, haben sie sich beim Kragen, und der Stärkere beißt den Schwächern aus, oder führt ihn gar als gute Beute heim.

Es darf uns darum auch nicht Wunder nehmen, wenn wir hören, daß Rabandel und die Puchower sich standen wie Hund und Katze. Wenn die Einen etwas nahmen, so hatten die Andern es schon längst nehmen wollen, und konnten und mogten das vermeintliche Unrecht nicht verschmerzen. Nach vielen kleinen Neckereien und Scharmützeln kam es endlich auch zwischen beiden Parteien zu einer offenen Feldschlacht. Jeder hatte sich so gut gerüstet, als es gehen wollte; und in einer Niederung zwischen Puchow und Lüdershof, die jetzt noch den Namen Strietgrund — Streitgrund — im Munde der Groß-Heller und Lüdershöfer führt, trafen beide streitende Theile hart auf einander. Der Kampf war heiß und wogte lange unentschieden hin und her. Kämpften auch die Leute Rabandel's wie Löwen, so gaben ihnen doch die Puchower im Mindesten nichts nach. Endlich aber schien sich der Sieg auf die Seite der Letztern zu

neigen. Rabandel zog sich zurück. Aber das war nur eine Kriegslist. Er hatte einen Hinterhalt gelegt, und als er endlich in einer benachbarten Niederung Stand hielt, brach derselbe mit wüthendem Geschrei hervor und griff den Feind im Rücken an. Das gab dem Dinge eine andere Wendung, und eine vollständige Niederlage der Puchower war der Erfolg der mörderischen Schlacht. Der Ort, wo dies geschah, wird noch heute der Blutgrund genannt.

Die Puchower waren vernichtet und Rabandel in seinem Sinne Herr der Gegend. Seine Macht, sein Ansehen und der Schrecken vor ihm nahmen natürlich durch die Vernichtung seiner Nebenbuhler nur zu, und häufiger denn je unternahm er Streifzüge in die Umgebung und brandschatzte die Leute, Arm und Reich, Vornehm und Gering. Hierzu bewog ihn auch der Umstand, daß die durch Lüdershof führende Straße nach Waren durch seine häufigen Anfälle so in Verruf gekommen war, daß man sie so viel wie möglich mied und lieber einen Umweg machte, als sich in Gefahr begab. Da hier also Mangel eingetreten war, so suchte das Raubgesindel anderwärts Arbeit und Beute.

Rabandel's Macht erreichte nun ihren Gipfelpunkt. Einmal zählte in dieser Zeit seine Bande sogar 210 Mann. Hiermit ließ sich schon unter den damaligen Verhältnissen etwas ausrichten. Vermogte er doch selbst der Streitmacht der umliegenden Städte, so lange sie vereinzelt gegen ihn auftraten, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Da kannte denn sein Uebermuth keine Grenzen, und er griff auch die benachbarten Ritter ohne Scheu an, wenn sie es wagten, seinen Zorn zu reizen.

Damals war es auch, als einer der beiden Grafen, welche zu gleicher Zeit das nahegelegene Schwandt bewohnten, Hän-

del mit dem kecken Räuber bekam und es sehen mußte, wie dieser seine einzige Tochter fortschleppte. Und es halfen da weder Drohungen noch gute Worte, Rabandel hielt sie fast ein Jahr als Geißel in seinem Raubneste in Gefangenschaft und gab sie erst gegen schweres Lösegeld wieder heraus. Außer dem Grafen hatten aber auch die Juden, von denen in dieser Zeit zwölf Familien in Schwandt gewohnt haben sollen, viel von Rabandel zu leiden, und sie vermogten kaum so viel zu erringen, um seine unersättliche Habgier nur einigermaßen zu befriedigen.

Uebrigens waren die Leute noch froh, wenn nur Rabandel bei solchen Streifzügen selbst den Anführer machte; denn war er abwesend, und hatte sein Unterhauptmann Nerro den Befehl, so hatte man das Allerschlimmste zu befürchten. Nerro war, wie man zu sagen pflegt, nur mit Menschenhaut überzogen. Mit teuflischer Freude weidete er sich an den Qualen seiner Opfer; die Frauen schändete er, und Männer und Weiber verstümmelte er aufs Empörendste, wie es ihm auch keiner seiner Leute zu arg und toll machen konnte.

Obwol Rabandel selbst ein sehr roher, gefühlloser Mensch war, so mißbilligte er doch gar sehr die Scheußlichkeiten Nerro's, und hätte ihn gern abgesetzt und davon gejagt, hätte er es nur vor seinen Leuten wagen dürfen; denn diese waren dem Nerro mit Leib und Seele ergeben und litten es nicht, daß ihm das Geringste zu nahe geschah.

So hausten Rabandel und Nerro gar übel in dem Lande umher, und was der Eine im Anfluge von Menschengefühl etwa unterließ, das übte der Andere mit doppelter Grausamkeit wieder aus. Aber, fragt man sich, wenn die Obrigkeit zu schwach war, solchem Greuel zu steuern, that denn der Herr nicht ein Einsehen? Allerdings. Erst hatte der stärkere Bösewicht den schwächeren dort im Blutgrunde vernichten müssen, und

nun rückte auch der Tag der Vergeltung für alle Greuelthaten Rabandel's heran.

Rabandel hatte sich nämlich in der letztern Zeit nicht damit begnügt, die reisenden Bürger aus den umliegenden Städten anzufallen und zu berauben, sondern er griff die Orte selbst auch wiederholt an, beunruhigte sie durch fortwährende Neckereien, trieb ihnen das beste Vieh weg und suchte ihnen so auf alle erdenkliche Weise zu schaden. Da endlich, der ewigen Plackereien müde, schlossen die Städte Stavenhagen, Penzlin, Waren und Neu-Brandenburg ein Bündniß mit einander gegen Rabandel und schickten ein vereinigtes Heer wider ihn ab. Aber sei es nun, daß dasselbe nicht zahlreich genug war, oder herrschte Uneinigkeit in der Leitung, oder war Rabandel den Städtern in der Kriegskunst überlegen, genug er siegte und brachte überdies seinen Feinden eine tüchtige Schlappe bei.

Die Städter mußten sich zurückziehen. Sie verhielten sich auch einstweilen ruhig, aber nur, um sich zu einem neuen Angriffe vorzubereiten und sich inzwischen noch durch ein Bündniß zu verstärken. Sie verbanden sich nämlich mit dem Markgrafen von Brandenburg, an den sich auch die schwandter Grafen mit der Bitte um Hülfe gewendet hatten.

Aber auch Rabandel, der hiervon Wind bekam, war nicht unthätig, er rüstete sich mit aller Macht, und als die Verbündeten heranrückten, fanden sie die Burg kampfbereit. Auf einen Sturm ließen sie sich aber nicht ein. Sie unternahmen nur einen Scheinangriff und es gelang ihnen auch wirklich dadurch den Räuber aus seinem Verstecke heraus zu locken. Gleich als Besiegte zogen sich die Verbündeten nach kurzem Kampfe zurück. Rabandel folgte ihnen. Das Bewußtsein seiner Stärke machte ihn sicher und so ging er in dieselbe Falle, die er einst den Puchowern gelegt hatte. In der Hitze der Verfolgung ent-

fernte er sich nämlich immer weiter von seiner Burg, die Fliehenden in der Richtung nach Neu-Brandenburg vor sich her treibend. Als diese ihn endlich hatten, wie sie ihn haben wollten, hielten sie bei „Herzführ", einem Gehölze bei Klein-Helle, Stand. Und nun kehrte sich das Blatt.

Von allen Seiten brachen die feindlichen Krieger aus ihrem Verstecke im Walde hervor und hieben auf Rabandel und seine Leute ein. Diese wehrten sich zwar tapfer wie angeschossene Eber, aber die Uebermacht war zu groß. Immer kleiner wurde die Schaar der Räuber, und zuletzt sah sich Rabandel mit nur wenigen Getreuen noch allein im Kampfe. Alle übrigen lagen todt oder verwundet am Boden; denn es nahm und gab Niemand Pardon.

Als Rabandel sahe, daß Alles verloren sei, hieb er sich Bahn durch die ihn umzingelnden Feinde und sprengte dann im gestreckten Galopp nach seiner Burg zurück. Dort war noch das Theuerste, was er auf Erden besaß, sein Sohn. An Rettung dachte er wol nicht mehr, aber er wollte um keinen Preis seinen Feinden in die Hände fallen und ebenso wenig sollten sie an seinem Sohne Rache üben können. Auf der Burg angekommen, nahm er darum den Knaben, der noch ein kleines Kind war, und den er so lange einer Wärterin anvertraut hatte, eilte zu einem nahegelegenen Soll, und machte in demselben ihrer Beider Leben ein Ende. Die nachsetzenden Feinde kamen gerade nur noch zur rechten Zeit, um Zeuge dieses Auftrittes zu sein.

Die Burg wurde nun ohne Mühe genommen und eingeäschert. Was man an werthvollen Sachen fand, theilten die Verbündeten unter sich. Doch soll Rabandel die kostbarsten Schätze vergraben oder in einem Wasserloche, dem blanken Soll, welches an der andern Seite des Weges liegt, vor dem Angriffe der Verbündeten schon versenkt haben.

So war denn endlich die Umgegend von einer wahren Landplage befreiet. Vorher war man in seinen eigenen vier Pfählen kaum seines Lebens sicher, jetzt aber konnte man ungefährdet wieder seine Straße ziehen.

Rabandel's Burg blieb ein öder, wüster Schutthaufen, der fortan nur Füchsen und Dachsen zur Wohnung diente. Noch vor etwa dreißig Jahren waren die Ruinen unweit Lüdershof zu sehen. Als man damals das umliegende Gehölz ausrottete, um das Land urbar zu machen, standen auf den Trümmern der Burg schon Buchen, von welchen die meisten je einen halben Faden Holz enthielten.

Damals stieß man auch bei Aufräumung des Schuttes ꝛc.*) auf das Fundament eines Gebäudes, wahrscheinlich eines Pferdestalles, welches unzweideutig auf die sehr feste Bauart der zerstörten Burg schließen ließ. Außerdem entdeckte man noch Ueberreste des tiefen Grabens, welcher die Burg früher ringsum umgab; und unter verschiedenen eisernen Geräthschaften, als Haken, Hespen, Hängen und dergleichen, welche man ausgrub, fand sich auch ein alter Ritterhelm.

Der goldenen Wiege, welche der Sage nach in dem Rabandelberge, wie man die wüste Burgstelle jetzt noch nennt, stehen soll, kam man aber dabei nicht auf die Spur.

---

*) Nach der Versicherung des Wirthschafters zu Lüdershof, der diese Arbeiten geleitet, hat man damals von dem sogenannten Rabandelberge 16 bis 20 Fuß hoch die Erde und den Schutt abgeräumt und über die allernächste Umgebung ausgebreitet, hat aber damit bei Weitem noch keine ebene Fläche erzielt.

Das ausgegrabene Eisengeräth ist nach Groß-Helle gekommen, und mag dort vielleicht noch Dies und Jenes davon vorhanden sein.

Nur ein niedriger Hügel mit einer rundumlaufenden flachen Vertiefung bezeichnet noch schwach die Stelle, wo einst die gefürchtete Raubburg Rabandel's stand.

Auch die nachstehende, den mündlichen Mittheilungen möglichst getreu nacherzählte Sage lebt in allen ihren Einzelheiten nur noch in der Erinnerung weniger älteren Leute zu Groß-Helle und Lüdershof. Sie theilt darin das Schicksal ihrer meisten Schwestern: die junge Welt ist zu klug für solche Geschichten und belächelt sie, das macht die Alten kopfscheu. Sie schweigen — und viel von dem, was man sich ehedem Gutes und Schönes erzählte, wird allgemach vergessen.

Der auf den Schweinewerder bei Waren gebannte Geist des ehemaligen Bürgermeisters Hörnig.

Wol an 200 Jahre sind's schon her, da führte in Waren ein bitterböser Bürgermeister das Regiment. Hörnig, so war sein Name, verleugnete und lästerte Gott und war, weil er kein Gewissen im Leibe hatte und nicht an einen höheren Richter glaubte, auch parteiisch, ungerecht und grausam gegen Jedermann. Kurz und gut, Hörnig schaltete und waltete mit übertriebener Härte und Strenge, ohne Rücksicht auf Recht und Gesetz, sondern wie's ihm gerade einfiel und in den Kopf kam, ganz nach seinem Belieben in der seiner Obhut anvertrauten Stadt und beging täglich die schreiendsten und schändlichsten Ungerechtigkeiten.

Doch nicht lange sollten die Einwohner Warens unter seiner Tyrannenwirthschaft seufzen; denn schon war Alles oben

bekannt geworden, und schon hatte der gerechte Landesherr eine Commission abgeordnet, die an Ort und Stelle strenges Gericht über den pflichtvergessenen Bürgermeister halten sollte. Ehe dies jedoch geschehen konnte, ehe die vom Herzoge ernannte Commission in Waren eingetroffen war, hieß es plötzlich eines schönen Morgens: „Bürgermeister Hörnig ist diese Nacht verschieden!“

Alles athmete hoch auf bei dieser frohen Nachricht, und Jedermann war glücklich, für immer von einem solchen Gewaltherrscher befreit zu sein.

Still und lautlos begrub man die irdische Hülle des bösen Bürgermeisters, und bald hatte Waren an seiner Statt ein anderes Oberhaupt, einen guten, braven und gerechten Mann.

War nun freilich auch wol die gute Stadt für immer von der strengen und ungerechten Herrschaft Hörnig's befreit, so war sie ihn trotzdem doch noch nicht losgeworden, da er auch noch nach seinem Tode fortfuhr, die Menschen zu quälen und ihnen auf alle Weise zuzusetzen. Nicht lange nachdem man ihn begraben, durchliefen nämlich schon allerlei unheimliche Gerüchte den Ort; Bürgermeister Hörnig, hieß es, könne im Grabe keine Ruhe finden, sein Geist irre allenthalben in der Stadt umher und erschrecke, ängstige und plage die Leute. Am Tollsten aber sollte er es des Nachts in seinem ehemaligen Wohnhause treiben, wo er dann so arg umher lärmte und tobte, daß die darin wohnenden Menschen es nicht ertragen konnten, vor Angst und Entsetzen bald das Haus verlassen und ihm also das Feld räumen mußten. Dies Alles bestätigte sich denn auch immer mehr und mehr, und von allen Seiten liefen dieserhalb bei dem Magistrate und der Geistlichkeit Klagen und Bittgesuche um Hülfe und Beistand ein.

Sowol der Magistrat als auch die Geistlichkeit nahmen

sich der Sache auf's Beste und Angelegentlichste an, um so mehr, da auch selbst schon Einige aus ihrer Mitte von Hörnig's Geiste angefochten und beunruhigt worden waren.

Doch obwol man sich auch auf alle mögliche Art, zuerst durch Güte, dann durch Gewalt, abmühte, dem Spukenden entgegen zu arbeiten und ihn zur Ruhe zu bringen; obwol man auch Geisterbanner und Beschwörer von fern und nah kommen ließ, so wollte doch nichts fruchten und anschlagen.

Schon hatte man, als alle Mittel und Wege erschöpft waren und nichts zum erwünschten Ziele führen wollte, alle Hoffnung aufgegeben, die Stadt von diesem Quälgeiste zu befreien, da hörte man zufällig von einem ganz ausgezeichneten Geisterbanner, der im Lande Sachsen wohne. Dieser sollte, so sagte man, ganz besonders mächtig und ganz unfehlbar sein, nichts sollte seinen Beschwörungen widerstehen können; denn stets habe er auch die allerärgsten Geister eingefangen und zur Ruhe gebracht.

An diesen Wundermann wendete man sich jetzt sogleich; man scheuete kein Geld, da die Plage zu groß und allgemein war, und ließ ihn die weite und sehr kostspielige Reise nach Waren machen. Eisenbahnen und Chausseen gab's nämlich damals noch nicht, die Posten und Wege waren zu der Zeit auch noch sehr schlecht und unvollkommen, und daher war denn auch das Reisen, namentlich das weite Reisen, mit viel mehr Kosten und Umständen verknüpft, als es jetzt der Fall ist.

Der berühmte Mann aus Sachsen kam also auch wirklich nach längerer Zeit glücklich in Waren an und ging nun sofort dabei, seine große Kunst auch hier zu beweisen.

In der ersten Nacht schon, als der Geist wieder auf das Tollste und Unmanierlichste in seinem früheren Wohnhause lärmte und polterte, schlich unser Sachse ganz leise mit einem

Sacke in das Haus. Und richtig, seine Kunst war probat; was all den andern vielen Geisterbannern vor ihm nicht hatte glücken wollen, gelang ihm schon nach Verlauf einer kurzen Zeit.

Mit dem Geiste des bösen Bürgermeisters im Sacke trat der kluge Sachse alsbald wieder aus dem gefürchteten Hause und fragte lächelnd, wohin er seinen Gefangenen jetzt bringen solle, um ihn dort für ewig festzubannen.

Man wählte hierzu den sogenannten Schweinewerder, der, etwa eine kleine halbe Meile von Waren entfernt, nicht weit von Eldenburg an einem Arm der Elde, die Recke genannt, liegt. Hierher brachte unser Sachse nun den Geist und zog ihm einen Bannkreis, den er niemals überschreiten kann, um darin nach Belieben umher zu lärmen und zu spuken, was denn auch immer gehörig geschehen ist.

Doch damit der unruhige Geist sich nicht allzusehr langweile, wies ihn der Banner auch noch an — wie Aehnliches bei solchen Gelegenheiten so häufig zu geschehen pflegt — in Zukunft Feuersteine zu klopfen, was er denn auch ebenfalles immer fleißig gethan hat.

Auch noch jetzt wirthschaftet und spukt der also gebannte Geist des bösen Bürgermeisters Hörnig auf genanntem Schweinewerder bei Waren umher und klopft noch immer fleißig Feuersteine, was man häufig hören soll; die Leute sagen dann: „Hührt, Hörnig kloppt all werra Führstein!“*) Diese Feuersteine, die fast die Form der früher gebräuchlichen Flintensteine

*) „Hört, Hörnig klopft schon wieder Feuersteine!“

haben, findet man häufig jenseits der Elde bei Eldenburg und auf dem klinker Felde, wohin sie Höring immer schleudern soll.

Keiner darf sich dem Bannkreis des Geistes unangefochten nahen, deshalb meidet auch Jedermann denselben so viel als möglich; kommt aber einmal zufällig Vieh in sein Bereich, so beunruhigt und quält er es und macht es scheu.

Die verhängnissvolle Ueberfahrt über den ratzeburger See bei Ratzeburg.

(Von J. F. L. Bohn zu Demern.)

Mein Großvater, welcher im hohen Alter verstorben, erzählte mir folgende Begebenheit, die vor vielen Jahren dem damaligen Fährmann auf dem Dom*) zu Ratzeburg passirt sei:

Einmal steht Einer gegen Mitternacht auf der Bäck**) und ruft: „Hahl über!" das Signal zur Ueberfahrt.

*) Dom nennen die Leute gewöhnlich schlechtweg den kleinen Theil der Stadt Ratzeburg, der zum gleichnamigen Fürstenthum und also zu Mecklenburg gehört. Bekanntlich ist die Stadt Ratzeburg Hauptstadt des jetzt unter dänischer Oberhoheit stehenden deutschen Herzogthums Lauenburg — siehe Seite 182 ersten Bandes, Anmerkung 1 — und gehört von ihr nur der auf der nördlichen, kleineren Höhe gelegene Domhof und Palmberg mit der alten, schönen Domkirche, den Schul- und früheren Kollegiengebäuden, dem Hospital und der Reservewache und 36 sonstigen Wohngebäuden an Mecklenburg. (Der Herausg.)

**) Ein eine halbe Meile von Ratzeburg in reizender Gegend belegener und zu Mecklenburg gehörender Ort, der im Sommer vielfältig von Fremden besucht wird.

Nach mehrmaligem Rufen schifft der Fährmann hinüber und trifft da einen Mann an, der ihn für ein gutes Stück Geld hinüber zu schaffen bittet. Er steigt darauf ein.

Wie sie nun in die Mitte des See's kommen, füllt sich das Boot mit Roßäpfeln und droht zu sinken. In seiner Angst ergreift der Fährmann die im Boote befindliche Schaufel und wirft damit den Unrath über Bord, was ihm auch gelingt; und so kommen sie glücklich an's Ufer.

Als der Fährmann am andern Morgen zu seinem Boote kommt, sieht er die darin befindlichen Ueberreste der letzten Nacht in Gold verwandelt, und wird er sich nicht wenig geärgert haben, unwissend eine solche Menge davon in die Tiefe des Sees vergraben zu haben.

Die Nixe in der Elde bei Slate, unweit Parchim.

(Von J. Mussäus, weiland Pastor zu Hansdorf.)

Bei Slate fließt ein Wasser, und das Wasser ist tief.

Einst in der Kühlung des Abends wanderte des Dorfes Prediger am Flusse nieder, durch die hohen Eichen. Schon waren die langen Schatten verschwunden und die Dämmerung war eingetreten, als aus dem Bette der Elde eine dumpfe Stimme sich vernehmen ließ: „De Stunn is doa, äwa de Knaw noch nich!“ **)

---

*) Aus den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Fünfter Jahrgang. 1840.

**) „Die Stunde ist da, aber der Knabe noch nicht!“

Bedenklich wendete er seine Schritte zum nahen Dorfe. Er hatte bereits den Gartenzaun erreicht, als ein hübscher Knabe daher gelaufen kam.

„Wohin, mein Sohn, wohin so eilig?“

„„Zum Bache,““ erwiderte dreist der Knabe, „„Schnecken will ich sammeln und bunte Muscheln!““

„Nicht doch!“ versetzte der bedachtsame Geistliche, „hier einen Schilling, mein Kind, geh' hin und hole mir, — ja hole meine Bibel“.

Der Knabe lief hin.

Als nun der Prediger beim Kruge vorüber ging, kam jener schon zurück mit dem Buche und eilte straks zum Wasser.

„Nicht doch!“ sprach der Geistliche, „bist durstig, bist schnell gelaufen, sollst erst trinken. — Lieber Wirth, ein Glas Bier dem Knaben!“

Er trank und fiel todt nieder.

Die Stunde war da und der Knabe auch.

Schön-Hannchen von Wamekow bei Sternberg.

(Von M. G. zu Güstrow.)

Vor mehr denn 100 Jahren lebte in dem Dorfe Wamekow bei Sternberg ein alter Bauersmann, Namens Rhode. Seine Frau war schon lange todt und seine einzige Tochter besorgte ihm die Wirthschaft.

Hannchen war das schönste Mädchen des Dorfes und wurde deshalb nur allgemein Schön-Hannchen genannt. Bei Tanzfesten war sie natürlich die gesuchteste Tänzerin, und alle

jungen Burſche bewarben ſich um ihre Gunſt; ſie aber blieb gleichgültig gegen Alle, denn ihr Herz war längſt nicht mehr frei. Mit treuer Liebe war ſie dem Sohne ihres Nachbaren zugethan, den ſie ſchon ſeit ihrer früheſten Kindheit gekannt hatte.

Gottlieb war ein fleißiger Tiſchlergeſelle und vor zwei Jahren in die Fremde gegangen, um ſich in ſeinem Handwerk zu vervollkommnen und dann nach ſeiner Rückkehr Schön-Hannchen als ſein glückliches Weib in ſeine Wohnung einzuführen.

Hannchen arbeitete indeſſen fleißig am Spinnrocken und Webſtuhl, kaufte auch manch ſchönes Geräth in den künftigen Haushalt. Aber längſt ſchon hatte ſie Alles fertig und ihr Gottlieb war noch immer nicht da. Da ſtieg ſie täglich auf einen Berg, welchen man noch jetzt nicht weit vom Hofe Wamekow ſieht, und ſah in die Ferne hinaus, ob er nicht käme. Und als ſie täglich vergebens hinaufging, da weinte ſie viel bittere Thränen. So unaufhaltſam floſſen ſie, daß ſie ſie nicht mehr trocknen konnte, ſondern auf die Erde ſtrömen ließ. Und die Erde ſog die Thränen nicht ein, ſondern ſammelte ſie am Fuße des Berges zu einem großen Teich.

So waren wiederum einige Jahre vergangen, als eines Tages ein fremder Wandersmann in das Dorf kam. Kaum hatte dieſer von dem großen Herzeleid Schön-Hannchens gehört, als er zu ihr ging und ſagte: „Betrübe Dich nicht mehr, ich habe Deinen Gottlieb auf meinen Reiſen geſehen, er iſt verheirathet, hat Dich längſt vergeſſen und iſt nicht werth, daß Du an ihn denkſt.

Anſcheinend ruhig hörte Hannchen dieſen Bericht an und ging am Nachmittag ihren gewöhnlichen Weg nach dem Berge. Doch es wurde Abend und ſie kam nicht wieder. Man wurde

unruhig und suchte sie überall; doch vergebens, selbst auf dem Berge war sie nicht. Als man aber nach dem Teiche kam, fand man dort ihre Leiche.

So hatte Schön-Hannchen in ihren eigenen Thränen ihren Tod gefunden. Der Teich heißt bis auf den heutigen Tag „Hannchens-Soll" und der Busch, unter dem ihre Leiche gefunden, der „Spöke-Busch*), denn es wird behauptet, daß in mondhellen Nächten Schön-Hannchens Geist dort umher wandelt.

Als der Vater das unglückliche Ende seines Kindes erfuhr, wußte er sich nicht zu fassen in seinem großen Kummer. Das Haus wurde ihm zu eng und zu einsam, er stieg auf den Berg, wo Hannchen so oft gesessen; er ging wieder hinab, immer weiter in's Feld hinein; er sah nicht auf den Weg, er ging, wohin seine Füße ihn trugen. Endlich kam er an einen Teich, der, abgeschieden vom Geräusch des Dorfes, ruhig und friedlich da lag. Da war es ihm, als gäbe es für ihn kein größeres Glück mehr, als den Tod in diesen kühlen Wellen zu suchen.

Am andern Morgen fand man seine Leiche und nannte den Teich den „Rhoden-Soll".

Da nach vielen Jahren kehrte der ungetreue Gottlieb zurück, voll Reue und guter Vorsätze. Als er aber das traurige Ende Hannchens hörte, ergriffen ihn die schrecklichsten Gewissensbisse. Rastlos irrte er umher und fand nicht eher Ruhe, als bis auch er seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Er stürzte sich in ein nahe am Dorfe gelegenes Gewässer, welches noch jetzt „de Schwinägel" heißt, weil die Leute, als

*) Spuk-Busch.

sie von seinem Tode hörten, sagten: „Doar güng de Schwinägel rin!“*)

Vom wilden Jäger Jenn oder Jenner und dem Bauern aus Sabel bei Stargard.

Der Pachthof Sabel bei Stargard, eigentlich ein Oekonomiegut der Kirche zu Stargard, jetzt aber unter Oberadministration des hohen Consistoriums zu Neustrelitz stehend, soll in alten Zeiten ein adeliges Dorf, mit 16 Vollbauern und 6 Kossaten, gewesen sein und als solches zuletzt zwei Edelfräulein gehört haben, die während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges nach Stargard flüchteten und bei der dortigen Geistlichkeit gastliche Aufnahme fanden. Da die beiden Fräulein ohne Erben waren, sollen sie aus Dankbarkeit hierfür der stargardschen Kirche und Geistlichkeit ihr Besitzthum vermacht haben.

Zur Zeit nun, als es in Sabel noch adelige Bauern gab, passirte es einem derselben, daß sein Vieh nicht gedeihen wollte, sondern immer plötzlich krank wurde und dann auch bald darnach starb. Mogte der Bauer auch noch so vorsichtig und achtsam sein, mogte er auch noch so viel aufpassen und auf seiner Huth sein, es half ihm Alles nicht; sobald er sich ein neues Pferd, eine neue Kuh, Schwein oder Schaf wieder angeschafft und in seinen Stall gebracht hatte, ließ das Thier den

*) „Da ging der Schweiniegel — schlechte Mensch — hinein!“

Kopf hängen, wollte nicht fressen und lag gewöhnlich schon am nächsten Morgen todt auf dem Rücken da.

Daß das Vieh des Bauern behext war, behext sein mußte, stand baumfest, darüber waren sich alle alten und verständigen Leute im Dorfe einig. Wer aber die böse Hexe sei und wo sie wohne, war nicht zu ermitteln, blieb Allen ein Räthsel. Ebenso war auch nichts ausfindig zu machen, der alten Hexe entgegen zu arbeiten; denn alle die 999 Gegenmittel, die sich sonst immer als probat erwiesen hatten, wollten hier nichts helfen; wie denn auch ebenfalls alle die Künste der berühmtesten Hexenbanner und Besprecher aus der ganzen Umgegend, zur größten Verwunderung und Schrecken aller Dorfleute, nicht anschlagen wollten.

Da begab es sich, daß unser so arg heimgesuchte Bauer einmal nach dem nur eine Viertelmeile von ihm entfernten Stargard gegangen war, wo er, aus Unmuth und Verdruß über sein trübes Geschick, mehr, als ihm gut und dienlich, in einem Kaufmannsladen getrunken hatte. Es war schon spät Abends, als der Alte aus dem Thore der Stadt hinaustaumelte, um endlich wieder heimzukehren. Als er also eine kleine Strecke zurückgelegt hatte und sich just einem Kreuzwege näherte, stürzte ihm plötzlich ein altes, scheußliches Weib, mit rothen Augen und fliegenden Haaren, keuchend und zitternd entgegen und bat ihn flehentlich, ihr über den Kreuzweg zu helfen.

Gutmüthig, wie alle echt mecklenburgischen Naturen es sind, und ohne weiter in seiner Duseligkeit über das merkwürdige Begehren des alten Weibes nachzudenken, oder sie zu fragen woher und wohin, packte der Bauer die Hexe — denn dafür hatte er sie doch gleich erkannt — hinten bei ihren lang herunterhängenden „Bissen“*) und warf sie mit einem Schwunge über

*) Nackenflechten.

den Kreuzweg, worauf das Weib in wildester Hast kopfüber fortstürzte und seinen Augen bald entschwunden war.

Als der Bauer noch so dastand und gedankenlos in die Dunkelheit hineinstarrte, schlug plötzlich Hundegebell und das Wiehern eines Rosses an sein Ohr. Der Jenner oder Jenn, der wilde Jäger war's, der gleich darauf über Felder und Wälder, durch die Lüfte mit seiner wilden Jagd dahergesaust kam und auf seinem schnaubenden schwarzen Hengste gerade vor dem Bauern anhielt. Freundlich fragte er diesen, ob soeben ein altes Weib vorbei gekommen, und ob er demselben vielleicht über den Kreuzweg geholfen?

Da der ehrliche Alte das bejahte, bat ihn der Jenn, nun auch seinen Hunden und dann ihm selbst über den Kreuzweg zu helfen. Dies wollte der Bauer anfänglich nicht, denn er fürchtete sich vor den grimmig heulenden Hunden und meinte, sie würden ihn gewiß beißen. Auf des Jenners Zureden ließ er sich doch endlich bewegen, einen der Hunde zuerst ganz leise zu berühren. Als der Hund ihm darauf aber nicht nur nicht das Geringste that, sondern sich im Gegentheil sogar ganz fromm und zutraulich gegen ihn bewies, da faßte er sich schnell ein Herz, ergriff einen Hund nach dem andern und schleuderte sie sämmtlich über den Kreuzweg. Nun aber den Reiter selbst, sammt seinem mächtigen Hengst, über den Weg zu bringen, war unserm Bauer außer allem Spaß; unmöglich erschien es ihm, eine solche Last zu heben, weshalb er sich dessen denn auch standhaft weigerte. Der Jenn aber ließ nicht nach mit Zureden und Bitten und versicherte dem Bauern wiederholt, daß er mit seinem Pferde gar nicht so schwer sei, wie es allerdings wol scheinen möge; er solle es nur einmal versuchen, es solle sein Schade dann auch nicht sein.

Als aber das gütliche Zureden und Bitten des wilden Jägers nichts fruchten wollte, fing er zuletzt an, dem Bauern zu

drohen und befahl ihm endlich mit barscher Stimme, ihn, wenn ihm sein Leben lieb sei, jetzt sogleich über den Kreuzweg zu helfen. Da nahm denn der Bauer in größter Herzensangst alle seine Kräfte zusammen, packte den schwarzen Hengst an allen Vieren, der, o Wunder, leicht wie eine Feder war, schwang ihn über seinen Kopf hoch in die Luft und warf ihn dann mitsammt seinem Reiter weit über den Kreuzweg. Dieser drehte sich hier noch einmal um, rief dem Bauern zu, seiner einen Augenblick zu warten, er werde gleich zurückkehren, und jagte dann mit seinen laut klaffenden Hunden in Sturmesſausen dahin.

Unser Bauer mogte kaum eine Viertelstunde gewartet haben, als der Jenner auch schon wieder zurückgesprengt kam. Vor sich, quer über dem Pferde liegend, hatte jetzt der Wilde das alte Weib, welches der Bauer zuerst über den Kreuzweg geworfen; sie war jetzt todt und von den Hunden so arg zugerichtet und zerrissen, daß das schwarze Blut aus den vielen hundert Wunden der gräßlich entstellten Leiche herunterströmte.

„Sieh hier", rief der Jenn dem vor Schreck erstarrten und jetzt schon ganz nüchtern gewordenen Bauern zu, „eine bitterböse Hexe, deren Stunde endlich geschlagen hatte! Sieh in ihr das böse Weib, die Dir so lange Dein Vieh behext, daß es immer sterben mußte; die Dir so vielen Schaden zugefügt hat. Jetzt wirst Du Ruhe vor ihr haben, Glück und Segen wird wieder bei Dir einkehren; Dein Vieh wird nicht mehr sterben, es wird von dieser Stunde an wieder wachsen und gedeihen und sich mehren, daß Du Deine Freude daran haben sollst!" Dann riß er der todten Hexe die beiden langen Flechten aus dem Nacken und reichte sie dem Bauer, damit er sie mitnehme nach Haus und sie zum Andenken aufbewahre für sich und seine Kinder.

„Bleib immer brav und rechtschaffen, laß aber nach diesem

jagen, was da jaget, sonst wird es Dir schlecht ergehen!“ rief der Jenner zuletzt dem noch immer vor Schreck, Staunen und Freude sprachlos Dastehenden zu und jagte dann mit seiner blutigen Beute in entgegengesetzter Richtung wieder davon.

Der Bauer befolgte gewissenhaft den guten Rath des wilden Jägers. Kein Stück Vieh starb ihm wieder nach dieser Zeit, sondern es wuchs und gedieh und vermehrte sich auf's Schönste und Beste; Glück und Segen war wieder bei ihm eingekehrt, und so ist es auch bis an sein seliges Ende geblieben.

Noch viele Geschichten werden vom wilden Jäger Jenn oder Jenner*) im Lande Stargard erzählt, wo sein Hauptjagdrevier sein soll.

Mein alter prächtiger Gewährsmann, ein hochbetagter, biederer stargardischer Holländer, der mir vorstehende Sage, mit der ehrlichsten Miene und fest von ihrer Wahrheit überzeugt, erzählte, da er sie schon von seinem Großvater und andern alten Leuten seines Dorfes gehört, fügte noch zum Schlusse hinzu, daß auch früher einmal ein Verwandter von ihm, der Schäfer zu Klein-Nemerow — bei Stargard — gewesen sei, die wilde Jagd gesehen habe. Es wäre Nacht gewesen, sein Verwandter hätte in der Schäferhütte auf freiem Felde bei den Schafen gelegen, da sei plötzlich der Jenn mit seiner wilden

---

*) Wer oder was dieser Jenn oder Jenner eigentlich ist, darüber sind die Ansichten der stargardschen Landleute verschieden; während ihn Einige für den leibhaftigen Teufel halten, bestreiten dies Andere wieder entschieden, die ihn als selbständiges, überirdisches Wesen, bald guten, bald bösen Charakters, hinstellen wollen. Wahrscheinlich stammt die Sage vom Jenn noch aus vorchristlicher Zeit und ist somit Ueberbleibsel einer Mythe von irgend einer alten nordischen Gottheit.

Jagd unter großem Getöse vorübergezogen. Weil derselbe aber zu tief in der Luft gejagt, so habe er den Hürden berührt, den er dann in Folge dessen ganz entzwei gerissen und damit gleichzeitig alle Schafe weit auseinander gesprengt hätte, so daß der Schäfer erst am andern Tage, nach vielem Suchen all sein Vieh wieder zusammen gefunden ꝛc.

Der Riese in den helpter Bergen bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

In den helpter Bergen wohnte vor altersgrauer Zeit ein Riese von ungewöhnlicher Kraft. Schon lange war ihm der Thurm auf der Burg Stargard ein Aergerniß gewesen, und als er einmal wieder von seiner Höhe Rundschau in's Land hielt, ergrimmte er so sehr über denselben, daß er wüthend einen großen Stein von vielen Centnern im Gewicht anpackte, um denselben auf den ungefähr zwei Meilen entfernten Thurm zu schleudern.

Aber sei es nun, daß der Riese seine Kraft überschätzt, oder die Entfernung nicht genau erwogen hatte, genug der Stein erreichte sein Ziel nicht und fiel auf die Feldmark von Alt-Käbelich hin.

Hier hat er lange, lange Zeit gelegen, bis ihn vor mehreren Jahren der Gutspächter, Oberamtmann H., hat sprengen lassen.

Das Zeichen einer großen Hand war deutlich in dem Stein abgedrückt.

Der Schäferstein von Dammereez bei Boitzenburg.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

Unweit des ritterschaftlichen Gutes Dammereez, 1/4 Meile von dem Eisenbahnhaltepunkte Brahlstorf, steht auf dem herrschaftlichen Acker ein Stein, der einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hat. Der Kopf mit der Nase und die verstümmelten Arme sind, wenn man will, noch so ziemlich zu erkennen.

Der Stein soll der Körper eines ehemaligen Schäferknechtes sein.

Diesem pflegte sein Herr gewöhnlich Brod und Käse mit auf das Feld zu geben. Mit der Zeit wurde dem Knechte das ewige Einerlei der Speise überdrüssig und ihn ekelte, wie weiland die Kinder Israel, „vor der losen Speise". Das Brod pflegte er den lieben Herrgott zu nennen, eben weil es ihm weniger zuwider war; hingegen den Käse nannte er den grünen Teufel.

Eines Tages stand der Schäferknecht auf einer Anhöhe und bewachte seine Schafe, die ruhig zu seinen Füßen weideten, und denen im Winter das Heu und im Sommer das Gras trefflich mundete, und die mit dem Einerlei ihrer Kost von Herzen zufrieden waren. Und als er die Thiere so ruhig weiden sah, und wie es ihnen, auch ohne Abwechselung der Speisen, so herrlich mundete, während doch ihm der grüne Käse nimmer mehr schmecken wollte, da packte ihn ein namenloser Grimm. Er zog den Käse aus seiner Tasche, schleuderte ihn heftig auf die Erde, trat ihn mit Füßen, ließ ihn wie eine Kegelkugel den

Berg hinunter rollen, warf das liebe Brod hinterher und schrie: „Grön Düwel rönn, leiw Herrgott is achte Die!“ *)

Und der liebe Herrgott war hinter ihm, aber nicht hinter dem Käse, sondern hinter dem Schäfer. Denn kaum hatte der Frevler seine gotteslästerliche That ausgeführt, so überlief es ihn eiskalt, sein Herzblut stockte, seine Muskeln wurden hart — er wurde zu Stein. —

Die Feier des Urbanstages in der Gemeinde Brunshaupten und Arendsee bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Es war wieder Frühling geworden. Die Buttfischer der Ostsee in den Dörfern Arendsee und Brunshaupten gingen regelmäßiger und fröhlicher hinaus in die See, um ihre Netze auszuwerfen. Der Sturm, der die Wellen zu brausenden Wogen hinauf treibt, zerriß oder raubte ihnen nicht mehr ihre Netze, denn der dicke Nebel verbarg ihnen jetzt nicht mehr den Ort, wo sie dieselben ausgesteckt, oder das Land, wenn sie sich zu weit auf die See gewagt hatten. Wenn jetzt auch zu Zeiten Sturm oder ein Gewitter im Anzuge war, so waren die Vorboten davon schon zu bekannt, daß es also den kundigen Strandbewohnern an sicherer Nachricht hierüber nicht fehlte.

Am Nachmittage des 22. Mai's 1516 standen die meisten Fischer am Strande, und einige wollten schon ihre Jölle **)

*) „Grüner Teufel renn, der liebe Herrgott ist hinter Dir!“

**) Gondel, Boot.

in die See rollen, um zum neuen Fange hinaus zu fahren, als ein alter Kamerad seinem Maten*) den warnenden Vorschlag machte, die Netze lieber nicht wieder auszusetzen, denn es komme gewiß diese Nacht ein strenges Gewitter, das nicht geringer Sturm begleiten werde. Der jugendliche Mat war bereits gewohnt zu folgen, und alle übrigen Anwesenden thaten ein Gleiches, da auch sie einsahen, daß der alte erfahrene Kamerad recht habe.

Auch in den Dörfern hatten die Alten ebenfalls schon das Herannahen eines Unwetters aus den bekannten Zeichen prophezeihet. Es herrschte dort eine bange Stille, und man hatte alle Ursache dazu; denn zog einmal ein Gewitter über der Abdachung oder dem Thale zwischen der See und den diedrichshäger Bergen**) und somit über ihren Wohnörtern zusammen, so war es sehr hartnäckig und wich oft Tage lang nicht von der Stelle.

Alle Fischer holten also eiligst ihre am Morgen in die See gesteckten Netze mit dem ihnen von Neptun***) bescheerten Segen heraus, und zogen dann, ihre bellenden Hunde vor den damit beladenen Karren gespannt, ihren Hütten zu.

Es kam die Nacht, und manches Auge schauete noch nach Westen, ob das sich entwickelnde Gewitter vielleicht nach Süden, um die diedrichshäger Berge ziehe, oder ob es von der See erfaßt in dieselbe hinein gezogen werde. Beides aber schien

*) Specieller Kamerad, College, Gehülfe.

**) Die diedrichshäger Berge mit dem 500 Fuß hohen Kühlungsberge bei Diedrichshagen, ½ Meile nordwestlich von Kröpelin, bilden den dritten Höhepunkt Mecklenburgs. Die Höhe steigt hier jedoch so allmählich und flacht sich ebenso nach der Ostsee zu wieder ab, daß der Weg nach Brunshaupten über den Gipfel des Kühlungsberges führt.

***) Gott des Meeres.

Der Herausg.

sich dies Mal nicht erfüllen zu wollen. Die dunkeln Wolken thürmten sich mehr und mehr auf, und bald zitterte die Erde von den dumpfen, lange im Thale wiederhallenden Donnerschlägen. Der Regen ergoß sich in Strömen, der Sturm heulte, und die Wellen der See ließen ein eigenthümliches Brüllen hören, welches ein sicheres Zeichen von anhaltendem Unwetter war.

Die Nacht verging, und noch immer kreuzten die gräßlichsten Blitze über den Häuptern unserer Thalbewohner.

So wüthete das Ungewitter noch am Morgen des 25. Mai's! Drei schreckliche Nächte und zwei bange Tage waren vollbracht. Die Menschen waren vor Angst fast verschmachtet, und das Vieh brüllte vor Hunger in den Ställen.

Da verließen an demselben Tage sämmtliche Einwohner ihre Häuser, versammelten sich vor der Thür ihres Seelsorgers und ersuchten ihn, mit ihnen in die Kirche zu kommen, und den drohenden Herrn um Gnade zu bitten.

Es geschah dies auch unverzüglich, und ehe eine Stunde verging, glänzte die Sonne am klaren Himmel. Die Betenden waren noch im Gotteshause. Wie sie heraustraten und an den fernen Wolken den Gnadenbogen des allliebenden Vaters sahen, war ihr Mund voll fröhlichen Rühmens. Mit leichtem Herzen wanderten sie ihren Häusern zu und gelobten einstimmig, diesen Tag fernerhin als einen Buß- und Bettag festlich zu begehen.

Sie hielten auch im folgenden Jahr ihr Gelöbniß, und der Herr blieb aus mit seinem Dräuen.

Aber im dritten Jahre schon war Alles vergessen und der Buß- und Bettag auch. Jeder ging am Morgen dieses Tages seinen irdischen Geschäften nach, und Niemand ahnete etwas Böses, denn der Tag schien freundlich zu werden.

Da plötzlich eilte von Westen ein Wetter daher, das unerwartet die Arbeitenden auf der See und den Feldern überfiel. Alle erreichten jedoch glücklich ihre Wohnung, nur ein Mann aus Arendsee, der mit Ochsen pflügte, mußte, vom Blitze getroffen, sein Leben lassen.

Der allgemeine Schrecken und die Angst war groß, zumal als das Gerücht von dem Erschlagenen sich verbreitete. Wenn schon der erste Donner Allen die Arbeitswerkzeuge aus den Händen geschlagen hatte, so trieb diese letzte Nachricht Jeden schon unwillkürlich in das Gotteshaus.

Der Herr erhörte auch dies Mal wieder ihr heißes Flehen; denn bald stand die Sonne wieder mild lächelnd am wolkenlosen Himmel.

Als die Gemeinde also zum zweiten Male wieder gestraft worden war, hat sie urkundlich folgendermaßen festgesetzt:

„Anno Christi 1516 auf Urbani Tag hat ein großes Ungewitter über der brunshaupter Gemeinde gestanden; wieder aufgehöret, nachdem sich die Gemeinde sehr bußfertiglich bezeiget gehabt. Worauf dieselbe dem großen Gotte gelobet hat, daß sie und ihre Nachkommen jährlich mit aller ihrer Arbeit an diesem Tage ruhen wollten und denselben als einen Buß- und Bettag feierlich begehen. Und wird dem Pastori für seine Predigt und dem Küster für seine Mühe, von dem Hofe sowol, als von dem Kirchspiele, als nämlich von beiden dieser, Broden und Eier ꝛc., von den Kätern etwas Opfergeld an diesem Tage gegeben, wovon der Pastor zwei, der Küster aber den dritten Theil empfängt."

Zu keinem Feste trafen von dieser Zeit an die Bewohner je so große Vorbereitungen, als zum Urbanustage.

Alles Geräth des Hauses, der Feldwirthschaft und der Fischerei mußte vorher geordnet und an seinen Platz gebracht

werden. Das Haus wurde gereinigt und geschmückt, die Festkleider herbei geholt, und soweit es thunlich war, mußten auch schon die Speisen vorher bereitet werden, damit am Sabbath des Herrn kein unnöthiges Werk geschehen brauche. Der Knecht wagte nicht am Morgen noch den Dung aus dem Pferdestall zu ziehen, und die Magd übernahm es nicht einmal, das Milchsieb hinaus auf den Zaun in die Sonne zu hängen. Und selbst die Glocken des mitten in dem 3/4 Stunden langen Dorfe Brunshaupten liegenden Kirchthurmes riefen von je her deutlicher denn sonst: „Komm! Komm!"

Unter allen Kirchgängern waren es aber immer die Fischer, die mit doppelter Andacht dem Hause des Herrn zuschritten. Sie waren es, die sich heute sämmtlich dem heiligen Altare naheten, und unter reuigem Bekenntniß ihrer Sünden, Gnade und Segen erfleheten, und dabei ganz besonders ihres gefahrvollen Geschäftes gedachten.

Der Gottesdienst trug auch ganz den Charakter eines Bußtages und versetzte den fremden Theilnehmer mit in jene schauerliche Schreckenszeit zurück, zu deren Erinnerung er begangen wurde.

So wie es schon vor Jahrhunderten gehalten wurde, so ist es auch heute noch, und wer das nicht glauben will, der stelle sich zum 25. Mai selbst einmal in Brunshaupten ein, komme dann aber ja die Straße von Kröpelin oder Buckow.

Es macht einen wundersamen Eindruck auf den Fremden, der am Urbanstage von dem Hochlande herab in's schöne Thal kommt. Dort sah man Alles in seinem Alltagskittel bei irdischen Geschäften, hier findet man Alles in Festkleidern, in Ruhe und Andacht.

Nach hunderten von Jahren ist es erst einem Fremdling wieder eingefallen, den Urbanstag zu lästern.

Ein Erbpächter nämlich, an dem äußersten Ende von Brunshaupten wohnend und dem Gotteswort ziemlich abhold, meinte, daß ihn der dumme Urbanus nicht kümmere. Er schickte deshalb auch an diesem Tage seinen Knecht mit dem Angespann auf den Acker zur Arbeit. Der aber kam bald wieder ohne Pferde nach Hause, denn sie lagen auf dem Felde und waren vom Blitze des rächenden Gottes erschlagen.

Die Gründer des Hofes Hohen-Lukow bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zwei Meilen südwestlich von Rostock liegt das Rittergut Hohen-Lukow mit seinem großartig und schön gebaueten Hofe und seinem stattlichen Herrenhause, welches gewöhnlich Schloß genannt wird.

Vor alten Zeiten war Hohen-Lukow der Sage nach ein großes Bauerdorf, und einen herrschaftlichen Hof gab es damals in diesem Orte noch nicht. Zwar waren die Bauern einem Edelmanne unterthan, der daselbst wohnte; aber dieser gab sich mit den friedlichen Beschäftigungen des Landmannes nicht ab, sondern lag dem rauhen Kriegshandwerk ob, wie damals die meisten Edelleute oder Ritter thaten. Was der Ritter für sich, seine Knappen und Pferde an Nahrungsmitteln ꝛc. gebrauchte, das mußten die Bauern liefern, unter welche er seinen Acker ausgetheilt hatte; denn deren Pacht bestand neben wenigem Gelde

zumeist in Naturalien und Frohndiensten. Waren nun außer dem Schlosse oder der Burg des Edelmannes auch noch andere herrschaftliche Gebäude, namentlich Stallungen für die Streitrosse, vorhanden, so bildeten diese doch nach heutigen Begriffen noch keinen Hof.

Als nun Lukow also noch ein Bauerdorf war, so berichtet die Sage, da wüthete einstmals in Deutschland ein lange dauernder Krieg, der auch diese Gegend nicht verschonte. Einst kam denn auch ein Haufe feindlicher Krieger durch Hohen-Lukow, der des Weges unkundig war.

Die Bewohner des Dorfes hatten sich beim Herannahen der Feinde geflüchtet und sich im Bruche versteckt. Nur ein kleiner Bauerjunge hütete nicht weit vom Wege ganz unbesorgt seine Schweine. Diesen nun griffen sich die Krieger auf, um ihn als Wegweiser zu benutzen; weil er aber ihr Wohlgefallen erregte, so machten sie weiter keine Umstände und nahmen ihn gänzlich mit sich.

Der Knabe lief im Grunde auch gern mit. Vater und Mutter waren todt, Schwestern und Brüder hatte er nicht, und von dem Bauer, bei dem er ums tägliche Brod diente, bekam er mehr Schläge als Brod, und Püffe zum Zubrod. So wurde dem Jungen der Abschied von Hohen-Lukow nicht sonderlich schwer, und von dort weinte ihm auch so leicht Niemand eine Thräne nach.

Die neue Lebensweise behagte übrigens dem Exschweinehirten gar nicht übel, und es zog ihn nicht im Mindesten nach seiner Heimath zurück; auch fühlte er ebenso wenig ein Verlangen, zum Hüten des unfolgsamen Schweineviehes zurückzukehren. Als er größer wurde und sein Arm stark genug, ein Schwert zu führen, griff er selbst zum wilden, unstäten Kriegshandwerk. Dort schien ihn das Glück zu suchen; denn er

brachte es bald bis zum Kriegsobersten, Ritter und Edelmann. Und hatte zu dieser seiner Erhebung seine persönliche Tapferkeit gewiß viel beigetragen, so begünstigten ihn doch auch manche äußere Umstände.

Eine Reihe von Jahren hatte er so schon gedient, als er sich nach Ruhe sehnte und dabei auch wieder seiner Heimath gedachte. Er hatte sich nämlich ein ziemlich bedeutendes Vermögen während seiner Kriegerlaufbahn erworben und gedachte sich dafür daheim anzukaufen. Wie aber das Bibelwort sagt: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke," so war es auch ihm ergangen; mindestens munkelte man so etwas, da sein Vermögen zunahm, das der ihm anvertraueten Kriegscasse aber in demselben Maße abnahm. Und es war gerade Zeit, den Raub in Sicherheit zu bringen, als er Mecklenburg wieder aufsuchte.

Die Leute in Hohen-Lukow machten große Augen, als sie den fremden Obersten bei sich einkehren sahen und vernahmen, es wäre des Bauern N. Schweinejunge, den vordem die Soldaten gestohlen hatten; denn den meisten Lukowern war die Geschichte noch gut im Gedächtniß. Als es aber gar erst hieß, der ehemalige Hütejunge, jetzige Herr Oberst von B....., wolle dem im Kriege verarmten Edelmanne Hohen-Lukow abkaufen und statt des alten verfallenen Schlosses ein neues, prächtigeres aufbauen lassen, da war vollends des Verwunderns kein Ende, und doch hatte das Alles so seine volle Richtigkeit.

Während des Krieges waren aber auch einige von den Bauerfamilien ausgestorben. Da deren Hufen wüste lagen, so zog sie der neue Herr ein, und legte damit den Grund zu dem jetzigen Hof Hohen-Lukow.

Also entstanden der Hof und das jetzige Herrenhaus zu Hohen-Lukow; und Letzteres zeigt noch heute an seiner Fronte

das Wappen seines Erbauers. Auch soll in dem im Hause befindlichen Rittersaal das Bild desselben in Lebensgröße hängen, wenigstens halten die Leute ein daselbst hängendes Ritterconterfei dafür.

Als der Oberst starb, hinterließ er als Erben nur einen Sohn; der war aber das gerade Gegentheil seines Vaters und dachte nur darauf, das wieder unter die Leute zu bringen, was dieser ängstlich zusammengescharrt hatte.

Von dem Gute hieß es nun: „Wie gewonnen, so zerronnen!" und es währte nicht lange, so war Reinaus damit gespielt, und der Sohn konnte mit dem Bettelstab in der Hand davon gehen. Er soll später im Elend umgekommen und mit ihm das eben erst aufgeblühete Edelgeschlecht auch schon wieder untergegangen sein.

Den Vater ließ es im Grabe keine Ruhe. Der trieb fortan als Poltergeist im Rittersaale sein Unwesen und noch heute, so behaupten die Leute, soll es dort nicht richtig sein und soll darum auch Jedem, der einmal in den anstoßenden Gemächern übernachtet hat, die Lust gleich vergehen, dort auch nur eine Nacht noch wieder zuzubringen.

Die Dorfstelle bei Grabow.

Unfern der Stadt Grabow befindet sich eine sumpfige Gegend, welche man allgemein die Dorfstelle nennt. Hier stand einstmals ein großes, blühendes Dorf. Da aber die Bewohner desselben zu schlecht und gottlos waren, so ließ der liebe Gott es spurlos von der Erde verschwinden.

Es war nämlich an einem Sonntag Vormittag. Als allenthalben gute und fromme Christen in die Kirchen gingen, um Gott den Höchsten zu verehren, schlenderten statt dessen die Bewohner dieses Dorfes nach ihren Schenken, um dort diese dem Dienste des Herrn gewidmete Zeit bei Bier und Branntewein, mit unzüchtigen Reden und Gotteslästerungen zu tödten. Nur zwei brave und gottesfürchtige Edeldamen, die ebenfalls in diesem Sodom wohnten, waren nach Grabow — wohin das Dorf eingepfarrt war — in die Kirche geeilt.

Ebenso wie diese Edeldamen allein nur die beiden wahren Christen ihres ganzen Dorfes waren, so waren sie auch an diesem Sonntage wieder nur die Einzigen aus demselben, die sich in's Gotteshaus begeben hatten.

Während nun also die beiden frommen Frauen in der grabower Kirche weilten und Gott ihren Schöpfer priesen, die übrigen Mitbewohner ihres Dorfes aber daheim saßen und den Tag des Herrn aufs Gröblichste entweihten, geschah' plötzlich ein gewaltiges Donnern und Krachen; die Erde öffnete sich und verschlang das ganze Dorf mit allen seinen gottlosen Einwohnern.

Nichts war von dem Dorfe übrig geblieben; kein Bewohner desselben, als nur die beiden einzigen Guten, die Edeldamen, waren dem allgemeinen Verderben entgangen.

An der Stelle des ehemaligen Dorfes enstand aber ein großer Sumpf, der zur Erinnerung hieran noch heute, wie schon gemeldet, den Namen die Dorfstelle oder „de Dörpstähr" führt.

Ein Gottesurtheil zu Wittenburg.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Wie gar leicht es am Abend anders werden kann, als es am frühen Morgen war, und nicht nur mit uns schwachen Menschenkindern, sondern selbst mit einer Stadt, erfuhren auch die Bewohner Wittenburg's im Jahre des Heils 1351.

Es war an einem unfreundlichen Tage. Der Sturm heulte und tobte und entwurzelte Bäume, die ihm Jahre lang getrotzt hatten, und schlug den Regen gegen die Fenster, daß Einem ganz unheimlich zu Muthe wurde. Thätige Frauen waren eben in der Küche beschäftigt und bereiteten das Mittagbrod; fleißige Männer saßen bei ihrer Arbeit, oder gingen ihren Geschäften nach; Fromme falteten zuweilen ihre Hände und baten Gott, er möge doch Jeden vor Schaden und Gefahr bewahren.

Da ertönte plötzlich vom Thurme die Sturmglocke. Es brannte in dem Hause eines reichen und angesehenen Bürgers.

Was nur Hände hatte, eilte der Stelle zu und versuchte nach Kräften, dem verheerende Elemente Einhalt zu thun. Trotzdem aber verbreitete sich dasselbe, vom Sturme angeschürt, immer weiter und weiter, und bald war ein großer Theil der Stadt in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt.

Da war des Jammers viel. Viele Familien hatten nicht nur ihr Obdach, sondern auch alles andere Hab und Gut verloren; nur der Gedanke, daß der Herr es ihnen genommen, Der es ihnen auch gegeben, vermogte ihren Schmerz zu lindern.

Endlich war man des Feuers Herr geworden. Der wackere, christliche Ortsvorsteher, dessen Umsicht und Leitung man es

nächst Gott verdankte, daß noch ein Theil der Stadt verschont geblieben war, war eben beschäftigt, den Verunglückten ein einstweiliges Obdach anzuweisen, als sich ihm ein tobender Haufe Menschen nahte. In ihrer Mitte hatten sie einen Arbeiter, den sie unter Stößen und entsetzlichen Flüchen fortschleppten und der Brandstiftung anklagten. Der Ortsvorsteher stellte sogleich ein Verhör mit demselben an.

In alter Zeit und auch noch damals war nämlich der jedesmalige Vorsteher eines Ortes oder einer Gemeinde auch zu gleicher Zeit Richter, und die Erfahrensten der Gemeinde halfen ihm das Recht finden. Auf weitläufige Untersuchungen ließ man sich nicht ein. Konnte weder durch Zeugen noch durch Eidesschwur die Wahrheit ermittelt werden, so nahm man seine Zuflucht zu den Unschuldsproben, die man Gottesurtheile nannte. Man war der Meinung, der gerechte Gott werde dem Unschuldigen beistehen und ihn in der mit ihm vorzunehmenden Probe durch ein Wunder retten. Ein solches Gottesurtheil bestand gewöhnlich in der Wasserprobe, über die bereits im zweiten Bande Seite 101 gesprochen, oder in der Feuerprobe, wo der Angeklagte über neun glühende Pflugscharen hinwegschreiten, oder ein glühendes Eisen in der Hand halten, oder einen glühenden eisernen Handschuh anziehen, oder, mit einem wächsernen Hemde angethan, durchs Feuer gehen mußte. Zeigte sein Körper keine Spur von Brand, so galt er für unschuldig.

In dem mit dem Arbeiter angestellten Verhöre konnte ihm Nichts überwiesen werden, und er nur seine Unschuld betheuern. Da die Wahrheit nicht anders zu ermitteln war, so wurde er zur Feuerprobe verurtheilt und sofort ein Eisen glühend gemacht.

Mit heiterer Miene, und als wollte er den Richtern und Umstehenden gleichsam sagen: Gott, Dem ich vertraue, wird

mich nicht verlassen, ergriff der Angeklagte dasselbe und hielt es aufrecht, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen. Seltsam war es, daß seine Hand nicht das mindeste Brandmahl zeigte, aber noch seltsamer, daß das Eisen in seiner Hand plötzlich verschwand und keine Spur davon wieder entdeckt werden konnte.

Das Volk jubelte; die Richter aber dankten Gott, daß er sie vor so schwerer Verantwortung bewahrt habe.

Ein Jahr darauf, als der niedergebrannte Stadttheil bereits mit neuen Häusern bebaut war, legte man auch Hand daran, die Straßen neu zu pflastern. Ein dabei beschäftigter Arbeiter, der eben einige Steine aufnahm, stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus. Die übrigen Arbeiter, auf sein Geschrei herbeigekommen, untersuchten die Stelle und siehe! sie fanden das vor einem Jahre so plötzlich verschwundene Eisen im Sande liegen, das noch glühend heiß war, und an dem der Arbeiter sich die Hände furchtbar verbrannte.

Dieser bekannte sogleich, daß er der Brandstifter sei und wurde nun zur Strafe für sein Verbrechen vom Leben zum Tode gebracht.

Das Eisen wurde noch lange Zeit auf dem Rathhause zu Wittenburg aufbewahrt und gezeigt.

Das sogenannte Kegelspiel am Dome zu Ratzeburg.

(Von J. F. L. **Bohn** zu Demern.)

Die Stadt Ratzeburg liegt bekanntlich auf einer Insel im ratzeburger See. Sie war früher durch zwei Brücken mit dem

Festlande verbunden, die aber jetzt abgebrochen und statt derer Dämme gemacht sind, und soll ehemals, als die Geschütze noch von schlechter Beschaffenheit und der See von ziemlicher Breite war, eine nicht unbedeutende Festung gewesen sein. Von den Festungswerken sind jetzt nur noch die Pfähle rund um die Stadt vorhanden; die Wälle vor dem lüneburger Thore sind schon lange abgetragen und in schöne Gärten umgewandelt worden, dagegen die vor dem langebrücker Thore erst in neuerer Zeit.

An dem nördlichen Ende der Stadt steht die Domkirche, darin viele Kanonenkugeln eingemauert sind, die bei der Belagerung von 1693 durch die Dänen hineingeschossen sein sollen.

Die Hanöverschen hatten damals den Vertrag mit den Dänen gemacht: Wenn ein berühmter Schütze, der sich bei Letzteren vor der Stadt befand, ein Kegelspiel in die Mauer der Domkirche hineinschießen könne, so solle die Stadt übergeben werden, könne er es aber nicht, so solle das Heer abziehen.

Der dänische Kanonier stand auf der in der Vorstadt aufgeworfenen Schanze und schoß wirklich ein ganzes Kegelspiel hinein. Als er aber zuletzt den Kegelkönig hineinschießen wollte, und Alle in der größten Besorgniß waren, lud ein hanöverscher Kanonier seine Kanone und schoß dem Dänen den Kopf vom Rumpfe.

Darum sieht man noch heutigen Tages das Kegelspiel an der Domkirche eingemauert — aber der König fehlt.

In letzterer Zeit ist jedoch eine von diesen 8 Kugeln herausgefallen.

Der vom Teufel heimgesuchte Knecht aus der Umgegend von Rostock*).

(Von J. Mussäus, weiland Pastor zu Hansdorf.)

Lustig ging es her zu Kessin bei Rostock; es war Pfingstbier, und es ward getanzt bis in die späte Nacht.

Aus entfernten Dörfern waren Knechte gekommen. Um Mitternacht wollte einer von ihnen über's Feld nach Hause, man nöthigte ihn vergebens zu bleiben. „Wirst doch gewiß noch wieder kommen," sprachen die berauschten Tänzer, „es wird Dir leid; wir Alle sind ja so beinig; das Bier ist süß und die Dirnen so freundlich!"

Er aber ging von dannen.

Schwarzdunkel war die Nacht; nicht Weg noch Steg konnte er sehen. Und als er nun eine Strecke gegangen war, da ward's lichthelle um ihn, als ob ringsum die Dörfer brennten; da krachte über ihm ein fürchterlicher Donnerschlag.

Er aber ging getrost von dannen. Nun ward's ruhig um ihn, wie's in milden Sommernächten zu sein pflegt.

Was rauscht dort wie Fußtritte daher? denkt er und sieht neben sich einen langen Mann wandern. Sie grüßen sich nicht. Als er nun an einen Steg kam, trat der lange Mann näher und sprach: „Wie willst Du da hinüber kommen?"

„„Das geht Dich nichts an!"" erwiderte der Knecht und schritt dreist hinüber.

Sie kamen an den Gartenzaun des Bauerhauses. „Wie willst Du da hinüber kommen?" fragte der Fremde.

*) Siehe Seite 87 dieses Bandes, Anmerkung 1.

„„Das geht Dich nichts an!““ versetzte der Knecht und stieg unverzagt über die zugespitzten Pfähle des Zauns.

Sie kamen an's Haus, es war verschlossen. „Wie willst Du da hinein kommen?“ fragte jener wieder.

„„Das geht Dich nichts an!““ antwortete der Knecht und klopfte an's Fenster.

Die Hausmutter öffnete, und beide traten in die Stube und setzten sich hinter den Tisch. Es ward Licht angezündet.

„„Mutter,““ sprach der Knecht, „„diesem Fremden ist nicht wohl; wir wollen den Prediger rufen, daß er ihn tröste aus Gottes Wort!““

Das schauerte dem Fremden durch die hohlen Gebeine; er ward kleiner und immer kleiner und lief endlich gleich einer Maus zur Thür hinaus.

Deß freuete sich der Knecht mit der Hausfrau und dankete Gott.

Der glambecker See unfern Buchholz bei Röbel.

Nicht weit von dem großen und wohlhabenden Bauerdorfe Buchholz bei Röbel liegt, von Tannen umgeben, ein kleines Gewässer, der glambecker See genannt. Von diesem See geht die Sage, daß früher an seiner Stelle eine kleine Stadt Namens Glambeck gestanden hat, die aber in alten Zeiten untergegangen ist.

Die Bewohner dieser Stadt Glambeck waren nämlich gar böse und schlechte Leute, die nur den irdischen Genüssen

lebten und nicht an Gott dachten, sondern wider seine heiligen Gebote handelten und sie freventlich mit Füßen traten. Deshalb that sich die Erde auf und verschlang die ganze Stadt, sammt Allem was in ihr lebte und webte; an ihrer Stelle entstand aber der erwähnte kleine See.

Bei dem Untergange der Stadt waren auch ein Paar Glocken mit verschlungen worden, die in früheren Zeit, als die Glambecker noch auf Gottes Wegen wandelten, dem Höchsten geweihet worden waren. Alle Johannis Mittage, Punkt zwölf, kamen nun diese Glocken an die Oberfläche des Sees und schwammen, herrlich läutend, dort umher; mit dem Schlage Eins sanken sie aber sofort wieder in die Tiefe hinab.

Oft schon hatten Leute die Glocken dann gesehen, und Vieles war schon versucht worden, sich derselben zu bemächtigen, aber stets ohne Erfolg. Nun begab es sich, daß einmal zufällig an einem Johannistage ein fremder Mann in dem glambecker See baden wollte. Es war gerade Mittags zwischen 12 und 1, und die Glocken schwammen auf der Oberfläche des Sees umher. Diese für ein Paar Steine haltend, deckt der Badende sein Handtuch darauf. Plötzlich schlägt es Eins. Sofort stehen die Glocken wie angebannt in der Mitte des Sees fest, sie können nicht in die Tiefe zurückkehren; der Mann aber kann sein Handtuch nicht wieder erreichen und muß sich endlich ohne dasselbe entfernen.

Also mit dem Handtuch bedeckt, standen die beiden Glocken wol an ein halbes Jahr ruhig und still in der Mitte des glambecker Sees. Obwol sich die Leute auch nun wieder alle mögliche Mühe gaben, dieselben zu erlangen, so war und blieb doch auch jetzt wieder Alles umsonst.

Da erhob sich plötzlich eines Tages ein gewaltiger Wirbelwind; der sonst so ruhige kleine See tobte und zischte, hohe

Wellen thürmten sich in ihm auf und stürzten sich wüthend über die beiden Glocken, daß der weiße Schaum hoch in die Luft spritzte.

Bald war das die Glocken bedeckende Handtuch herunter gespült und an's Ufer geschwemmt; der Bann war damit gelöst und die Glocken wieder in die Tiefe versunken.

Als dies geschehen, trat wieder Ruhe ein, und bald lag der kleine See wieder so still und klar da, als sei nichts geschehen. Die Glocken aber waren verschwunden und sind auch nie wieder, selbst nicht wie sonst an den Johannistagen, zum Vorschein gekommen.

Die goldene Wiege im Kibitzberge bei Dömitz.

(Von **L. Krentzer** zu Parchim).

Eine gute halbe Stunde oberhalb Dömitz liegt an der Elbe der Kibitzberg. Er birgt, wie die Sage erzählt, in seinem Schooße die goldene Wiege eines Heidenfürstenkindes.

Einst weideten Bauerknaben in seiner Gegend die Pferde ihrer Herren. Die Nacht war dunkel und die Mitternachtsstunde nahe. Da flimmte und flammte es auf dem Kibitzberge, und eine dunkle Gluth auf seinem Scheitel erhellte die nächste Umgegend.

Die Knaben eilten neugierig nach dem Feuer, und einer derselben holte eine Kohle hervor, um sich die Pfeife anzuzünden. Wahrscheinlich war vom Abendthau der Taback feucht geworden, denn derselbe wollte nicht brennen und der Junge

mußte die Pfeife unverrichteter Sache in die Tasche stecken. Am andern Morgen aber lag in der Pfeife statt der Kohle ein Goldstück.

Aufs Eifrigste wurde nun der Kibitzberg von Alt und Jung nach den kostbaren Kohlen durchstöbert; aber es fanden sich höchstens Kieselsteine, und nach denen war Keiner lüstern.

Einmal machten in einer Johannisnacht sich drei Bauern auf den Weg, um den Schatz zu heben, welcher auch um die Mitternachtsstunde glücklich zum Vorschein kam. Vor Beginn der Arbeit legten die Bauern sich gegenseitig das unverbrüchlichste Stillschweigen auf, da bekanntlich das geringste Wort die Zauberei unwirksam und den Schatz verschwinden macht.

Alles schien glücklich von Statten zu gehen.

Da brauste ein Wagen heran, bespannt mit vier kohlschwarzen, schnaubenden Rossen. Neben den Schatzgräbern hielt das Fuhrwerk und zwei riesige Gestalten stiegen aus. Im Nu hatten sie einen Galgen errichtet. Mit der Gewandtheit eines Affen kletterte einer von diesen Kerlen auf den Querbalken des Galgens und ließ eine schwere eiserne Kette hinabrollen, welche der untenstehende Kamerad ergriff.

„Wer soll der Erste sein?“ brüllte dieser nach oben.

„„Nimm nur den Rothharigen!““ war die Antwort.

„Ach, Herr, Kinne! mie nich; ick heff Fru und Kinne tau Hus!“*) schrie entsetzt der rothharige Schatzgräber.

Ein Krach, ein Schlag — Todtenstille! Alles und auch der Schatz war verschwunden.

---

*) „Ach, Herr, Kinder! mich nicht, ich habe Frau und Kinder zu Hause!“

Die drei vom Teufel gestörten Spieler zu Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Bei dem Gastwirth K. in Stargard war eine rechte Spielhölle. Nicht bloß, daß Bürger und Landleute sich dort zum Kartenspiel einfanden und an einem Abend oft das in mehreren Tagen sauer Erworbene verspielten, auch einzelne Geistliche waren von der allgemeinen Spielwuth angesteckt und konnten Lust und Begierde nicht beherrschen, dem Spielteufel zu fröhnen.

So saßen auch einmal drei Pastoren beim Wirth K. und spielten Hazard; große Haufen Geldes lagen auf dem Tische und obwol es schon tief in der Nacht war und die Pferde schon lange angespannt vor der Thür hielten, so konnten sie doch nimmer ein Ende finden.

Dem Kutscher des Einen wird vor der Thür die Zeit lang, und er schleicht sich leise in die Stube und nimmt nicht weit von der Thür Platz. Nicht lange nach ihm tritt ein anderer Mann in einem grünen Rock in die Stube und läßt sich, von den Spielern unbemerkt, nicht weit von ihm auf einen Stuhl nieder.

Da entfällt einem der Pastoren eine Karte, und als er sie aufheben will, gewahrt er den Fremden und bemerkt gleichzeitig, daß er einen Pferdefuß hat. Er schreit laut auf, die Andern werden ebenfalls des Fremden mit dem Pferdefuße ansichtig und alle fliehen entsetzt aus dem Zimmer. Der Fremde folgt ihnen auf dem Fuße.

Schnell geht da der Kutscher an den Spieltisch, rafft das Geld zusammen und eilt nach seinem Wagen. Als er hinaus kommt, sitzt der Fremde bei seinem Herrn in der Kutsche. Er

schwingt sich auf seinen Sitz und die Pferde laufen von selber in gestrecktem Lauf von dannen.

In der Kutsche hört der Kutscher ein lautes, heftiges Gespräch; die Pferde sind gar nicht zu halten, sie laufen wie toll durch Dick und Dünn, und erst als sie den Grund und Boden ihrer Pfarre erreicht haben, da springt der Fremde aus dem Wagen, und zu seinem großen Schreck bemerkt der Kutscher, daß seine braunen Pferde wie in Schweiß gebadet und mit Schaum bedeckt sind, so daß sie einem Paar Schimmel gleichen.

Der Prediger steigt still und zitternd aus dem Wagen, und der Kutscher hat auch nicht den Muth, seinen Herrn des Näheren zu fragen.

Nach längerer Zeit fängt der Pastor einmal mit dem Kutscher hierüber zu sprechen an und fragt ihn, ob er nichts von dem Gelde wisse, das sie auf dem Spieltische zurückgelassen hätten. Da plagt diesen das Gewissen und er gesteht, daß er sich es angeeignet habe. Der Pastor verlangt keine Herausgabe, sondern sagt ihm, er solle es nur behalten, es würde ihm Keiner abverlangen; aber ob er wol wisse, wer der Fremde gewesen sei?

Als dieser es verneinte, sagte er, der Teufel, der leibhaftige Gottseibeiuns sei es gewesen und er habe doch wol gehört, was für ein heftiges Gespräch sie mit einander geführt hätten. Doch nur damit habe er ihn geschlagen, daß er auf seine Frage aus dem Liede: Nun ruhen alle Wälder u. s. w. „Wo bleibt denn Leib' und Seel?" geantwortet habe: „Nimm sie zu Deinen Gnaden, sei gut vor allem Schaden, Du Aug' und Wächter Israel!" Als dies der Teufel gehört, sei er aus dem Wagen gesprungen.

Die weisse Dame im ehemaligen Herrenhause zu Alt-Rehse bei Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

„Alle Stunden des Tages sind nicht gleich," pflegte oft die bejahrte Wittwe des ehemaligen Nachtwächters B. zu Alt-Rehse zu dem Dienstherrn ihres Sohnes, Meister L. in Penzlin, zu sagen, wenn sie ihren Sohn besuchte und dann mit dem freundlichen Meister oder dessen eben so freundlichen Ehefrau auf dies und das zu sprechen kam. Entgegnete man ihr darauf, daß es in der Mitternachtsstunde eben so geheuer sei, als am hellen, lichten Mittage, so erzählte sie zur Bekräftigung ihrer Aussage folgende Geschichte, welche sich zu Alt-Rehse zugetragen haben soll, und der Sohn bestätigte wiederholt das, was ihm von dieser Begebenheit noch aus seiner Jugendzeit her lebhaft in der Erinnerung geblieben war.

„Als mein verstorbener Mann, Gott hab' ihn selig," so erzählte die treuherzige Alte, „noch lebte und Nachtwächter zu Alt-Rehse war, da war es in dem Herrenhause daselbst nicht richtig. So war es schon seit Menschengedenken gewesen. Es kam nämlich jede Nacht in der Mitternachtstunde, zwischen Zwölf und Eins aus dem Keller eine weiße Dame, vom Kopf bis zu den Füßen ganz weiß gekleidet; in der einen Hand hielt sie einen Leuchter, in der andern aber ein Bund Schlüssel. So ging sie still durch das ganze Haus, sagte keinem Menschen etwas, und hatte sie die Runde gemacht, so verschwand sie wieder im Keller. Die Thüren, auch die verschlossenen, thaten sich ohne das geringste Geräusch von selbst vor ihr auf und schlossen sich auch eben so wieder.

In der ersten Zeit, als mein Mann zu dem Posten als Nachtwächter kam, da graute ihm vor jeder Nacht, wo er wachen sollte, und nahete die gefürchtete Stunde, so überlief es ihn eiskalt. Nach und nach wurde er es aber doch gewohnt und die Erscheinung verlor für ihn alles Schreckliche und Unheimliche, weil er von ihr auch im Geringsten nicht beläftigt wurde. Höchstens stand sie wol einen Augenblick still, als ob sie über irgend etwas nachsänne, dann ging sie aber still weiter.

Einmal erschrak mein Mann indeß doch heftig über diese Geschichte. Er war ein wenig eingenickt und wachte gerade in dem Augenblicke auf, als die Gestalt neben ihm stand. Da fuhren ihm denn im Schrecken die Worte heraus: „Wo karrt Di dei Deuwel all werre her!“ *) Das bekam ihm aber gar übel. Von Stund an wurde sein Kopf so dick als ein Faß, und er konnte in vier Wochen nicht wieder wachen.

Als es mein Mann dem Inspector sagte, woher er den dicken Kopf bekommen, wollte dieser es gar nicht glauben. Er war nämlich erst kurze Zeit in Alt-Rehse. Um sich aber von der Sache zu überzeugen, blieb er die folgende Nacht mit all den Knechten in der Leutestube auf. Als die Glocke Zwölf geschlagen hatte, kam sie richtig wieder an, ging still mitten durch alle die Leute hindurch und verschwand zuletzt wieder im Keller.

Nun glaubte es der Herr Inspector auch, und als er es hier und dort erzählte, da gab man ihm den Rath: er solle der Gestalt nachspüren, vielleicht wäre Jemand im Keller verscharrt und könne dort keine Ruhe finden. Das that er denn auch. Als in der nächsten Nacht die weiße Dame in den Keller zurückkehrte, gingen mehrere Beherzte ihr nach und merkten sich die Stelle, wo sie spurlos verschwand.“

*) „Wo karrt Dich der Teufel schon wieder her!“

Am andern Morgen ließ der Herr Inspector im Keller nachgraben, und da fand man denn ein ganzes menschliches Gerippe. Es soll nämlich vor Jahren eine Wirtschafterin zu Alt-Rehse die Kellertreppe hinuntergestürzt und so ermordet worden sein. Um die Sache nicht laut werden zu lassen, hat man sie im Keller verscharrt und dann das Gerücht ausgesprengt, sie sei heimlich davon gegangen. Das arme, unschuldige Blut war's also, das hier keine Ruhe finden konnte. Das Gebein wurde nach dem Kirchhofe gebracht und dort eingegraben, und seitdem hat sich nichts wieder sehen lassen. Dort ist auch die Seele wol endlich zur Ruhe gekommen."

So erzählten die alte Frau und ihr Sohn übereinstimmend, und auch der Letztere erinnerte sich noch ganz genau, wie sein Vater am Morgen mit dem dicken Kopfe hineingekommen war und weidlich auf den Spuk geschimpft hatte.

Die alte Frau ruht nun auch schon längst auf dem altrehser Kirchhofe. Ihre Kinder sind nach Amerika ausgewandert, und es ist möglich, daß diese Geschichte in Alt-Rehse selbst ganz in Vergessenheit gerathen ist. Ich habe sie aus dem Munde des Eingangs erwähnten Meisters L. und seiner Frau.

Der mit dem Teufel im Bunde stehende Amtmann R. zu Klein-Nemerow bei Stargard.

Bald nachdem die frühere Johanniterkomthurei Nemerow*) in ein weltliches Besitzthum verwandelt worden war,

*) Siehe Seite 64 u. f. dieses Bandes.

wohnte auf Klein-Nermerow ein steinreicher Pächter, Amtmann R..... mit Namen, der, wie die Leute noch heute erzählen, mit dem Bösen im Bunde stand und hierdurch sein ungeheures Vermögen erworben hatte.

Je älter der Amtmann aber wurde, desto mehr reuete ihn sein mit dem Teufel geschlossenes Bündniß; denn obgleich dieser ihn auch mit Glück und Reichthümern aller Art überschüttete, so wurde er dessen doch nicht froh; immer häufiger mußte er an das Ende seines kurzen irdischen Glückes und die dann darauf folgende ewige Höllenqual denken. Daher kam es auch, daß er eines Tages einem alten Hoftagelöhner, der gerade bei einem Zaun um die Koppel arbeitete, wo der reiche und herrliche Viehstand des Amtmanns bis an die Kniee im üppigsten Klee watend weidete, als ihn dieser mit entzückten Blicken auf sein großes Glück aufmerksam machte, schmerzlich lächelnd erwiderte: „Ach Alter, was hilft mir all mein Glück und Ueberfluß; gerne gäbe ich soviel Geld dahin, als meine beiden besten Pferde vom Hofe herunter ziehen können, wenn ich dafür mein Leben wieder kaufen könnte!“ — und mit thränenden Augen wendete er sich ab und ging dahin. Der alte Tagelöhner aber dachte bei sich: Ja, ja, hat Recht, der Herr Amtmann; — beneid' ihn nicht. — Bin zwar nur arm, recht arm, — tausch' aber dennoch nicht mit ihm! —

Als der Kontrakt, den der Amtmann R. mit dem Teufel gemacht, bald abgelaufen war, erschien dieser eines Tages auf dem klein-nemerowschen Hofe, um Ersteren daran zu mahnen, daß er nächstens ganz sein sei und dann mit ihm kommen müsse. Der Amtmann aber hatte natürlich keine Lust, schon so bald von seinen Schätzen zu scheiden und in Gesellschaft seines sauberen Gastes in die Hölle zu reisen. Er bat und flehete deßhalb um Aufschub und Verlängerung seiner Frist, wofür er dem

Bösen dann auch allerlei Dienste und Gefälligkeiten zu leisten versprach. Anfangs wollte sich zwar Meister Urian nicht recht hierzu verstehen, als aber der Amtmann versprach, ihm vielleicht noch eine Menschenseele zu überliefern, da wurde er immer nachgiebiger und gefälliger. Und so einigten sich denn beide, nach vielen Hin- und Herreden, endlich dahin: daß wenn der Amtmann dem Teufel noch heute einen Menschen als seine dereinstige Beute verschaffe, dieser dafür dann auch, wie die Leute sich ausdrücken, „leiblich" mit Ersterem verfahren wolle, das heißt, ihn so lange in Ruhe zu lassen, bis er, wie andere ehrliche Christenmenschen, eines natürlichen Todes auf dem Bette gestorben sei, und dann erst mit seiner Leiche davon zu gehen.

Der Amtmann ließ nun zu diesem Zweck sofort einen seiner Arbeitsleute rufen, von dem er wußte, daß er sehr habgierig sei und von dem er daher auch für eine bedeutende Summe Geldes Erfüllung seines Wunsches hoffte. Der also Gerufene, Denkert mit Namen, trat auch bald hiernach in das Arbeitszimmer seines Brodherrn ein, wo dieser nebst seinem noblen Kumpan hinter dem Tische saß. Vor ihnen auf dem Tische lag ein dickes Buch, mit allerlei sonderbaren Zeichen und Figuren bedeckt, zur Seite desselben aber stand ein großer Hut, bis oben mit blinkenden Goldstücken gefüllt.

Alsbald wendete sich der Amtmann zu dem staunenden Denkert und sagte ihm, wenn er mit seinem Blute seinen Namen in dies Buch, das dem bei ihm sitzenden fremden Herrn gehöre, einschreiben und über diese ganze Angelegenheit zu Jedermann schweigen wolle, dann solle er auch den ganzen Hut voll Geld haben.

Geblendet von den vielen Goldstücken und nichts sonderlich Arges ahnend, war unser Tagelöhner sogleich bereit hierzu. Schnell griff er in die Tasche, um sein Brodmesser hervor

zu holen, sich damit ein kleines Loch zu ritzen und dann mit dem Blut seinen Namen in das wunderbare Buch zu tragen. Da ihm das Messer beim Hervorholen zufällig auf den Boden fiel, bückte er sich, um es wieder aufzuheben. Aber welch Entsetzen erfaßte ihn hierbei, als er unter dem langen Mantel des Fremden einen Pferde- und einen Hühnerfuß hervorblicken sah. Nun ging ihm mit einem Male ein Licht auf, das war der leibhaftige Gottseibeiuns, dem er also seine Seele verschreiben sollte; und wüthend über eine solche schändliche Hinterlist, spannte der empörte Denkert jetzt ganz andere Saiten auf. Er stampfte mit den Füßen, er schimpfte, fluchte und tobte, daß man ihn so hätte hinter's Licht führen wollen, das solle aber den saubern Herrschaften nicht gelingen ꝛc.

Eine Weile ließ man den Denkert ruhig wüthen, als er aber noch immer nicht schweigen wollte, da erhob sich der Teufel selbst, packte den Tobenden bei der Gurgel und befahl ihm, sogleich ruhig zu sein und den losen Mund zu halten, sonst würde es ihm übel ergehen.

Unser Arbeitsmann, der so etwas nicht vermuthet haben mogte, war hiernach denn auch wie umgewandelt und still und geduldig wie ein Lamm geworden; er zitterte und bebte wie Espenlaub und bat mit kläglicher Stimme, die gnädigen Herren mögten ihn doch jetzt gehen lassen, er wolle nun auch gerne artig sein und über Alles das tiefste Stillschweigen beobachten.

Drohend erwiederte der Amtmann hierauf, daß er gehen könne, wenn er ihnen einen Andern für sich schicken wolle; thue er das und sage er von dem hier Gesehenen und Passirten zu keinem Menschen eine Silbe, dann solle ihm sein Leben geschenkt sein, wonicht — und dabei deutete er auf den Teufel — so werde ihm sofort das Genick umgedreht.

Der angsterfüllte Denkert gelobte alles Mögliche an und

eilte dann unter tiefen Bücklingen aus dem unheimlichen Zimmer. Spornstreichs lief er jetzt zu dem Reitknecht Rollwitz und beredete ihn, sogleich einmal nach dem Zimmer ihres Herrn zu gehen, man werde ihm dort einen glänzenden Antrag machen und viel Geld geben, wenn er dafür eine Kleinigkeit thue. Er komme eben auch daher und, setzte er lügend hinzu, sei jetzt ein reicher Mann geworden; als guter Freund von ihm wolle er auch ihm nun hierdurch den leichten Weg gezeigt haben, um ebenfalls schnell reich und glücklich zu werden.

Der bethörte Rollwitz ging richtig in die Falle; denn er hatte hiernach nichts Eiligeres zu thun, als in das Zimmer seines Herrn zu gehen. Diesem gelang es nun auch leicht, den armen Reitknecht dahin zu bringen, daß er mit eigenem Blute seinen Namen in das Buch des Fremden schrieb. Kaum war dies aber geschehen, so erhob sich auch schon der Teufel von seinem Sitze, reichte dem arglosen Rollwitz den Hut voller blanker Goldstücke und sprach hohnlachend: „Jetzt bist Du mein, danke dies Deinem Herrn Amtmann!“ und damit schwang er sich auf, es geschah ein Donnerschlag, Funken sprühten umher und der Teufel war verschwunden.

Verzweiflungsvoll stürzte jetzt der so schändlich betrogene und hintergangene Reitknecht aus dem Hause. Er eilte nach dem Dorfe, wo seine alte brave Mutter wohnte und schüttete ihr das erhaltene Geld mit den Worten in den Schooß: „Hier, Mutter, habt Ihr das Teufelsgeld!“ Darauf rannte er zurück nach dem Hofe, in den Pferdestall und schrie laut, daß es einen Stein erbarmen konnte. Den Leuten aber, die ihn fragten, was ihm fehle, sagte er: „Oh, Ihr wißt's nur nicht, wie's ist, wenn man sich mit dem Teufel abgegeben hat!“

So quälte und härmte sich der unglückselige Rollwitz eine Zeit lang unaufhörlich ab. Er aß und trank nicht, er hatte

keine Ruhe bei Tag und Nacht und siechte sichtlich dahin; aus dem sonst so frischen, muntern Jüngling war in ein paar Tagen ein jugendlicher, hinfälliger Greis geworden. —

Da nahete der Sonntag; unser arme Reitknecht hatte sich so viel zusammengerafft, um sich den seit ein paar Tagen nicht mehr abgeschnittenen Bart endlich wieder einmal abzunehmen, um dadurch sein ohnehin abschreckendes Aussehen wenigstens in etwas zu verringern. Hiermit beschäftigt stand er vor dem kleinen Spiegel in dem Pferdestall. Soeben hatte er die eine Seite des Bartes abgeschnitten, als plötzlich das Geläut der Kirchenglocken aus dem nahen Groß-Nemerow an sein Ohr schlug. Allerlei traurige Gedanken stürmten hiermit wieder auf ihn ein; er dachte daran, wie jetzt Alles in die Kirche eile und dort zu Gott bete, wie er dies auch sonst gethan, — aber ach, nun konnte und durfte er dies nicht mehr, — er gehörte ja dem Teufel, hatte kein Theil mehr an Gott. — — Grauen und Entsetzen bemächtigten sich seiner jetzt wieder mit doppelter Gewalt, er warf Alles von sich und lief in wildester Verzweiflung, wie er ging und stand, mit halbgeschornem Barte hinaus in's Freie. Planlos, bald vor-, bald rückwärts, lief er hier auf dem Felde umher, bis er zufällig an einen Born kam, der zwischen Groß- und Klein-Nemerow, etwa 20 Schritte von der Tollense entfernt, auf einer Wiese liegt. Sich sofort hier hineinstürzen und seinem qualvollen Dasein ein Ende machen, war das Werk eines Augenblicks. —

Diesen Born nannte man von dieser Zeit an den Rollwitzborn, welchen Namen er auch noch heut' und diesen Tag führt.

Ein paar Jahre nach dieser schrecklichen Begebenheit hatte auch des alten Amtmanns R..... letzte Stunde geschlagen. Unter großer Angst und Seelenpein gab er nach langem

Todeskampfe endlich seinen Geist auf. Sobald er todt war, erschien auch sogleich der Teufel, der schon einige Zeit vor der Thür auf der Lauer gestanden hatte, erfaßte sein Eigenthum und fuhr damit durch das Fenster, hinab in sein Höllenreich. Ein langer Blutstreifen an der Stubenwand bezeichnete die Art und Weise, wie der Böse mit dem noch halb warmen Leichnam des Amtmanns verfahren, wie er ihn gegen die Wand gequetscht, ehe er damit verschwunden war.

Trotz alles Abkratzens und Uebertünchens blieb diese Blutspur doch noch viele Jahre sichtbar, weshalb der Nachfolger des Amtmanns R. sie durch das Vorsetzen einer großen Himmelbettstelle zu verbergen pflegte. Erst mit dem Umbau des Herrenhauses ist auch dies schaurige Erinnerungszeichen für immer vernichtet worden.

Nach dem Tode des Amtmanns sah man öfter in dunklen Nächten diesen und den Rollwitz auf der Strecke von Klein-Nemerow bis zum Rollwitzborn, wie sie dann dort miteinander rangen und sich umher stießen und schlugen; und auch jetzt soll's dort noch immer nicht recht geheuer sein.

Der Arbeitsmann Denkert, der später nach dem nicht weit von Nemerow entfernten Usadel gezogen war, soll noch jährlich, so lange er lebte, von den Nachkommen des Amtmanns R. mehrere Goldstücke dafür bekommen haben, daß er über den ganzen Vorfall geschwiegen hat. Trotzdem aber hat die Welt doch Alles, was in Klein-Nemerow Schreckliches passirt ist, erfahren und es von Geschlecht zu Geschlecht wieder erzählt bis auf den heutigen Tag.

Wovon die diedrichshäger Berge bei Kröpelin entstanden sein sollen.

(Von Fr. Schulz.)

Man trifft wol keinen Ort in unserem Mecklenburg, wo die Leute nichts von den alten Hünen zu erzählen wüßten, und wo sie nicht ihre Gräber kennten, die zum Theil noch große Schätze in sich bergen sollen. Auch geht bei vielen ihrer Gräber noch manches wunderbare Ereigniß vor, so zum Beispiel bewegen und drehen sich zu gewissen Zeiten die Grabsteine, oder es kommen auch große graue neblichte Menschengestalten aus denselben hervor zu steigen.

Die Hünen waren Riesen von etwa 60 Fuß Höhe. Sie bewohnten zuerst unser Mecklenburg und sind endlich ausgestorben.

Von ihrer Größe und Stärke haben diese Leute uns noch ganz deutliche Spuren überliefert; denn alle Berge haben sie gemacht, tiefe enge Schluchten, die fast allenthalben den Namen „Hölle" führen, die Gründe, die Landseen und großen Teiche haben sie mit leichter Mühe gegraben.

Einzeln und selten trifft man im Lande kleine kegelförmige, kaum 15 bis 20 Fuß hohe Hügel, von denen man sich erzählt, das dort einem Hünen beim Erdetragen das Schürzenband gerissen sei, die Erde ihm dadurch aus der Schürze gefallen, und sie dann den Haufen haben liegen lassen.

Einmal haben diese großen Leute ein sonderbares Unternehmen begonnen, das ihnen zum großen Glück bald wieder verleidet ist. Sie wollten nämlich die Ostsee verschütten.

Den ganzen Bergrücken der jetzigen diedrichshäger Berge hatten sie schon dazu zusammengetragen. Da an einem Mor-

gen, als das Werk frisch wieder in Angriff genommen wurde, und alle mit Schürzen voll Erde herzugeschleppt kamen, wurden sie nach langer Berathung einig, das Vorhaben aufzugeben, da doch zu viele Erde dazu gehöre, und sie dann ja auch, um Erde zu gewinnen, auf andern Stellen neue Seen machen müßten. Sie ließen daher alle zuletzt gebrachten Schürzen voll Erde in Haufen liegen.

Nach den vielen kegelförmigen Hügeln an der Nordseite der diedrichshäger Berge, die Kühlung genannt, kann man heute noch ungefähr abschätzen, wie viele ihrer gewesen sein müssen; jeder Hügel nämlich ist eine Schürze voll.

Wunderbare Erlebnisse eines Knechts aus Alt-Krenzlin bei Ludwigslust in einer Fastnachtsnacht.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Es mag zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, als die jungen Leute in Alt-Krenzlin wieder, wie schon oft, ihr Fastnachtsbier hielten und lustiger und wilder denn je auf demselben lebten.

Wer sich nicht voll soff, war kein Mann und verdiente nicht, mit den übrigen Knechten umzugehen; wer es aber allen Andern zuvor thun konnte, war gern gesehen und Alle buhlten um seine Freundschaft. Ein solcher war Johann, der Großknecht des Hauswirths B. Er verstand sich nicht nur besser aufs Saufen denn Alle, die sonst noch da waren, sondern sein Maulwerk verstand auch besser mit Schimpf- und Fluchworten und mit unzüchtigen und garstigen Redensarten umzugehen,

als das der Andern. Er war der Held des Tages; wenn Andere einen Schnaps tranken, mußte er zwei trinken ꝛc. ꝛc.

Also ging es fort bis an den zweiten Tag, Abends 10 Uhr, wo Alle mit Schrecken gewahr wurden, daß das Branntweinsanker leer sei und daß nun die Sauferei aufhören müsse, da in Krenzlin keine Gastwirthschaft war und dort andere Leute dieses Getränk nicht feil hatten.

Johann mußte bestimmen, wie es weiter werden sollte; war er als Meister im Zechen zufrieden, so wolltens auch die Andern sein. Doch dieser wollte sich nicht geben, es müsse Branntewein sein, wenn man lustig leben wolle, weshalb sogleich zwei Knechte nach dem Klosterkrug in Picher sollten, um noch sechs Kannen vom „besten Ende" zu holen.

Von den anwesenden Knechten wollte aber keiner in der späten und dunklen Nacht den Tanzboden verlassen, um nach Picher zu laufen. Da mußte endlich Johann sich bequemen, wollte er anders das gewünschte Getränk haben, und zwei der übrigen Knechte begleiten. Um 12 Uhr konnten sie wieder heim sein.

Als sie ihrer Drei das Haus verließen, sprach Johann in seiner übermüthigen Weise: „Wenn nu dei Düvel Einen von uns hahlt, könn'n dei Twei doch seihn, wo hei mit em blifft!"*)

Diese Worte schienen ihm jedoch aufs Herz gefallen zu sein, denn wider seine Gewohnheit ging er hiernach ruhig neben seinen Kameraden dahin, bis sie in Picher anlangten.

Im Klosterkrug lud jeder ein Lägel**) mit zwei Kannen

---

*) Wenn nun der Teufel Einen von uns holt, können die Zwei doch sehen, wo er mit ihm bleibt!

**) Lägel, ein kleines Tönnchen.

Branntewein auf seine Schulter, um alsobald den Heimweg wieder anzutreten. Johann that dasselbe. Wieder unterwegs blieb er aber nicht mehr bei seinen Gefährten, sondern ging etliche Schritte hinter ihnen her; bald trennte ihn ein größerer Raum von ihnen; endlich hörte er sie nicht mehr. Diese jedoch waren zurückgekommen, sich nach ihm umzusehen, da sein Benehmen ein sonderbares, gegen früher ein ganz anderes war. Auf ihr Befragen, Müdigkeit angebend, bat er, sich nicht nach ihm aufzuhalten. Allein jene, Alles für ihn fürchtend, beschlossen trotz seines Abwehrens bei ihm zu bleiben; waren sie ja doch schon über halb nach Hause.

Nicht lange hatten sie gegangen, als Johann schon wieder hinter seinen Gefährten zurückblieb. So lange diese ihn noch sehen konnten, schritten sie ruhig vorwärts, als er aber ihren Augen entschwunden war und auf ihr Rufen keine Antwort erfolgte, kehrten sie aufs Neue um, ihn zu suchen. Diese Mühe war aber vergebens, denn so viel sie immer suchen und rufen mogten, Johann war und blieb verschwunden.

Betrübt kamen die Boten zurück zur Fastnachtsfeier, ihre traurige, Johann betreffende Mähre verkündigend, worüber Alles in die größte Bestürzung gerieth. Sogleich aufbrechen und den Verlornen nachsuchen, schien den Meisten das Beste; doch Andere, welche seine letzten Worte beim Weggehen wol vernommen hatten, widerriethen, da solches in der Nacht doch zu nichts helfen würde; sie wollten lieber nach dem ersten Hahnenschrei, mit welchem alle höllischen Geister die Erde verlassen und in ihre eigentliche Behausung zurückkehren, die Nachsuchung beginnen, da ihnen sonst der Teufel wer weiß wie viele Schlingen legen könnte. Bald war man diesem Vorschlage beigestimmt.

Der erste Hahnenruf erschallte etwa um zwei Uhr vom

Wiemen herab. Mit ihm war das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Alles rüstete sich zur Abreise. Jedoch noch hatten die Vordersten die Thüre nicht erreicht, als ihnen Johann, zwar leichenblaß und an allen Gliedern zitternd, im Uebrigen aber gesund und wohlbehalten, sein Lägel in der Hand entgegen trat.

Nun ging es an ein Wundern, und des Fragens an Johann wollte kein Ende nehmen. Johann aber schwieg von seinem mährchenhaften Verschwinden wie das Grab, keine Sylbe war hierüber aus ihm heraus zu bringen. Er wurde von nun an ein ganz anderer Mensch und den Anfang machte er sofort, indem er sein Lägel niedersetzend sagte: „Nu hollt Fastelabend so vähl Jie willt, ick äwa gah tau Hus!“*)

Johanns Bekehrung war denn auch wirklich keine vorübergehende. War er vorher der wildeste aller Knechte des Orts gewesen, wurde er jetzt gerade das Gegentheil. Zurückgezogen und still verlebte er die ersten zehn Jahre nach diesem Ereigniß, keinen Tanzboden besuchend und überhaupt alle fröhlichen Gesellschaften so viel wie thunlich meidend. Darnach fing er zwar wieder an, fröhliche Gesellschaften aufzusuchen und sich die Tanzlustbarkeiten anzusehen, doch nie hat er wieder versucht zu tanzen, nie hat seine Lippe den Branntewein und seine Hand die Karte wieder berührt.

Als er sich in seinen alten Tagen freier über das Erlebniß jener Nacht ausgesprochen, da hat man auch von ihm erfahren, daß sein Zurückbleiben an dem so verhängnißvollen und doch so segensreichen Abend Anfangs nur Folge von Ermattung gewesen sei, daß aber darnach, als er seine Gefährten aus dem Gesichte verloren hatte, er unversehens, selber nicht wissend,

*) Nun haltet Fastnacht so viel Ihr wollt, ich aber gehe nach Hause.

wie es eigentlich zugegangen, auf einen Ziegenbock zu reiten gekommen sei, der ihn durch die Lüfte davon getragen habe. Hoch über den Kirchthurm in Picher sei der Ritt hinweg gegangen und über alle die Oerter, in welchen er als Junge, Klein- oder Großknecht schon gedient hatte, bis er sich endlich, aller seiner Jugendgebete sich wieder erinnernd, so herzlich und inbrünstig wie nie im Gebet zu Gott gewendet und alles Gute angelobt habe.

Als sein Gebet beendet, seien alle die Dörfer besucht gewesen, in denen er je gedient hatte, und in sausendem Ritte sei er mit seinem wunderbaren Reitpferde Krenzlin zugeeilt, wo eben vom Dorfe herauf der erste Hahnenruf an sein Ohr gedrungen sei. Bei diesem Geschrei sei der Ziegenbock aber, ihn eben nicht sanft absetzend, davon geeilt, worauf er so schnell wie möglich sich seiner Last, der zwei Kannen Branntewein, zu ledigen gesucht habe.

Der Wehrwolf und die Hexe von Vietlübbe bei Lübz.

(Von B. zu W.)

Im südlichen Mecklenburg, unweit der preußischen Grenze, liegt das Dorf Vietlübbe, dessen Bewohner sich durch mancherlei Eigenthümlichkeiten von denen der benachbarten Oerter unterscheiden. Sie führen ein eingezogenes Leben, sind gegen Fremde zurückhaltend und mißtrauisch, und eheliche Verbindungen mit Leuten aus den benachbarten Gemeinden gehörten früher zu den größten Seltenheiten.

In dem Munde dieser Leute leben noch manche Sagen

von Hexen, Wehrwölfen und Unterirdischen, die sie sich in den langen Winterabenden nach dem Nachtessen erzählen, wenn die Mädchen neben der Hausmutter am Spinnrade sitzen, und die Knechte und Söhne des Hauses mit dem Kartoffelschälen beschäftigt sind. Tritt aber ein Fremder ein, so schweigen Alle, und schwer hält es daher, mit diesen alten Geschichten bekannt zu werden.

Von einem Altentheiler, der in jenem Dorfe früher gedient hatte, und mit dem ich mich eines Abends über den in dieser Gegend besonders herrschenden Aberglauben unterhielt, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit nachfolgende beide Geschichten:

I.

In dem genannten Dorfe lebte vor mehr denn 100 Jahren ein Bauer, der sehr beherzt und kaltblütig war. Dieser ritt eines Tages nach der benachbarten Stadt Lübz, um dort mehrere Einkäufe zu machen.

Er hatte sich ziemlich lange aufgehalten, und es wurde schon dunkel, als er den finstern Tannenwald erreichte, durch den ihn sein Weg führte. Als er durch den Rißbach ritt, der über den Weg fließt und an beiden Ufern mit dichtem Erlengebüsch bedeckt ist, wurde sein Pferd plötzlich unruhig und ängstlich und wollte nicht weiter vorwärts. Erstaunt über dies ungewohnte Benehmen des sonst gar nicht scheuen Thieres wollte er schon absteigen, um es am Zügel zu führen, als plötzlich aus dem Ellerndickicht ein Wolf hervorsprang und wüthend nach dem Pferde schnappte

Der erschrockene Bauer hatte gar nicht nöthig, das Pferd zur eiligen Flucht anzutreiben; dasselbe lief jetzt vielmehr, so sehr es nur konnte, um seinem gefährlichen Feinde zu entrinnen.

Allein bald waren seine Kräfte erschöpft, so daß der Verfolger es wieder eingeholt hatte und gierig in die Höhe sprang, um ihm die Gurgel auszureißen.

Da fiel dem Bauer ein, der seit vielen Jahren nichts mehr von Wölfen in diesem Walde gehört hatte, daß ihr Verfolger am Ende kein wirklicher Wolf, sondern ein Wehrwolf sei, nämlich ein Mensch, der sich durch Zauberei in einen Wolf verwandeln könne. Es ging nämlich das Gerücht im Dorfe, sein Nachbar sei ein solcher Zauberer, der sich öfters in einen Wehrwolf verwandele und als solcher die benachbarten Wälder durchstreiche und manche Beute nach Hause bringe. Nun hatte ein kluger Mann ihm gesagt, ein solcher Wehrwolf müsse augenblicklich seine Menschengestalt annehmen und könne dann nicht weiter schaden, wenn er bei seinem Taufnamen angerufen würde. Als daher jetzt der Wolf sein Pferd zu zerfleischen drohte, rief er, rasch entschlossen, mit lauter Stimme: „Büßt Du dat, Ernst N.?“ *)

Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, als der Wolf sich in einen Menschen verwandelte, und sein Nachbar, dessen Namen er ausgesprochen hatte, zitternd vor ihm stand und ihn flehentlich bat, er möge diese Begebenheit doch nicht nachsagen, er wolle ihm auch nie wieder etwas zu Leide thun, auch den Schaden, den das Pferd durch seine Bisse erlitten, ersetzen.

Der Bauer gab ihm das Versprechen des Schweigens, aber erst nachdem er angelobt, sich nie wieder in einen Wehrwolf zu verwandeln, was er auch wol gehalten haben wird, da man später in dieser Gegend nie wieder von einem Wehrwolfe gehört hat.

*) „Bist Du es, Ernst N.?“

II.

Der Bauer Ernst N. hatte eine Schwester, ein hübsches Mädchen, welche aber von ihrer Mutter, die eine arge Hexe war, das Zaubern gelernt hatte. Dies war jedoch damals noch nicht bekannt, und so war sie die Braut des Sohnes eines Bauern geworden, der in demselben Dorfe wohnte.

In dem Hause des Bräutigams hatte man zu dieser Zeit zu verschiedenen Malen die Bemerkung gemacht, daß Katzen in dem sogenannten Wiem — dem Ort, wo in den alten Bauerhäusern, die noch keinen Schornstein haben, das Fleisch geräuchert und der Kuhkäse, den die Bauersleute selbst bereiten, in dem sogenannten Käsenetz aufbewahrt wird — von dem Fleisch und Käse gefressen hatten. Deshalb beschlossen der Bräutigam und der Knecht, den Dieb zu züchtigen, oder, wenn derselbe eine in eine Katze sich verwandelt habende Hexe sei, zu entlarven. Zu diesem Zwecke banden sie in ihre Peitschen vorne Nägel, um die Schläge gewichtiger zu machen und versteckten sich in der Nähe des gedachten Ortes.

Bald darauf schlich auch eine schwarze Katze ins Haus, kletterte in die Höhe und fing an, bei dem Käse zu fressen. Jetzt sprangen die beiden jungen Leute aus ihrem Verstecke und schlugen mit ihren Peitschen so die Katze, daß Blut aus den Wunden floß. In diesem Augenblicke, da durch das Blutwunden der Zauber gelöst war, verwandelte sich die Katze in die Gestalt der Braut, welche hinter dem Schwibbogen hervorkam, aber nun mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt wurde, wo sie sich nicht wieder sehen lassen durfte.

Der Gehöftserbe heirathete nach einiger Zeit ein anderes junges Mädchen aus dem Dorfe, und gelang es seiner früheren

Braut nicht, trotz ihrer Zauberkünste, einen andern Freier daselbst zu bekommen.

Erst nach mehreren Jahren heirathete sie ein Mann aus dem benachbarten Dorfe Wangelin, der sie nur wegen ihres nicht unbedeutenden Vermögens nahm.

Von ihr und ihrer einzigen Tochter, die vor vielen Jahren schon gestorben ist und keine Kinder hinterlassen hat, werden noch jetzt allerlei Hexenkünste erzählt, so daß auch ihr Wohnort hievon den Namen „Hexen-Wangelin" erhalten hat.

Der Gottesdienst der Todten in der St. Nikolai-Kirche zu Röbel.

Mutter Schulzen war eine alte fromme, gottesfürchtige Frau; sie lebte vor vielen Jahren in Röbel und wohnte dort auf der Neustadt, am Markte, in einem noch jetzt stehenden Hause. Selten und nur im höchsten Nothfalle versäumte sie an Sonn- und Festtagen die Kirche, besonders gern und regelmäßig pflegte sie aber in der Fasten- und Adventszeit den Frühgottesdienst in der neustädter St. Nikolaikirche zu besuchen.

Wenn die Glocken in dieser Zeit des Morgens vom hohen Kirchthurme herniederschallten und die Gläubigen zum Dienste des Herrn riefen, dann war die alte Frau schon immer munter und in den Beinen; schnell warf sie dann ihren mit Pelz besetzten Mantel um und eilte, das Gesangbuch unterm Arm, in das nahe Gotteshaus.

Wieder war es in der Adventszeit. Die alte Frau Schul-

zen lag noch sanft schlummernd im Bette, als sie plötzlich durch das Geläute der Glocken geweckt wurde. Wie, sollte sie diesmal die Zeit verschlafen haben? es war ihr das ja noch nie passirt. Zwar schien es ihr noch viel zu früh zur Kirche zu sein; aber dennoch, sie irrte sich gewiß, es mußte doch seine Richtigkeit haben; sie hörte ja deutlich die Glocken zur Frühpredigt einläuten, wenngleich sie heute auch so eigen, so dumpf und so ganz anders als sonst klangen. Ohne also erst weiter viel nachzudenken, denn dazu war jetzt keine Zeit mehr, erhob sich die fromme Alte von ihrem Lager, kleidete sich schnell an und eilte in die erleuchtete St. Nikolaikirche.

Viel mehr Leute waren hier diesmals versammelt, als es sonst der Fall zu sein pflegte; noch mehr aber fiel es Mutter Schulzen auf, daß heute so viele fremde, ihr unbekannte Gesichter unter den Versammelten waren. Was aber das Allermerkwürdigste war, es schien der Alten, daß viele ihr sehr bekannte Personen von ehemals, die aber sämmtlich schon längere oder kürzere Zeit todt waren, hier anwesend seien. Doch sie irrte sich gewiß auch hierin, es war wol nur Täuschung und Blendwerk ihrer altersschwachen Augen; deshalb setzte sie sich ruhig auf ihren gewöhnlichen Platz, nahm ihr Gesangbuch, schlug das angegebene Lied auf und begann mit zu singen.

Aber es war und blieb heute Alles so ganz anders, so sonderbar und schauerlich in der Kirche; der Gesang der Anwesenden klang so geisterhaft, die Orgel tönte so dumpf und eigenthümlich; und dabei nun die vielen unbekannten Gesichter, und darunter wieder die bekannten Züge so mancher ihrer längst heimgegangenen Bekannten und Verwandten ꝛc. Kurz, die alte Frau wußte selbst nicht recht, was sie sah und hörte, was mit ihr geschah und was sie eigentlich von diesem Allen denken und halten sollte. Da fühlte sich Frau Schulzen plötzlich leise von der bei

ihr sitzenden Person angestoßen; sie neigte sich zu ihr hin und erkannte nun in ihr das Bild ihrer vor einigen Jahren verstorbenen Nachbarin. Mit hohler Geisterstimme aber flüsterte diese ihr die Worte zu: „Nawersch, nu ißt Tiet; nu mak, dat Du weg kümmst!“ *)

Grauen und Entsetzen erfaßten jetzt die alte Mutter Schulzen, schnell erhob sie sich und eilte aus der unheimlichen Versammlung. Als sie kaum die Kirchenthür geöffnet und hinausgetreten war, flog dieselbe auch schon wieder mit großem Geräusche zu und erfaßte dabei einen Zipfel des Mantels der Davoneilenden, daß er abriß und in der Thürspalte sitzen blieb.

Kaum mogte die alte Frau drei Schritte die Kirche hinter sich haben, als es vom Kirchthurme mit dumpfem Klange Eins schlug.

Jetzt wurde Mutter Schulzen Alles klar, sie war in der Mitternachtsstunde zum Gottesdienste der Todten gewesen.

Schon oft vor und auch noch nach dieser Zeit haben verschiedene Leute versichert, daß sie des Nachts die neuröbelsche Kirche erleuchtet gesehen und die Orgel spielen gehört hätten. Besonders aber wollte dies der alte verstorbene Nachtwächter Kröger häufig beobachtet und erlebt haben, und hat er solches Vielen bei seinen Lebzeiten erzählt.

---

*) „Nachbarin, nun ist's Zeit; nun mache, daß Du fort kommst!“

Die Feier der Mainacht auf dem jülchendorfer Berge bei Brüel*).

(Von weiland J. Mussäus, Pastor zu Hansdorf.)

In der Mainacht kam einstmals ein Bote von Schwerin aus bei Jülchendorf vorbei. Dort ist ein Eichengehölz und in demselben ein Berg.

Beim Vorübergehen hebt er seine Augen auf und sieht auf dem Berge ein großes Getümmel von Menschen, tanzend, speisend, trinkend, die Gläser anstoßend. Kaum faßt der Gipfel den dichten Haufen; weit über Alle ragt aber hoch empor ein stattlicher Riese.

Der Bote legt sich ermüdet im Thal nieder, um den Ausgang der Sache zu sehen. Da weht es plötzlich durch die hohen Eichen, und der Riese steht vor ihm. „Alter," spricht er, „bist hungrig und durstig, willst mitessen und mittrinken? Sei nicht blöde! komm! Dir soll ein köstliches Mahl werden!"

Mancher Schnurrbart würde sich nicht lange besonnen haben, was zu thun sei, der Mann ging aber mit.

Eine Tafel war auf des Berges Spitze gedeckt, an derselben muß er obenan sitzen. Köstliche Speisen, dicker Reis und Grapenbraten werden aufgetragen und feines Brod. Vor ihm auf dem Tische tanzen gruppenweise in größter Eilfertigkeit kleine, daumenlange Menschen und besorgen die Aufwartung. Unter ihnen erkennt er mit Schrecken eine Bauerfrau aus seinem Dorfe. Silberne Löffel und Messer werden vor ihm hingelegt. Er soll essen, er will, köstlich ist ja die Speise; allein er kann Löffel und Messer nicht heben. Das verdrießt ihn.

*) Siehe Anmerk. 1, Seite 87 dieses Bandes.

Da kommt die alte Bauerfrau auf ihn zu und spricht: „Willst essen und kannst nicht? Armer Mensch! Der Dir gegenüber sitzt, hindert Dich. Spei ihm in's Angesicht, so wird's Dir gelingen mit Messer und Löffel!"

Er zögert, aber der Reis ist braun gezuckert, der Pfannkuchen fett und das Schwarzsauer duftet lieblich. Er ermannt sich, hebt sich halb vom Stuhle und speiet dem gehässigen Gegner in's Angesicht.

Da faßt ihn plötzlich ein Sturmwind und wirft ihn rücklings den Berg hinab, daß die veralteten Glieder zerschellen und er ohnmächtig daliegt. Reisende treffen ihn am andern Morgen und bringen ihn nach Hause. Lange muß er krank liegen.

So rathen Hexen.

Der Knabe auf dem woldegker See.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Eines Tages spielte am Ufer des woldegker Sees ein Knabe und kam auf den Einfall, sich auf einem Bunde Schilf dem Wasser anzuvertrauen und am Ufer hin und her zu fahren. Gedacht, gethan. — Bald trieb das leichte Schifflein mit seinem kühnen Schiffer vom Ufer ab, und es behagte dem Letzteren gar wohl auf dem flüssigen Elemente.

Aber auf einmal erhob sich ein heftiger Sturm und trieb das wankende Bündlein mit dem jungen Menschenleben in die Mitte des auf und nieder wogenden Sees. Der Knabe schrie aus Leibeskräften um Hülfe, aber, obwol Leute in der Nähe waren und seine Lebensgefahr sahen, so fand sich doch Niemand

zu seiner Rettung bereit, denn der Sturm wüthete fürchterlich und die Wellen tobten entsetzlich.

Da faltete der Knabe seine Hände und sang in seiner Todesangst das schöne Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" ꝛc.

Und siehe da, er wurde wunderbar gerettet, denn das Schilfbündlein trieb an's jenseitige Ufer und der Knabe kam unversehrt an's Land, woselbst sich schon eine große Menge Menschen eingefunden hatte, die mit ihm Gott für dies Wunder dankten.

Die Dreiwalls- oder Teufelshöhle bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Auf dem sogenannten großen Walle bei Rostock, zwischen dem Stein- und dem Kröpelinerthor, und zwar in der Nähe des letztern befindet sich die sogenannte Dreiwallsbastion. Der von dem obersten Walle derselben eingeschlossene innere Raum wird fast ganz von einer sehr tiefen und abschüssigen, D-förmigen Wassergrube eingenommen, die man gewöhnlich mit dem Namen „Düwelskuhl" — Teufelskuhle — auch Dreiwallsgrube bezeichnet.

Von dieser Grube erzählt man, daß hier vordem ein Schloß gestanden habe. Dies sei aber in Folge einer Verwünschung in die Erde versunken und so zugleich auch das Wasser entstanden. Von dem Schlosse wähnt man, daß es noch in der Tiefe stehe, doch so tief, daß die Thurmspitzen nicht über das Wasser hervorragen können. Das Dasein der letztern sollen die Fischer jedesmal beim Fischen, was indeß selten dort geschieht, zu ihrem

Schaden durch das Zerreißen ihrer Netze gewahr werden. Sonst erzählt man sich von dem Wasser noch, daß es unergründlich sei, mit der Ostsee in unmittelbarer Verbindung stehe und nie an Menge abnehme.

Dies letztere hat freilich in neuerer Zeit die Erfahrung widerlegt. Seitdem nämlich eine Brennerei ihren Wasserbedarf durch einen Leitenstrang aus dieser Grube bezieht, hat sich der Wasserstand merklich gemindert.

Jährlich einmal, so geht weiter die Sage, läßt sich auf dem Wasser eine silberne Schüssel und ein silberner Löffel sehen, und soll dies in der Mittagsstunde des Johannis- oder, wie Andere meinen, des Neujahrstages geschehen.

Ferner erzählt man sich in Rostock mit Bezug auf die genannte Grube Folgendes:

Vor Jahren wurde einmal Rostock während eines Krieges von den Preußen bedroht und später auch genommen. Damals strotzten noch die Wälle der Stadt von prächtigen, schweren Kanonen. Um diese nun den Feinden nicht sämmtlich in die Hände fallen zu lassen, so schob man die besten und brauchbarsten, und unter ihnen die berühmte „lang' Greet",*) in diese Grube, wo sie noch liegen, weil spätere Versuche, sie wieder herauszufischen, mißglückt sind.

Wovon übrigens die mehrerwähnte Grube den Namen „Düwelskuhl" bekommen, und ob derselbe mit dem Versinken des Schlosses etwas zu thun hat, oder ob er seine Entstehung den bei dieser Grube leider so häufig vorgekommenen Selbstmorden und Unglücksfällen verdankt, darüber verlautet, so viel Einsender weiß, nichts Gewisses.

*) Lange Margaretha.

Das untergegangene Dorf Granzendorf bei Tessin.

Nicht weit von Walkendorf bei Tessin hat früher das große Dorf Granzendorf gelegen. Längst ist dasselbe aber schon untergegangen; keine Spur ist mehr davon vorhanden, und nur die Sage erzählt uns von dem ehemaligen Dorfe und zeigt uns den Ort, wo es gestanden.

Die Bewohner von Granzendorf waren hiernach schlechte, böse Leute, die Alles nahmen und raubten, was ihnen gefiel und was sie nur immer habhaft werden konnten. So war es ihnen denn auch möglich geworden, bei Nacht und Nebel aus der nahen Kirche zu Walkendorf eine Glocke zu stehlen und dieselbe in ihrem Kirchthurme aufzuhängen, wo sich bis dahin noch nicht eine solche befunden hatte.

Dieser Kirchenraub sollte ihnen aber theuer zu stehen kommen. Es brach nämlich einmal in der Nacht plötzlich Feuer in Granzendorf aus. Gewaltig stürmte der Wind und fachte das gierige Element auf das Erschreckendste an, so daß bald das ganze Dorf in lichten Flammen stand.

Vergebens zog man die Sturmglocke, um die Bewohner der Umgegend zu Hülfe und Rettung herbeizurufen; aber Niemand hörte sie, denn, oh Wunder, die geraubte Glocke schwieg und wollte, so viel man sich auch anstrengte und abmühte, keinen Ton von sich geben.

Und so blieben denn die entsetzten Bewohner Granzendorfs in ihrer größten Noth und Angst ganz allein auf sich angewiesen, und bald war das große, schöne Dorf nur noch ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen. Nichts war von

demselben übrig geblieben, als nur der Kirchthurm mit der geraubten Glocke.

Die armen Abgebrannten erkannten jetzt diesen sie so schwer getroffenen Schicksalsschlag mit Recht als eine wohlverdiente Strafe des zürnenden Gottes, ob ihres schlechten Lebenswandels, ihres Glockendiebstahls und all ihrer sonstigen vielen Sünden, an. Deshalb wanderten sie auch sämmtlich fort von dem Schauplatze ihrer bisherigen Missethaten und siedelten sich in andern Dörfern und Gegenden wieder an.

Ehe sie jedoch gingen, nahmen sie die freventlich geraubte Glocke von dem Thurm und versenkten sie in den granzendorfer See, um dadurch, wie sie meinten, wenigstens in etwas ihr schweres Verbrechen zu sühnen.

Oede und wüst blieb lange Zeit die Dorfstelle; kein Mensch wagte sich ihr zu nahen, geschweige sich dort wieder aufzubauen. Und so verfiel denn auch der vom Feuer allein verschont gebliebene Kirchthurm immer mehr, bis er endlich ganz einstürzte. Dorn und wildes Gesträuch überwucherten bald die ganze Gegend, und eine neue Erdschichte bildete sich nach und nach über der alten Brandstätte.

Jetzt durchfurcht der Pflug des Landmannes den Boden und üppige Saatfelder zieren den Ort, wo einst das alte Dorf Granzendorf stand.

Die versenkten Glocken ruhen noch immer in der Tiefe des granzendorfer Sees. Alle Johannismittage soll man sie läuten hören können, wenn man alsdann nämlich ein weißes Taschentuch in dem See auswäscht.

Der versunkene Hof unweit Wichmannsdorf bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Auf der Feldmark Wichmannsdorf bei Kröpelin nahe an den niendorfer Tannen ist eine Wiese, die Segg'-Wiese genannt.

Von dieser erzählen hier alte Leute, daß auf der Stelle in ihrer Jugend noch ein kleiner See gewesen ist, dessen Tiefe sie nicht haben ergründen können, so oft und auf so verschiedene Weise sie es auch versuchten.

Es nimmt die Alten jetzt freilich sehr Wunder, wie diese grundlose Tiefe so schnell zu einer prächtigen Wiese hat werden können; aber noch räthselhafter ist es ihnen, daß die Oberfläche so fest ist, daß sie mit Heu beladene Wagen trägt.

Die Sage weiß aber noch viel Merkwürdigeres von diesem Orte zu berichten und zwar Folgendes:

Da, wo jetzt die sogenannte Segg'-Wiese ist, lag vor alten Zeiten ein Hof. In der letzten Zeit des Daseins desselben bewohnte ihn ein Besitzer, dessen Wohlhabenheit weit und breit bekannt war. Er suchte auch seinen Mammon mit einem Eifer zu mehren, der bald in Geiz ausartete. Besonders war es aber seine Frau, die kein Mittel scheuete, den Reichthum zu vergrößern. Erst recht karg war sie mit dem Abgeben dessen, was sie einmal besaß. Für ihres Nächsten größte Noth hatte sie kein warmes Herz, und jeder Bettler wurde unbarmherzig und mit harten Worten aus der Thür gewiesen.

Da nur selten Dienstleute zu ihnen in Dienst zogen, und sie überhaupt deren auch so wenig als nur irgend möglich hielten, so kam es in Zeiten, wo es bei der Feldwirthschaft viel zu thun gab, häufig vor, daß der Hausherr sämmtliche Leute ins

Feld nahm, und die Frau somit dem Hauswesen allein vorzustehen hatte.

An einem solchen Tage kam einmal ein alter armer Mann zu ihr und bat um eine milde Gabe. Sie wies ihn gewohnter Weise ab und erklärte, sie habe nichts für ihn und dazu auch keine Zeit, ihm etwas zu holen.

Da der alte Mann nicht nachließ zu bitten und bemerkte, daß er auch mit dem kleinsten Stücklein Brod fürlieb nehme, gab sie zur Antwort, daß das Brod noch im Backofen sei; Fleisch habe sie auch nicht recht und Geld gar nicht.

Der Bettler entblößte jetzt auch seine dürren Hände und hing die Handschuhe auf die Lehne eines bei ihm stehenden Stuhles. Dann faltete er seine Hände und bat unter Thränen, ihm doch eine kleine Gabe zu schenken; denn er habe eine alte kümmerliche Frau zu Hause, die vor Hunger fast verschmachten müsse.

„Doa upp denn'n Hof lop'n väl Häuna," sagte er zuversichtlich, „gewiß hemm'n Sei väl Eia! Dei leiv Gott ward't Sei rieklich geseg'n!"*)

„„Ick hev kein!"" schrie das Weib voll Zorn. „„Wenn'k ein Ei in'n Huus hev, wick mit mienen ganzen Hof in dei Jer sink'n!""**)

Der arme Mann sah und hörte in dem Augenblick nichts mehr; er fühlte nur, wie etwa eine unsichtbare, überirdische Macht ihn erfaßte und forttrug.

Als er sich von seinem Schreck soweit wieder erholt hatte, daß er auf seinen Füßen ruhig stehen und um sich sehen konnte,

*) „Da auf dem Hofe laufen viele Hühner, gewiß haben Sie viele Eier! Der liebe Gott wird es Ihnen reichlich segnen!"

**) „„Ich hab' keine! Wenn ich ein Ei im Hause habe, will ich mit meinem ganzen Hof in die Erde sinken!""

befand er sich noch in derselben Gegend, stand aber vor einem kleinen See, der sonst nicht da gewesen war, und auf der Oberfläche desselben schwammen ein Stuhl und eine Tonne mit Eiern, die der Wind auf ihn zutrieb. Als diese Gegenstände ihm nahe kamen, sah er, daß seine Handschuhe auf der Stuhllehne hingen. Er nahm sie herunter und wanderte nachdenkend und traurig seine Straße.

Der Hof hatte, deß war er sicher, auf der Stelle gestanden, die jetzt der kleine See bedeckte.

Das Teufelsgitter um den Taufstein in der St. Marien-Kirche zu Wismar*).

(Von C. Struck zu Dargun.)

Mehrere Freunde saßen an einem Winterabende gemüthlich bei einander und plauderten von ihrer lieben Vaterstadt Wismar. Sie gedachten der vielen Nöthen, welche die Stadt in Kriegszeiten erfahren hatte und waren so, ehe sie noch wußten wie, auch auf die prächtigen Kirchen gekommen, die Zeugniß ablegen von dem frommen Glauben der Väter. Besonders war es die Marienkirche, die vielen Stoff zur Unterhaltung gab. Da nahm einer der Freunde das Wort und sprach: „Ihr kennt

*) Obgleich schon Seite 127 zweiten Bandes eine Sage über dies Teufelsgitter von mir mitgetheilt worden ist, so lasse ich doch auch jetzt noch die mir später hierüber gewordene Erzählungsweise nachfolgen, da sie anders lautet und wesentlich von der ersteren abweicht.

Der Herausg.

alle den Taufstein mit der kunstreichen eisernen Umkettung, schwerlich aber die Sage von ihrer Entstehung.“ Alle baten, um die Erzählung, rückten die Stühle näher, und der Freund begann:

„Es war im Jahre 1344, da hatten die Schlösser zu Wismar gar viele Arbeit, denn manches Schloß und mancher Riegel mußte geliefert werden für das Innere der St. Marienkirche. Die meiste Arbeit aber hatte der Schlösser Velten, denn er galt für einen geschickten Arbeiter, der eine Ehre darin suchte, die schönsten Schlösserarbeiten zu liefern. Was nicht aus seiner Werkstatt hervorging, das war nicht gut; mithin konnte es auch nicht fehlen, daß er Arbeit die Hülle und Fülle hatte. Seine vier Gesellen schmiedeten und feilten den ganzen Tag und konnten doch nicht so viel beschaffen, als verlangt wurde, daher denn auch der Meister tüchtig mitarbeiten mußte. War dieser nun auch reich, so schämte er sich doch der Arbeit nicht, wie dies so viele heutigen Tages thun, er setzte vielmehr ordentlich eine Ehre darin, der Erste und Letzte bei der Arbeit zu sein.

Seine wackere Hausfrau war ihm schon längst gestorben, und von allen Kindern war ihm nur die achtzehnjährige Mechtild übrig geblieben. Diese war des Meisters Augapfel, und wie konnte es auch anders sein, denn sie besorgte die Küche und hielt das Haus rein und sauber. Aber nicht blos der Vater hatte sie lieb, sondern Jeder, der sie kannte. Aus ihren blauen Augen sprach so recht die große Innigkeit ihres Gemüths, ihr blondes Haar stand gar lieblich zu den rothen Wangen, und ihr züchtiges Wesen nahm Jedermann für sie ein.

In der Werkstatt war der sonderlichste Geselle von allen Kurt. Der Meister hatte ihn als Kind zu sich genommen, weil die Eltern ihm früh gestorben waren. Zwei Jahre arbeitete

er schon bei seinem Lehrmeister als Gesell, und er war nicht blos ein fleißiger Arbeiter, sondern in seinem Gewerk auch wohl erfahren, denn er ersann die kunstreichsten Schlösser. Früher war er ein munterer Bursche, sang bei der Arbeit ein fröhlich Lied, was der Meister gern geschehen ließ, denn er rührte dabei desto schneller die Feile. Seit einem Jahre war er aber ganz anders geworden. Freilich war er fleißig, ja er arbeitete noch mehr denn zuvor, aber seine Einsylbigkeit wurde so groß, daß er die Fragen seiner Mitgesellen selten beantwortete. Nur wenn Mechtild kam, um zum Frühstück oder Mittag zu rufen, dann schaute er wol auf und sah die liebe Maid mit so seelenvollen Blicken an, daß man auf den ersten Blick wußte, wie theuer sie seinem Herzen war.

Sein stilles Wesen hatte auch seinen guten Grund. Denn als er und des Meisters Tochter vor einem Jahre, nach der Messe, traulich im Garten standen und sich offenbarten, wie lieb sie einander hatten, da trat Velten hervor und sprach zu Kurt: „Du bist ein tüchtiger Gesell und wohlerfahren in Deiner Kunst, aber meine Tochter ist für Dich zu hoch gewachsen. Könntest Du ihr 100 Goldgülden zum Mahlschatz bringen, dann ließe sich die Sache hören, so aber kann nichts daraus werden; darum laß fernerhin ab, das Herz meines Kindes zu bethören, wo nicht, so mußt Du mein Haus räumen."

Das Haus aber konnte Kurt um keinen Preis verlassen, darum hielt er sich nach des Meisters Worten. So wurde er still und verschlossen, denn er dachte nur an Mechtild und an die 100 Goldgülden.

An einem Festtage ging Kurt in Gedanken versunken ins Feld hinaus. Früher freute er sich über jede Blume am Wege, heute aber sann er darauf, wie es anzufangen sei, reich zu werden. So war er bis an den Galgenberg gekommen, als ihm

Jemand von hinten auf die Schulter klopfte und ihn fragt: „Warum so traurig, junger Gesell!“

Er drehte sich um und sah einen feinen Herrn, der aber in seinem Gesicht keine Zutrauen erweckende Mienen zeigte. Unwillig, gestört zu sein aus seinen Zukunftsplänen, wollte er schon weiter gehen, als der fremde Herr ihm den Grund seines Kummers aufdeckte.

Kurt war freilich darüber erstaunt, aber der Fremde sprach ihm so liebreich zu, daß er ihm endlich ohne Hehl seinen Kummer aufdeckte.

„Du jammerst mich,“ sprach der Herr, „aber so Du nur willst, so will ich Dir helfen. „Morgen,“ so redete er weiter, „werde ich zu Deinem Meister gehen, um bei ihm ein Gitter um den Taufstein in St. Marien zu bestellen, doch wird er die Arbeit nicht übernehmen, da sie aus einem Stücke geflochten sein soll. Da trete Du denn kühn hervor, lasse Dir den Riß zeigen und sprich: „Meister, um Verlaub, ich getraue mir die Arbeit zu übernehmen!“ Vollendest Du diese vom Hahnenschrei bis Nachts 1 Uhr, dann sind 100 Goldgülden Dein Lohn, wo nicht, so bist Du mein!“

Bei dieser Rede ward dem Kurt ganz angst und bange, denn er wußte nun deutlich, daß es der Teufel sei, welcher mit ihm redete. Erst zauderte er noch, doch Meister Urian wußte ihm den Besitz der holden Mechtild so reizend zu schildern, daß er endlich darein willigte.

Der Böse holte nun den Contract aus der Tasche, und Kurt unterschrieb mit seinem eigenen Blute.

Am Dienstag früh begab sich unser Geselle nach der Kirche und schlug seine Werkstatt in einem Seitengewölbe auf. Ehe er jedoch an sein Werk ging, betete er laut ein Vaterunser; still für sich aber zu Gott um Vergebung seiner Sünde und um

Hülfe zu seinem Werk. Darauf glühete er die Stangen, bog, schmiedete, feilte, maß die einzelnen Theile nach der Zeichnung, und erst gegen Abend erquickte er sich durch Speise und Trank.

Bald war er wieder in voller Thätigkeit, seine Kräfte schienen riesenmäßig zu wachsen, je mehr er das Werk gefördert sah. Gegen 10 Uhr Abends stellte er das Gitter um den Taufstein auf und hämmerte tüchtig darauf los. Doch so flink und frisch er sich auch rühren mogte, die Zeit schwand immer mehr. Zwölf hatte die Uhr schon lange geschlagen, nur noch ein Stift war umzunieten, dann die Arbeit vollendet und der Preis sein.

Da hörte er, wie die Uhr Eins ansagte, aber dies nicht allein, sondern auch ein Getöse wie Sturmgeheul, das immer näher kam. Er sah auf, und siehe, der Teufel schwebte in leibhaftiger Gestalt mit grinsendem Gesicht über ihm, in der einen Hand den Contract, in der andern den Beutel mit dem versprochenen Lohn. Arbeiten konnte er nicht mehr, schon glaubte er sich in des Satans Händen, da fiel ihm zu guter Stunde ein das Gebet: „Errette uns aus der Gewalt des Teufels!" Und er rief an in dieser Noth Gott, Jesum und die heilige Jungfrau. Da schlug es Eins vom Thurme. Ein furchtbares Geheul ertönte durch die weiten Räume der Kirche, dann hörte er einen schweren Fall und fort war seine Besinnung.

Kaum dämmerte der Morgen, da erwachte Kurt aus seiner Ohnmacht, neben sich sah er seine Verschreibung und den Beutel mit den 100 Goldgülden liegen. Sofort ging er zu einem Priester, beichtete und bekam Vergebung seiner Sünden.

Bald verbreitete sich das Gerücht von der wunderbaren Errettung des Gesellen aus Teufels Hand durch die ganze Stadt. Dem Meister aber ging's zu Herzen, er gab dem fleißigen Gesellen sein lieb Töchterlein zum Weibe.

Kurt fertigte noch manch schönes Schlösserwerk für St.

Marien an, vergaß nie des Gebetes und lebte mit seiner Mechtild in glücklicher Ehe viele Jahre. Das Gitter hieß aber von Stund an das Teufelsgitter und heißet also bis auf den heutigen Tag."

Die Freunde gaben sich die Hand, wünschten einander gute Nacht; aber die Sage von dem Teufelsgitter konnten sie nicht wieder los werden, sie sprach noch oft zu ihnen: „Das Gebet verscheucht den Teufel."

Das bleiche Mädchen von Rostock.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

An der Marienkirche in Rostock war vor vielen Jahren einmal ein Küster, der es sich bequem machte und die Betglocke von seinem Dienstmädchen stoßen ließ. Das geschah, sowol im Winter als auch im Sommer, des Morgens um 6, des Mittags um 11 und des Abends um 5 Uhr, und so ist es auch noch heutigen Tages Gebrauch.

Von 100 Mädchen hätten das wol kaum 10 gethan, namentlich nicht im Winter, wo es ja des Abends und Morgens um diese Zeit noch völlig dunkel ist. Dazu hing der Glockenstrang mitten in der Kirche.

Aber des Küsters Mädchen war beherzt und wußte nichts von abergläubischer Furcht. Sie dachte: „Was die Leute von Spuk und Gespenstern erzählen, ist eitel Thorheit; wer nur auf Gottes Wegen wandelt, der kann alle Wege und Stege zu jeder Zeit und Stunde gehen, ihm wird nichts Ungewöhnliches begegnen."

Dieses Mädchen war verlobt mit einem Schustergesellen aus der Stadt. Als derselbe ihr im Winter eines Abends

einen Besuch machte, und die Zeit des Betglockenstoßens nahe war, da meinte er: das sei doch wirklich keine Kleinigkeit, so allein im Dunkeln in die Kirche zu gehen; er würde sich nie dazu entschließen.

Das Mädchen lachte recht herzlich über seine Aeußerung und entgegnete: wenn's sein müsse, werde sie sich um Mitternacht ohne jegliche Begleitung dahin begeben.

Der Liebhaber schwieg, nahm sich aber vor, sie bald einmal auf die Probe zu stellen, um zu sehen, ob sie wirklich nicht furchtsam sei.

Als das Mädchen sich darauf, wie gewöhnlich, am folgenden Abend in die Kirche begeben hatte, schlich der Bräutigam, in einen Bettlaken gehüllt, ihr nach und suchte sich durch Gepolter und Gewinsel bemerklich zu machen. Sein Hund, ein großer, schwarzer Pudel, war ihm gefolgt, ohne daß er es wußte.

Das Mädchen gewahrte denn auch bald eine weiße Gestalt, die, von einer schwarzen mit glühenden Augen verfolgt, langsamen Schrittes auf sie zukam. Sie erschrak nicht wenig, nahm aber all ihren Muth zusammen und rief, als beide Gestalten schon ganz in ihrer Nähe waren: „Swartpoot, griep Wittpoot! Wittpoot, griep Swartpoot!" *)

Und so wie sie diese Worte gesprochen hatte, da jagten beide Gestalten wie toll hinter einander her, daß es kein Ende nehmen wollte.

Das Mädchen aber entfernte sich schleunigst aus der Kirche und warf die Thür hinter sich zu. Von dem Schreck aber, den ihr der unbesonnene Scherz ihres Geliebten eingejagt, hatte sie ihre frischrothe Gesichtsfarbe verloren. Sie war von Stund an schneeweiß im Gesicht und nach drei Tagen eine Leiche.

*) „Schwarzfuß, greif' Weißfuß! Weißfuß, greif' Schwarzfuß!"

Ihr Bräutigam dagegen und sein Hund wurden am andern Morgen todt in der Kirche gefunden.

Die Eltern des Mädchens waren längst verstorben und hatten ihr nichts hinterlassen, als nur die Worte: „Vertraue auf Gott! Er, der Vater der Waisen, wird dich nicht verlassen.“ Auch sie hatte während ihrer Dienstjahre nichts erübrigen können. Als man sie nun wie eine Arme ohne Sang und Klang beerdigte, was an einem Dienstag Abend um 9 Uhr geschah, da läuteten mit einem Male sämmtliche Glocken des Marienthurms, die Kirche war prachtvoll erleuchtet und die Orgel drinnen spielte mit sanften Tönen ein Sterbelied, ohne daß man die Ursache davon jemals hat ergründen können.

Von da ab schreibt sich die Sage „vom bleichen Mädchen“, und wenn späterhin am Dienstag Abend gegen 9 Uhr die Wächterglocke gezogen wurde, so hieß es in der Stadt: „Das bleiche Mädchen wird begraben.“

Jetzt wird die Wächterglocke nicht mehr gezogen, ältere Leute in Rostock erinnern sich noch sehr wohl, sie in ihren kindlichen Jahren gehört zu haben; trotzdem aber hat sich vorstehende Sage bis auf den heutigen Tag frisch im Munde der Rostocker erhalten *).

---

*) Das „bleiche Mädchen“ von Rostock ist nicht mit dem „Bleichermädchen von dort — siehe Seite 206 bis 209 ersten Bandes — zu verwechseln, obgleich beide häufig für eine und dieselbe Person gehalten und also mit einander verwechselt werden, was namentlich daher kommt, daß beide an einem Dienstag Abend begraben und sich dabei dasselbe Wunder mit den läutenden Glocken, der erhellten St. Marienkirche ꝛc. zugetragen haben soll. Eben aus diesem Grunde sagte man auch früher in Rostock, wenn an den Dienstag-Abenden die Wächterglocke gezogen wurde:

Der spukende Arbeitsmann Rossow von Klein-Kelle bei Röbel.

(Von *, Pastor zu *.)

Vor Jahren wohnte in Klein-Kelle bei Röbel ein Arbeitsmann Namens Rossow. So lange er lebte, hatte man nichts Merkwürdiges von ihm vernommen, und so wie man ihn kannte, war er ein schlichter, grader Mann und treuer Arbeiter. Weiter war nichts zu seinem Ruhme, nichts zu seinem Tadel bekannt geworden. Aber sobald er gestorben war, ergingen in der Gegend umher über ihn wunderbare Geschichten.

Fast allnächtlich, so hieß es, erscheine Rossow bald nach der Abenddämmerung bei seiner nun verwittweten Frau in seinem vormaligen Hause. In seinem Grabhügel war eine Vertiefung entstanden. Aus dieser Höhlung, die er sich gemacht habe, komme er des Abends hervor, und mache dann seine Besuchsreise in Klein-Kelle. Seine Tur nehme er dann durch die zierzow-sietowsche Fuhrt und über die Grenzbrücke.

Es scheint also, als wenn die Geister auch nicht lieben, den geraden Weg durch Wiesen und über Wassergräben zu passiren, sondern lieber auf gebahnten Wegen zu wandeln; oder mogten auf zierzowschem Gebiete, wo die Geister schon aus früherer Zeit manchen Verkehr getrieben haben, die Unterhaltungen mit dort vielleicht noch weilenden Geistern dem wandelnden Geiste Rossow interessant sein?

„Das Bleicher- oder das bleiche Mädchen wird begraben!" — Zur Sage vom Bleichermädchen habe ich hier also auch noch nachträglich die Berichtigung hinzuzufügen, daß jetzt nicht mehr, wie dort irrthümlich von mir angegeben, das abendliche Geläute in Rostock stattfindet. —

Der Herausg.

Es erzählt nämlich die Sage, eine weiße Dame erscheine in nächtlicher Weile auf der Grenzbrücke zwischen Sietow und Zierzow. Auch eine Frau erzählte mir, als sie als Mädchen zu Zierzow bei ihren Eltern sich aufgehalten habe, da wäre, wenn sie zum Krautschneiden ausgegangen wäre, oftmals ein Hase gekommen — nämlich kein natürlicher Hase — und hätte sich ihr auf den Rücken gesetzt. Sie hätte ihn nicht blos gefühlt, sondern auch wirklich gesehen, wenn er von ihrem Rücken herabgesprungen sei. Selbst mein ruhiges, gelassenes Reitpferd schien fast auch einmal von einem Geiste in große Furcht gesetzt zu sein. Ich ritt um etwa 10 Uhr Abends in die zierzowsche Fuhrt hinein, und ohne daß ich die Gestalt eines Menschen oder eines Thieres wahrnehmen konnte, schoß mein Pferd furchtsam zusammen und setzte sich in einen gestreckten Galopp. Es war fast, als wenn diese Angst von einem mir unsichtbaren Wesen über das erschreckte Thier gekommen war. Mogte es nun Rossow oder ein anderes Gespenst sein, das mich neckte, genug es wäre eine Bestätigung für die gewöhnliche Meinung, daß auf dieser Straße die Geister ihren Verkehr trieben.

Unser Rossow sollte nun auch dieses Weges gewandelt sein, und es soll uns auch weiter nicht kümmern.

Zu Klein-Kelle in seinem frühern Hause erschien Rossow aber nun nicht als ein freundlicher Gast, nein vielmehr polternd, neckend trat er dort auf. Durch allerlei Geräusch zeigte er seine Gegenwart an. Er klopfte an die Thüren, an die Fenster, klingte an einer Kette, womit die Hausthüre von innen zugehangen zu werden pflegte, rumorte unter den Kesseln, stieß stehende Sachen um, klopfte wol gar mit der Axt, am liebsten aber setzte er sich auf das Spinnrad seiner Frau und auf das Spinnrad der Frauenschwestertochter, welche nach seinem Tode noch im Hause geblieben war. Die Spinnräder gaben

dann einen ganz eigenthümlichen Ton an, und dann hieß es: „Nu sitt hei all werra up dat Spinnrad!“*)

Die Nachbaren kamen nicht blos, um Zeugen dieser wunderbaren Begebenheiten zu werden, sondern auch aus benachbarten Ortschaften gingen Leute dorthin, um sich von der Wirklichkeit der Erscheinungen zu überzeugen; und nicht blos im Kreise der niedrigen Stände, sondern auch in vornehmen Häusern ward der Name Rossow bekannt. Der Sekretär vom groß-kellschen Hofe, wozu Klein-Kelle gehört, war sogar veranlaßt, mehrere Male sich in das rossow'sche Haus zur Abendzeit zu begeben; doch vor diesem Manne hatte der Geist Rossow Respekt. Vielleicht war ihm bange, von diesem Manne vor Gericht gezogen zu werden. In Gegenwart dieses Mannes ließ er auch kein einziges Zeichen seines Anwesens laut oder sichtbar werden.

Wie lange nun Geist Rossow sein Wesen in seinem vormaligen Hause getrieben hat, weiß ich nicht mehr anzugeben; aber ich weiß, ein Bauer aus Sietow war ersucht worden, einen sogenannten Geisterbanner zu holen, der einen rumorenden Geist, der vielleicht der Geist Rossow sein mogte, zur Ruhe bringen sollte.

Es hatte dieser gefällige Bauer den Wundermann zu Pferde geholt; aber beinahe hätte diese Gefälligkeit ihm ein großes Unglück bringen können. In der Nähe des Geistes passirten beide Reiter eine hohe Brücke. Der Geist mogte ahnen, was ihm geschehen sollte. Wie der Bauer zuerst mit seinem Pferde auf die Brücke kommt, bäumt sich sein Pferd und wirft den Reiter ab. Ein glücklicher Sandreuter war jedoch der abgefallene Reiter noch geblieben. Der Fall vom Pferde

*) „Nun sitzt er schon wieder auf dem Spinnrade!“

hatte ihm noch keinen Arm und kein Bein gekostet, auch keine Wunde gebracht. Sein entlaufenes Roß ließ sich glücklicherweise wieder ergreifen, und der abgefallene Reiter schwang sich wieder auf dasselbe hinauf. Er führte nun seinen Banner hin an den Ort, wo der Geist hausen sollte.

Ernst und feierlich umkreisete der Geisterbanner zuerst den Geist, und nachdem er ihn zuvor in seinen Kreis gebannt hatte, nahm er seine Ruthe, peitschte damit seinen Geist, schloß immer engere Kreise um ihn, und als der geängstete Geist zuletzt seines Bleibens nicht mehr wußte, hielt sein Peiniger, der mächtige Banner, ihm eine offene Flasche hin. In seiner Angst wußte der arme Geist nicht anders wohin zu entfliehen. Er schlüpfte in die Flasche, aber da war er gefangen. Der Banner hatte schon einen Pfropfen zur Hand, und steckte ihn schnell auf die Flasche. Nun konnte der Geist nicht mehr entkommen.

Der Banner trug nun seine Flasche zu einem tiefen Sumpf und versenkte sie allda.

Da mag der Geist in seiner Flasche nun unruhig genug toben, doch die Welt hat Ruhe vor ihm, bis er einst noch einmal aus seinem Kerker erlöset werden mag.

So einfach aber auch der Arbeitsmann Rossow in seinem irdischen Leben auftrat, so wollten später doch Einige an ihm was Außerordentliches bemerkt haben. Man wollte nämlich wissen, er habe in seinem Koffer einen Dühmk, ein dämonisches Wesen, gehabt, das ihm bei seinen Arbeiten und Geschäften fleißig geholfen habe. Zu diesem Dühmk hin gingen, so meinte man nach seinem Tode, die nächtlichen Wanderungen, und weil Rossow demselben seine Seele verkauft habe, so habe er auch keine Ruhe in seinem Grabe gehabt.

Der spukende Tabend auf dem Wege zwischen Neuenkirchen und Staven bei Neu-Brandenburg.

Aehnliches, wie bereits auf Seite 43 bis 47 des ersten Bandes von Alt- und Neu-Rehse bei Penzlin mitgetheilt worden, soll sich früher auch auf dem Wege zwischen Neuenkirchen und Staven bei Neu-Brandenburg zugetragen haben.

Auch hier wandelte, wie die Sage erzählt, viele Jahre hindurch ein Ruheloser, der in seinem Leben immer gar hart, unfreundlich und stolz gegen seine Nebenmenschen gewesen war und, statt „guten Abend," stets nur „Tabend" *) zu den Leuten gesagt hatte. Zur Strafe hierfür konnte er nach seinem Tode keinen Seelenfrieden erlangen und mußte allabendlich von Neuenkirchen — wo er bei seinen Lebzeiten gewohnt hatte — bis zum Kreuzwege bei Staven ruhelos auf und nieder wandern. Begegnete ihm dann Jemand, so rief er demselben schon von ferne mit hohler Geisterstimme sein schauriges „Tabend!" zu, so daß es Einem angst und bange werden konnte. Jedermann vermied es deshalb auch zur Abendzeit diesen Weg zu wandern und machte lieber einen Umweg, um nur nicht mit „Tabend" — wie man den Spukenden allgemein zu nennen pflegte — zusammen zu treffen; denn Alles fürchtete sich vor ihm.

Nun begab es sich, daß einmal ein Einwohner von Neuenkirchen die Taufe seines Erstgeborenen durch einen großen Schmaus festlich beging. Unter den vielen Eingeladenen befand sich auch ein Bauer aus Roga bei Friedland. Als es

*) „Abend!"

Abend geworden sattelte dieser sein Pferd, um wieder nach Hause zu reiten. Vergebens bat man ihn zu bleiben, aber er konnte und wollte nicht, denn wichtige Geschäfte warteten seiner daheim.

Der Bauer schwang sich also auf's Pferd und ritt der gewöhnlichen Straße nach Staven zu. Als der ihn vom Hofe begleitende Kindtaufsvater dies sahe, rief er ihm warnend nach, einen andern Weg zu nehmen, Tabend könne ihm sonst begegnen. Der Rogaer aber drehte sich auf seiner Stute um und antwortete: „Wat geht mie Tabend an; ick ried mienen Weg und Tabend geht sienen Weg!"*) und damit gab er seinem Rosse einen Klapp mit der Weidengerte und trabte gemüthlich dahin.

Bald hiernach begegnete dem kühnen Bauersmann auch wirklich der Geist und kreischte ihm wiederholt sein „Tabend!" zu. Der gute Rogaer aber ließ sich hierdurch nicht in's Bockshorn jagen, sondern erwiederte ruhig und gefaßt: „Einen guten Abend bescheert uns der liebe Gott!"

„„Gott Lob! nun bin ich erlöst; um diese Worte habe ich schon so lange Jahre herum wanken müssen!"" rief freudig der Ruheloſe aus und zerfloß vor den Augen des Bauern in Nebel.

Seit dieser Zeit ist der Spuk verschwunden, und nie hat man ihn hiernach wieder gehört und gesehen.

*) „Was geht mich Abend an; ich reite meinen Weg und Abend geht seinen Weg!"

Die Kinderkuhle bei Dömitz.

(Von L. Kreutzer zu Parchim.)

In jener Zeit, da noch die Hexenprozesse in Deutschland, also auch in unserem lieben Mecklenburg, ihre traurige Rolle spielten, lebte in Dömitz eine Jungfrau, die allgemein geachtet und geehrt war. Sie besaß eine für die damalige Zeit außergewöhnliche Geschicklichkeit in Verfertigung allerlei kleiner Kunstsachen.

Die Kinder hingen mit Liebe an die sittige, sanfte Jungfrau und lernten wunderbar schnell selbst die kleinen Spiel- und Putzsachen verfertigen, wenn die Jungfrau sie darin unterrichtete. Das war der Dummheit unbegreiflich. Mit rechten Dingen könne so etwas nicht zugehen, meinte man.

Die Jungfrau wurde gerichtlich eingezogen und sollte bekennen, daß sie mit dem Bösen im Bunde stehe. Sie betheuerte, beschwor ihre Unschuld. Aber die Folter bewies ihre Kraft und erpreßte aus der Unglücklichen das Geständniß der Zauberei.

Doch damit waren die Blutmenschen nicht zufrieden. Die Arme mußte auch bekennen, daß auch die unschuldigen Kindlein in die Kunst der Zauberei eingeweiht seien.

An einem Morgen schleppte man die vermeintliche Hexe mit den unschuldigen Kleinen aus der Stadt, begleitet von einer großen Menschenmenge. An einem ziemlich großen Teiche machte der Zug Halt. Der Scharfrichter trat hervor, und den unglücklichen Geschöpfen wurden eines nach dem andern die Adern geöffnet, und ihr purpurrothes Blut rieselte hinab in den Teich, bis alle verbluket waren.

Das ist die „Kinderkuhle" bei Dömitz, dicht hinter der sogenannten neuen Schleuse.

Der Sage nach sind in jüngerer Zeit in demselben Wasser sieben Kinder, die Confirmanden aus den beiden Dörfern Polz und Schmölen, ertrunken.

Bei den kleinsten Kindern ist die „Kinderkuhle" Gegenstand einer gewissen Verehrung, denn sie ist das Wasser, meinen sie, woraus der Storch ihre Schwesterchen und Brüderchen und sie selbst geholt habe.

Die falschen Eichen zwischen Woldegk und Göhren.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

In den Zeiten, als zu Woldegk und zu Göhren noch Burgen bestanden, lebten und hauseten einmal zwei Brüder auf denselben. Aus unbekannten Ursachen geriethen sie aber in Feindschaft mit einander und es kam sehr oft zu gegenseitigen Ueberfällen und harten Kämpfen zwischen ihren Leuten, wobei viel Blut vergossen wurde.

Endlich ließ der auf Burg Göhren hausende Ritter seinem auf Burg Woldegk wohnenden Bruder Frieden anbieten und lud ihn zu diesem Zwecke auf die Grenzscheide ein, woselbst sie beide ohne Waffen und Begleitung erscheinen und sich versöhnen wollten.

Ohne Mißtrauen und nichts Arges ahnend, der vielen Fehden überdrüßig und zur Versöhnung bereit, ließ der woldegker Ritter Waffen und Begleitung zu Hause und kam zur festgesetzten Stunde an Ort und Stelle. Aber hier lauerte schon der blutgierige Bruder auf ihn, überwältigte ihn, da er wehrlos war, sehr bald und brachte ihn meuchelmörderisch um.

Zum Andenken an dieſe verruchte That wurden dort mehrere Eichen gepflanzt, von denen bis in die neueſte Zeit noch immer drei geſtanden haben.

Bei dieſen ſogenannten „falſchen Eichen" iſt es lange Zeit nicht richtig geweſen, es hat dort immer geſpukt.

Jetzt ſind die Eichen auch verſchwunden; eine Chauſſee führt von Woldegk nach Göhren und das heutige Geſchlecht wird bald nichts mehr von dieſer Sage, wie von ſo vielen andern wiſſen, da man ja leider überall ſchonungslos die alten Sagendenkmäler ausrottet.

Der ſpukende Bäcker von Parchim.

(Von A. C. F. **Krohn** zu Penzlin.)

„Menſchen, die ohne Reue geſtorben ſind, oder ſolche, die eine ſchwere, ungebüßte Sünde mit ſich in's Grab nehmen, finden dort keine Ruhe, ſondern müſſen, ſich zur Strafe und Andern zur Laſt und Plage, auch noch nach ihrem Tode auf Erden wandern," alſo behaupteten die Alten, und ſie wußten gar manche Geſchichte als Beleg dazu zu erzählen.

Hierher gehört auch die Sage von jenem Bäcker zu Parchim, der, als er geſtorben war, keine Ruhe im Grabe fand, ſondern als ſpukender Geiſt in ſeine frühere Behauſung zurückkehren mußte. Sonſt pflegt der Spuk meiſt nur während der Nacht, die keines Menſchen Freund iſt, ſein Unweſen zu treiben und am Tage Ruhe zu haben; hier aber ſchien es umgekehrt zu

sein. Auch schabernackte der Spuk weniger die Hausbewohner, als vielmehr fremde Leute.

Nicht lange nach seinem Begräbniß sah nämlich der Bäcker, wie er ehedem leibte und lebte, zum Schrecken der Vorübergehenden aus den Dachluken seines Hauses, indem er bald den Einen mit teuflischem Gelächter verspottete und verhöhnte, bald den Andern wieder mit Steinen warf und überhaupt Keinen ungeschoren vorbei ließ.

Da kam es denn in kurzer Zeit dahin, daß man das berüchtigte Haus so viel als irgend möglich mied und dadurch den Besitzer des Hauses zwang, einen Geisterbanner zur Vertreibung des Spukes kommen zu lassen. Es fand sich auch nach längerem Suchen ein in dieser Wissenschaft bewanderter Mann. Nun mußte aber dieser sich nicht recht auf seine Kunst verstehen, oder der Geist mußte auch zu schlau sein; kurz und gut, das Einfangen wollte nicht recht von Statten gehen.

Glaubte der Mann den Spuk sicher in einer Stube zu haben, wutsch, war dieser wieder aus einer kleinen unbemerkten Oeffnung entwischt, und so ging das Jagen ohne Aufhören von Stube zu Stube. Endlich hatte er ihn glücklich in eine Stube getrieben, aus der weiter kein Entkommen als durch das Schlüsselloch möglich war. Dies war einstweilen mit Papier zugestopft; nun aber mußte einer der Helfershelfer ein Lägel mit dem Spundloch davorhalten, dann zog der Banner den Papierpfropfen heraus und jagte den Geist wieder auf. Dieser gewahrte nicht sobald den Ausweg, als er auch schon hinaus, aber damit auch zugleich in sein Gefängniß hineinschlüpfte. Ehe er sich noch besinnen und wieder entwischen konnte, war das Lägel zugekorkt und somit der Geist in sicherm Verwahrsam.

Jetzt nahm der Banner seinen Gefangenen und trug ihn weit von der Stadt weg, nach dem sogenannten Fangelthurme

an dem Wege nach Strahlendorf und Lanken. Dieser Thurm stammte noch aus der Zeit der Raubritter und war nebst den sogenannten Landwehren oder Landgräben, welche die Stadtfeldmark einschlossen, zum Schutze gegen die zahllosen Räubereien errichtet.*) Nach einer alten Sage sollte sich Parchim früher bis zu diesem eine halbe Meile von der Stadt entfernt liegenden Thurme erstreckt haben.

Nach diesem Thurme nun wurde unser Bäcker gebracht und ihm dort sein Wohnsitz angewiesen, den er unter keinem Umstande verlassen sollte, und man hat auch nie wieder von ihm in Parchim selbst etwas gespürt. Dafür machte er es aber bei dem Thurme desto ärger und war durch seine tollen Streiche eine wahre Plage für die Vorübergehenden. Er warf sie mit Steinen, hockte ihnen auf den Rücken, machte den Reitern ihre Pferde scheu, warf sich auf die vorbeifahrenden Wagen und machte sie so fest, daß sie oft gar nicht von der Stelle kommen konnten. Ließ er dann endlich die Gequälten und Geneckten weiter ziehen, so verhöhnte er sie noch mit schallendem Gelächter.

Da war es natürlich kein Wunder, daß der alte Thurm bald gar arg in Verruf kam, also daß ihn Niemand ohne Noth und dann nur mit Zittern und Zagen passirte. Ja, noch vor funfzig Jahren mied man ihn, wie mir Jemand aus Parchim versicherte, so viel man nur konnte und machte sich gern einen Umweg von einer halben Stunde, um nur dem berüchtigten Thurme aus dem Wege zu gehen.

Jetzt ist der böse Geist verschwunden und wird also auch wol endlich erlöst sein.

*) Siehe hierüber auch die Sage Seite 185 u. f. zweiten Bandes.
Der Herausg.

Vom Treiben des wilden Jägers Wod in der schweriner Gegend *).

(Von J. Muſſäus, weiland Paſtor zu Hansdorf.)

Oft bellen die Hunde der Luft in finſtrer Nacht auf den Heiden, in Gehölzen, an Kreuzwegen. Der Landmann kennt ihren Führer, den Wod, **) und bedauert den Wanderer, der nun noch nicht die Heimath erreicht hat; denn oft iſt Wod boshaft, ſeltener mildthätig. Nur wer mitten im Wege bleibt, dem thut der rauhe Jäger nichts, darum ruft er auch den Reiſenden zu: „Midden in den Weg!“

Ein Bauer kam einſtmals trunken in der Nacht von der Stadt. Sein Weg führt ihn durch einen Wald. Da hört er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. „Midden in den Weg! Midden in den Weg!“ ruft eine Stimme, allein er achtet ihrer nicht.

Plötzlich ſtürzt aus den Wolken nahe vor ihn hin ein langer Mann auf einem Schimmel. „Haſt Kräfte?“ ſpricht er, „wir wollen uns beide verſuchen. Hier die Kette, faſſe ſie an! Wer kann am ſtärkſten ziehen?“

Der Bauer faßte beherzt die ſchwere Kette, und hoch auf

*) Siehe Seite 87, Anmerkung 1 dieſes Bandes.

**) Wod auch Wodan, Odin oder Othin, in alter heidniſcher Zeit eine der mächtigſten Gottheiten des Nordens, gewiſſermaßen der nordiſche Götterkönig und faſt dasſelbe, was der Jupiter oder Zeus den Römern und Griechen war. Auch als Gott des Krieges, der Jagd ꝛc. wurde Wodan vielfach von den alten Germanen oder Deutſchen verehrt und gefürchtet.

Der Herausg.

schwang sich der wilde Jäger. Indeß hatte jener sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger.

„Hast gewiß das Ende um die Eiche geschlungen?“ fragte der herabsteigende Wod.

„„„Nein,““ versetzte der Bauer, „„„sieh', so halte ich sie in meinen Händen.““

„Nun, so bist Du mein in den Wolken!“ rief der Jäger und schwang sich empor.

Der Bauer schürzte schnell die Kette wieder um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht.

„Hast doch die Kette um die Eiche geschlagen!“ sprach der niederstürzende Wod.

„„„Nein,““ erwiederte der Bauer, der sie eiligst losgewickelt hatte, „„„sieh', so halt' ich sie in meinen Händen.““

„Und wärst Du schwerer als Blei,“ rief der wilde Jäger, „so mußt Du hinauf zu mir in die Wolken.“

Blitzschnell ritt er aufwärts; aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bellten, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und schien sich seitwärts zu drehen. Dem Bauer ward bange, aber die Eiche stand.

„Hast brav gezogen,“ sprach der Jäger. „Mein wurden schon viele Männer, aber Du bist der Erste, der mir widerstand. Ich werde Dich belohnen!“

Laut ging die Jagd an: „Hallo, holla! wohl! wohl!“ Der Bauer schlich seines Weges weiter.

Da stürzt aus ungesehenen Höhen ein Hirsch ächzend vor ihn hin, und Wod ist da, springt vom weißen Rosse und zerlegt eiligst das Wild. „Blut sollst Du haben, spricht er zum Bauer, und ein Hintertheil dazu.“

„„„Herr,““ sagt der Bauer, „„„siehe, Dein Knecht hat nicht Eimer, noch Topf.““

„Zieh' den Stiefel aus!" ruft Wod. Er that's. „Nun wandre mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind."

Die Angst erleichterte Anfangs die Last, aber allmählich ward sie schwerer und schwerer; kaum vermogte der Bauer sie zu tragen.

Mit krummem Rücken, vom Schweiße triefend, erreichte er endlich seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel voll Silbergeld.

Die Erlösung eines Ruhelosen zwischen Wredenhagen und Hinrichshof bei Röbel.

Früher hat es in Wredenhagen noch keine Mühlen gegeben, und mußten die Leute von dort ihr Korn nach der nahen hinrichshöfer Windmühle bringen. Diese Mühle stand auf dem kleinen Berge, der zur Seite von Hinrichshof liegt; jetzt existirt dieselbe aber schon lange nicht mehr und nur einzelne Ueberreste deuten noch die Stelle an, wo sie sonst gestanden. Dafür giebt es augenblichlich aber zwei Windmühlen zu Wredenhagen.

Zu der Zeit nun, als die Bewohner Wredenhagens noch ihr Korn nach der hinrichshöfer Mühle bringen mußten, geschah es, daß eine Tagelöhnerfrau aus dem erstgenannten Dorfe des Abends im Zwielicht einen Sack mit Roggen nach der Mühle trug, um ihn dort abmahlen zu lassen. Da die Frau weder Brod noch Mehl mehr im Hause hatte, so mußte sie nothwendig am andern Morgen backen, und deßhalb also auch ihr in Mehl verwandeltes Korn gleich wieder mit nach Hause haben. Der Müller hatte aber gerade pressirt zu mahlen, und so mußte

die Frau noch eine ganze Zeit lang warten, bis ihr Korn an die Reihe kam.

So war es denn schon sehr spät geworden, als die Arbeitsfrau endlich, ihren Sack mit Mehl auf dem Buckel, wieder zurück nach Hause wandern konnte. Noch nicht lange war sie unterwegs, als plötzlich ein Mann hinter ihr herkam. Die gute Frau fürchtete sich recht, denn der Mann sprach kein Wort; dabei war es um Mitternacht und der Mond schien so geisterhaft, daß es ihr ganz gruselig zu Muthe wurde. Als sie bei der Koppel angekommen war — durch die der von ihr eingeschlagene Fußsteig nach Wredenhagen führte — und eben mit ihrem schweren Sacke hinüber steigen wollte, näherte sich der fremde Mann und erbot sich, da es ihr, wie er sehe, sehr schwer werde, ihr die Last etwas abzunehmen und sie eine Strecke weiter zu tragen.

Die Frau wollte dies anfänglich zwar nicht, indem sie meinte, sie könne das ja nicht verlangen ꝛc.; aber der Fremde redete ihr so freundlich zu und that so gefällig, daß sie endlich gern auf sein Anerbieten einging und ihn nun den Sack mit Mehl weiter tragen ließ.

Als sie beide also das Dorf Wredenhagen fast schon erreicht hatten, begann plötzlich der Hahn zu krähen. Beim ersten Hahnenschrei sagte der fremde Mann: „Du deist mie noch nicks!“*) Dasselbe äußerte er auch beim zweiten; als er aber den dritten Schrei vernommen, sprach er: „Nu möth ick gah'n; wat gifst mie äwa doaföhr,“ setzte er fragend hinzu, „dat ick Die't Mehl so wiet dragen heff?“**)

*) „Du thust mir noch nichts!“

**) „Nun muß ich gehen; was giebst Du mir aber dafür, daß ich Dir das Mehl so weit getragen habe?“

„„Ach,““ erwiederte die Frau, „„wat sall ick Die woll gäb'n? ick bünn ne arm Fru un heff nicks!““*)

„Du kannst mie doch wat gäb'n!“**) antwortete der Fremde.

„„Nicks Anners,““ sprach die Frau, „„as vähl schön Dank un dusend Gotts Lohn!“***)

„Gott Loff un Dank! doana heff ick all vähl Johr vergäws wankt; nu bün ick erlöst un kann endlich ruhig schlapen!“†) rief freudig bewegt der Geist aus — denn ein solcher war er — und verschwand.

Das verwünschte Schloss Gammelin in den diedrichshäger Bergen bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Vor langer, grauer Zeit stand auf einem der diedrichshäger Berge das schöne Schloß Gammelin. Die letzte Erbin desselben war eine junge schöne Jungfrau, Namens Sarah.

Sei es nun, daß sie einen Bewerber um ihre Hand ab-

---

*) „„Ach was soll ich Dir wol geben? ich bin eine arme Frau und habe nichts!““

**) „Du kannst mir doch etwas geben!“

***) „„Nichts Anderes, als vielen schönen Dank und tausend Gottes Lohn!““

†) „Gott Lob und Dank! darnach habe ich schon viele Jahre vergeblich umhergewandelt; nun bin ich erlöset und kann endlich ruhig schlafen!“

wies, der sie aus Rache mit aller ihrer Herrlichkeit verwünschte, oder hat sie, um sich der vielen zudringlichen Bewerber auf einmal zu entledigen, dem Ehestande Lebewohl gesagt, und ist dafür von der verliebten Männerwelt verwünscht worden; kurz, sie lebt jetzt seit vielen hundert Jahren in einem der Berge, und ihr Schloß wird von starken Ketten gehalten, daß es nicht empor kommen kann.

Ihren Dienern und andern Unterthanen scheint dies Leben lange verdrossen zu haben, und sind sie deshalb schon vor vielen Jahren über's Meer gewandert, bis auf ein Mädchen, das ihr mit aller Treue ergeben ist.

Eines schönen Tages kamen nämlich zwei Schiffe von Rostock herunter und legten sich diesen Bergen gegenüber vor Anker. Man sah die Capitäne an's Land kommen und lange in der Gegend umher spähen, als suchten sie etwas. Endlich kam ein kleines graues Männlein aus dem nahen Walde auf sie zugeschritten, den sie fragten, ob er nicht wüßte, wo die Leute sich hier wol aufhielten, die über das Meer geschafft zu werden wünschten?

„Die sind schon alle auf den Schiffen," sagte der Kleine. „Kommen Sie einmal her, und blicken Sie über meine linke Schulter hin auf Ihre Schiffe, so werden Sie das gewiß sehen können," fügte er auffordernd bei.

Und richtig, auf dem Deck beider Schiffe wimmelte es von Menschen.

Die Schiffer gingen auf Zurathen des Männchens an Bord und stachen in See.

Es ist noch nicht sehr lange her, als Jungfer Sarah von sich hat etwas vernehmen lassen; und viele Leute wissen noch von Mutter oder Großmutter, wie dieselbe mit dem Kuhhirten zu Wittenbeck, der sein Vieh am Walde weidete, den Vertrag

abgeschlossen hat, gegen guten Lohn und Brod ihre beiden Kühe „Rörick" und „Brünick" mit zu hüten.

Am jedem Morgen kamen Rörick und Brünick brüllend aus dem Walde zu seiner Heerde gelaufen und gingen den Tag über zwischen seinen Kühen. Des Mittags kam ein junges Mädchen mit dem Milcheimer in der Hand aus dem Walde. Sie war recht hübsch, auch gut gekleidet, und hatte eine weiße Schürze vor. Sobald sie ihre Kühe beim Namen rief, eilten dieselben zu ihr, und nachdem sie gemolken waren, gingen die Kühe zur Heerde zurück, und das Mädchen verschwand im Walde, in der Oeffnung eines Berges.

Der Hirte fand bei einem gewissen Steine des Abends sein Vesperbrot nebst einer Kruke mit Bier — nach andern Mittheilungen war's Mittagsessen — und am Johannistage auch dort seinen Hütelohn.

So ging es mehrere Jahre, bis ein neuer Hirte kam, mit dem sie den Contract nicht wieder eingegangen ist.

In späteren Jahren ist von zwei Leuten, deren Heimath weit, weit von hier gewesen ist, und die sehr alte unbekannte und hier unverständliche und unleserliche Bücher bei sich geführt haben, wieder nach der schönen Erbin des Schlosses Gammelin gefragt und gesucht worden.

Aus ihren alten Schriften haben diese Männer herausgelesen, daß das Schloß zwischen Wittenbeck und Brunshaupten stehe, nur der bestimmte Berg ist ihnen unbekannt gewesen. Sie haben daher einen ganzen Sommer in der Kühlung an den Bergen oft Tage und Nächte hindurch gehorcht und geforscht und doch den Ort nicht gefunden; auch Jungfer Sarah nicht erlöset.

Die drei kleinen Männer auf der Feldmark von Malchow bei Parchim.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Früher standen auf der Feldmark des bei Parchim gelegenen Dorfes Malchow, an dem Wege nach Parchim, drei mächtige Eichen. Jahrhunderte hatten sie schon gestanden, und ebenso lange waren sie auch schon der Sitz von drei Zwergen gewesen, welche, so oft sie Abends spät oder Morgens frühe durch Fuhrwerk beunruhigt wurden, aus ihren Wohnungen, den drei Eichen, hervor kamen, auf die Wagen sprangen und sich bis an's Dorf oder umgekehrt bis an die Grenze der Feldmark fahren ließen. Die Wagen mogten leicht beladen oder ganz leer sein, sobald die drei Männlein auf denselben saßen, schnitten die Räder hinein in den Sand, wie ein schwerbeladener Heuwagen in den weichen Wiesengrund, und die Pferde dampften bald als wenn sie Mühlensteine zögen.

So selten es einem Malchower auch begegnete, daß diese unangenehme Fracht sein Fuhrwerk belastete, da er so viel wie möglich alle Verrichtungen, die ihn mit seinem Gespann diese Straße führten, vor einbrechender Dunkelheit abmachte, so geschah es doch zuweilen fremden Fuhrleuten, welche diese Stätte nicht kannten und nichts von den drei Männlein gehört hatten, daß sie dieselben als ungern gesehene Gesellschaft mit aufnehmen mußten.

Zu solchen Leuten gehörten auch zwei junge garwitzer Knechte, welche an einem dunklen Herbstmorgen mit einem Fuder Korn nach Parchim wollten. So früh ausgefahren, daß sie mit Tagwerden in Parchim anlangen könnten, trieben sie

die vier Pferde so schnell, als der schlechte sandige Weg und der schwer beladene Wagen es zulassen wollten, mit Peitschenknall und kräftigen Worten vorwärts. Auf dem schlimmsten Wege, von Garwitz bis über Malchow hinaus, war es, die beiden Knechte neben dem Wagen her gehend, unaufhaltsam fortgegangen; jetzt, wo der Weg besser wurde, wollten sich die jungen Leute gar nicht aufhalten, weshalb sich „Hinrich" zu Pferde setzte, während „Jochen" sich seinen Platz auf dem Wagen suchte.

Sie waren bei den drei Eichen angekommen, als einer der Knechte bei denselben zuerst einen, dann zwei und endlich drei kleine Männer, angethan mit grauer Hose, rother Jacke und bunter Troddelmütze, gewahrte. Der andere, darauf aufmerksam gemacht, sahe bald dieselbe Erscheinung.

Anfangs wol etwas schaudernd, waren unsere Knechte doch durchaus nicht derartig, daß sie liefen, ehe ihnen Jemand auf den Leib rückte. Sie trieben vielmehr ruhig die sich bäumenden Pferde weiter und beschlossen, sich muthig zu wehren, es mögte kommen, was da wolle. Fester setzte sich Heinrich in seinem Sattel, und Joachim, welcher auf dem Wagen lag, legte sich auch seinen schweren Stock von Kreuzdorn zurecht, um ihn, falls es Prügelei geben sollte, bei der Hand zu haben.

Noch war er nicht zur Abwehr völlig vorbereitet, als schon die drei Männer auf dem Wagen saßen und die vier Pferde vor demselben stampften, keuchten und dampften, als wenn noch drei eben so schwere Wagen dahinter angehängt wären. Während der Fuhrmann auf die Pferde einhieb, sie vorwärts zu bringen, schrie der andere Knecht auf dem Wagen: „Ei wat, Hinnirk, wat zlähst Du doa, hia kumm hea un zlah!" *) mit

*) „Ei was, Heinrich, was schlägst Du da, hier komm her und schlage!"

welchen Worten er seinen „Kreuzdornen“ wacker auf die fremden Gestalten fallen ließ.

Diese, so mächtig sie sonst auch waren, waren gegen eine Waffe von Kreuzdorn schwach wie ein Kind; sie flohen eilig vom Wagen und haben es von hier an nie wieder gewagt, den Menschenkindern auf die Wagen zu steigen.

Ihre Wohnung, die drei Eichen, haben die Zwerge aber lange noch nicht verlassen; noch oft sind sie dort von den Abends spät hütenden Pferdejungen gesehen worden in ihrer bunten Kleidung und haben sich die Neckereien derselben gefallen lassen müssen, da sie wol wußten, mit welchen Mitteln sie zu überwältigen waren.

Erst mit dem Abnehmen der Eichen sind die drei Männchen gänzlich verschwunden und von keines Sterblichen Auge wieder gesehen worden.

Das untergegangene Kloster im See bei Neustadt.

(Von V. zu W.)

Wenn ich in meiner Jugend von meinem Vater die Erlaubniß zum Schlittschuhlaufen auf dem neustädter See erhalten hatte, war meine Großmutter während dieser Zeit immer in großer Unruhe, indem die tückische Eisfläche häufig ein Opfer forderte. Da ich gern Geschichten von ihr hören mogte, so erzählte sie mir selbige gern, wenn ich versprach, nicht nach dem See gehen zu wollen.

Nachstehende, dem Sagenkreise angehörende Erzählung ist mir noch besonders im Gedächtniß geblieben, und möge selbige hier ihren Platz finden. Ich lasse meine Großmutter selbst erzählen:

„Wo jetzt der neustädter See*) in einer ebenen Fläche sich erstreckt, hat früher ein großes Kloster mit mächtigen Thürmen und herrlichen Glocken gestanden. Die Bewohner sind aber sehr gottlos gewesen, und so ist endlich das Strafgericht Gottes über sie herein gebrochen. Das prächtige Kloster ist untergegangen und von aller seiner Pracht keine Spur übrig geblieben.

Nur am Johannistage in der Mittagsstunde kann man, wenn man sich am Ufer des Sees auf die Erde legt und horcht, die Töne der Glocken dumpf aus der Tiefe heraus hören. Auch sehen Vorübergehende manchmal in hellen Nächten eine Klosterfrau am Ufer des Sees sitzen, welche eifrig mit Waschen beschäftigt ist und dazwischen laute Klagerufe ausstößt. Wenn diese Erscheinung stattgefunden hat, dann fordert der See in der nächsten Zeit wieder ein Opfer.

Es sind nun schon viele Jahre her, da hatte man zu verschiedenen Malen die Klosterfrau wieder am Ufer des Sees gesehen. Einige Tage darauf kam ein Kärrner mit seinem Fuhrwerk am See vorbei. Er wollte seine Pferde tränken und fuhr mit dem Wagen in den See hinein, wo er wenig Vorland hat, sondern schnell tief wird. Den bergabgehenden Wagen konnten die Pferde nicht mehr aufhalten, und der Mann fand mit seinen Pferden den Tod in den Wellen."

*) Nach einer andern Sage soll auf dem Grunde dieses neustädter Sees, gewöhnlich der weiße See genannt, die alte versunkene Stadt Glebe liegen.

Der Herausg.

„Auch vor einigen Wochen", setzte die Großmutter warnend hinzu, „hat man die Klosterfrau wieder gesehen und ihren Ruf gehört, und der See will wieder sein Opfer haben. Darum gehe mir zu Liebe nicht auf den See, sondern bleibe auf den Wiesen der Elde, wo keine tückische Klosterfrau den Menschen nachstellt."

Der Schlossberg und der Bullerberg zu Schrödershof bei Teterow.

(Von **A. Schröder** auf Schrödershof.)

Auf der schrödershöfer Feldmark unweit des jetzigem Hofes liegt in einem Wiesengrunde der „Schloßberg", ein mit tiefen Gräben umgebener kegelförmiger Hügel, in dessen unmittelbarer Nähe noch weitere Räume durch Wallgräben eingeschlossen sind. In einer Entfernung von etwa 60 Ruthen von demselben befindet sich ein ähnlicher Platz, der „Bullerberg", dessen ganze Anlage indessen weit kleiner ist, als die des Schloßberges. Alte Eichen krönen seinen Gipfel und geben Zeugniß von seinem hohen Alter. Beide Berge waren durch einen aufgeschütteten Erddamm verbunden, dessen Lage man noch verfolgen kann.

Die Sage legt zwischen diesen beiden Bergen hindurch eine Landstraße von Rostock nach Demmin und läßt Räuber und Wegelagerer auf diesen Plätzen ihr Wesen treiben. Diese Straße soll von Kaufleuten zum Fortschaffen ihrer Waaren viel benutzt sein; damit nun aber nicht etwa ein Waarentransport unbemerkt bei diesen Burgen vorüber gebracht werde,

hatte man von einem Berge zum anderen einen Drath quer über die Straße gezogen, so daß jeder dieselbe passirende Wagen über den Drath hinweg fahren mußte. Durch diese Berührung aber ist eine Glocke in Bewegung gesetzt worden, deren Klang den Räubern die nahende Beute angemeldet hat.

Die geraubten Schätze der Wegelagerer, die sie bei einer Ueberrumpelung haben zurücklassen müssen, sollen noch im Schloßberge aufgehäuft liegen, so wie sich daselbst auch noch eine goldene Wiege befinden soll; doch ist es jetzt nur unter besonderen Umständen einem Sonntagskinde möglich, zu diesen Schätzen zu gelangen.

Von Manchen, welche die nöthigen Eigenschaften zu besitzen glaubten, sind schon Versuche gemacht, in den Berg einzudringen. Doch ist dies Unternehmen bis jetzt immer erfolglos geblieben; denn wenn wirklich mit vieler Mühe eine Grube durch den Bauschutt auf der Spitze des Hügels gegraben war, ist dieselbe doch nie tief genug geworden, weil man immer nur ein Tagewerk fertig gebracht hat, da die folgende Nacht stets wieder verschüttet, was am Tage vorher aufgeräumt ward.

Noch vor etwa 20 Jahren hatte ein Arbeiter es unternommen, Erde von diesem Hügel auf die umliegenden Wiesen zu karren, doch ist derselbe nach kurzer Zeit mit allen Zeichen des Schreckens davongelaufen. Er hat nur Andeutungen gemacht, daß ihm dort etwas Fürchterliches begegnet sei, über das aber, was ihm dort geschehen, hält er reinen Mund, und trotz Bitten und Ueberredung ist es nicht gelungen, ihn zum Plaudern zu bringen; auch ist er nicht zu veranlassen gewesen, diese Arbeit weiter fortzuführen. Manche Leute wollen übrigens behaupten, daß dieser davongelaufene Mann in einem für ihn ungünstigen Verdung gestanden habe.

In der Nähe dieses Berges werden zuweilen menschliche

Gerippe ausgegraben, welches Ereigniß man natürlich mit der Sage von den Räubern in Verbindung bringt.

Wenn nun auch der Schloßberg noch seine Schätze bewahrt, so haben doch die ihn umgebenden Gräben die ihrigen hergeben müssen und zwar in Gestalt einer großen Menge der vorzüglichsten Modde. Bei Gelegenheit der Ausräumung derselben sind manche alte Waffenstücke, als Streitäxte, zerbrochene Schwerter, Lanzen- und Bolzen-Spitzen, Sporen von merkwürdiger Gestalt, auch thönerne Gefäße von origineller Form und dergleichen mehr zu Tage gefördert; so wie auch die Pfosten, welche die Brücken getragen haben, zum Vorschein gekommen sind.

Haben diese festen Plätze überhaupt in einer Beziehung zu der Straße, deren einstige Existenz aber durchaus nicht nachgewiesen ist, gestanden, so mögten sie wol eher zu deren Schutz, als zu deren Schrecken angelegt sein.

Der spukende Kirchenökonomus in der St. Nikolai-Kirche zu Röbel.

Es war einmal ein Oekonomus an der neustädter oder St. Nikolaikirche zu Röbel angestellt, von dem man schon bei seinen Lebzeiten allerlei Nachtheiliges und Böses munkelte, daß er nicht redlich sei, nicht an Gott glaube und dergleichen mehr. Dem sei nun wie da wolle, so viel ist gewiß, daß dieser Kirchenökonomus kein guter Mensch war, und daß sein Lebens-

wandel nicht der beste gewesen ist, denn er konnte nach seinem Tode keine Ruhe im Grabe finden. Alle Mittage zwischen 12 bis 1 Uhr ging er nämlich in der neustädter Kirche umher; er kam dann vom dem Altare hernieder, durchschritt langsam die Kirche ihrer ganzen Länge nach und verschwand darauf wieder am Ende derselben, bei der Thurmthür.

Viele, viele Jahre hindurch hatte er so schon zur angegebenen Zeit in der Kirche umher gewandelt, da geschah es, daß einmal bei der alten Orgel und einigen Chören etwas gebaut und ausgebessert wurde. Länger als bis gegen 12 Uhr Mittags aber war keiner der hierbei beschäftigten Leute in der Kirche zu halten. Sobald es $^3/_4$ auf 12 geschlagen, wurden sämmtliche Arbeiter unruhig und eilten dann auch bald darnach von dannen; denn alle fürchteten sich vor dem spukenden Oekonomus, der mit dem Schlage 12 sich regelmäßig in der Kirche zeigte.

Der damalige zweite Prediger an der St. Nikolaikirche, der ebenfalls von dieser wunderbaren Erscheinung gehört hatte, wollte sich einmal selbst überzeugen, ob es wirklich wahr sei, was sich die Leute davon erzählten. Gegen 12 Uhr Mittags begab er sich also dieserhalb in die Kirche. Bald schlug es voll und sogleich erschien auch der spukende Oekonomus. Kaum hatte ihn der Pastor erblickt, als er ihn auch schon mit den Worten anrief: „Was sucht Er hier?“

„„Ich suche den verlorenen Weg!““ war die dumpfe Antwort des Geistes.

„Dann such' Er, bis Er ihn findet!“ erwiederte schnell der Pastor und damit rannte er aus der Kirche, denn ihm war's doch ganz schauerlich zu Muthe geworden.

Der Pastor ging jetzt sofort zu seinem Collegen, dem Präpositus Schertling, und erzählte ihm sein merkwürdiges

Erlebniß. Mit ernster Miene tadelte dieser jedoch die Handlungsweise seines Amtsbruders, indem er äußerte, daß es unrecht von ihm gewesen, Jemanden zu fragen, was er suche, wenn er ihn nachher nicht zurecht weisen könne.

Schnell machte sich daher jetzt der Präpositus auf den Weg, um dem Suchenden den rechten Weg zu zeigen. Und das hat der alte ehrwürdige und fromme Mann, dessen Andenken und Namen noch jetzt in Röbel fortlebt und mit Hochachtung genannt wird, auch richtig gethan; denn der irrende Geist fand durch ihn die längst ersehnte Ruhe, und nie hat man wieder etwas von dem spukenden Oekonomus in der St. Nikolaikirche gehört oder gesehen.

Der Raubritter von Dasseln zu Boitzenburg.

(Von **L. Kreutzer** zu Parchim).

Es waren einmal drei Brüder, genannt die Herren von Dasseln. An dem Wörtlein „von" sehen wir, daß sie Edelleute waren; ob sie aber außerdem Christen oder Heiden waren, davon schweigt die Sage. Waren sie Christen, so ist es jedenfalls mit ihrem Christenthume nicht weiter hergewesen, als mit ihrem Adel, das heißt, daß sie sich jemals edel bewiesen haben, hat ihnen Niemand nachgesagt, und Christum haben sie nimmer lieb gehabt. Denn ein Christ, wohlgemerkt, ein Christ, kennt das siebente Gebot, und das kannten die Gebrüder von Dasseln nicht. Sonst wären sie keine Raubritter gewesen und hätten keine Raubschiffe auf der Elbe und keine Raubschlösser

zu Lauenburg, Artlenburg und Boitzenburg gehabt. Und wenn die Schiffer und Kaufleute im Vaterunser beteten: „Sondern erlöse uns von dem Uebel," so dachten sie auch allemal an die Herren von Dasseln.

Der Herr von Dasseln auf seinem hinter Wald und Gräben verborgenen Schlosse zu Boitzenburg hatte schon früh seine Frau verloren, welche ihm ein blutjunges Töchterlein hinterlassen hatte. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!" und: „Wie das Schaf, so das Lamm!" heißt's im Sprüchworte. Aber keine Regel ohne Ausnahme, denn manches Mal fällt der Apfel sehr weit vom Stamm, wenn nämlich der Sturmwind die Aeste und Zweige schüttelt und dem Gärtner das Pflücken erspart. Und vom Sachsenlande her durchbrauste das Wendenland ein Orkan, gegen den unsere Herbststürme Frühlingslüftchen sind, und rüttelte und schüttelte das alte Heidenthum, daß es in seinen tiefsten Grundfesten erbebte, wie Frühlingslaub im Morgenwinde. Das Christenthum war's, das mit Sturmesgewalt die morschen Pfeiler des Heidenthums zum Wanken und Weichen brachte und manchen Apfel weit, weit weg vom Stamme warf. Und so ein weit vom Stamm gefallener Apfel war auch des Raubritters Töchterlein. Denn als das Christenthum so daherzog, bald brausend wie ein Herbststurm, bald säuselnd wie der Abendwind im Frühlinge, da hat es seinen Weg genommen durch das Raubschloß des Herrn von Dasseln, mitten durch das Herz seines Töchterleins hindurch. Dieselbe war gar fromm und das gottlose Thun und Treiben des Vaters war ihr ein Gräuel; und schön war sie wie das junge Morgenroth im Wonnemonat.

Eines Tages hatte der Vater mit den sauberen Brüdern wieder einen Raubzug unternommen, und das Töchterlein saß daheim mit dem Schmerz im Herzen über das sündige Wesen

des Vaters. Die großen, dunklen Räume des Schlosses wurden ihr zu enge und sie trat hinaus in den Wald, dessen Saum hart die Mauern des Raubschlosses begrenzte.

Im Halbdunkel der uralten, bemoosten Eichen und Buchen war's so feierlich still, und das Laub flüsterte und rauschte so geisterhaft, als sängen unsichtbare Lippen dem Herrn der Heerschaaren ein Loblied, und draußen im Felde schlug die Wachtel ihr „Walte Gott! Walte Gott!" und hoch oben in der Krone einer Eiche flötete die Drossel, und unten im Gebüsch schlug die Nachtigall, und wer's verstanden hätt', der hätt' mit eingestimmt: „Nun danket alle Gott!" Und die Jungfrau verstand die Sprache der Natur. Sie war unter dem morschen Stamm einer Eiche niedergesunken und bat den barmherzigen Gott um Gnade für die arme Seele des sündigen Vaters, und unser Herrgott möge doch der himmelan schreienden Sünde des Vaters einen Damm entgegensetzen.

„Amen!" sagte die Jungfrau, und wie ihr Gebet, so kam auch ihr Amen aus dem Tiefinnersten ihres Herzens. Da raschelte und rauschte es hinter ihr im Gebüsche und ein bleicher Jüngling, ein Rittersmann, trat ehrerbietig auf sie zu. Er klagte der Jungfrau sein Leid, daß er auf der Reise von den Seinen abgekommen und verirrt sei und jetzt schon tagelang ohne Speise in der Wildniß umherwandere.

Die fromme Jungfrau nahm den Ritter mit sich auf's Schloß und ließ ihn auf's Sorgfältigste verpflegen.

Schon nach einigen Tagen war der Jüngling so weit gekräftigt und gestärkt, daß er seine Reise hätte antreten können. Allein er zögerte sichtlich mit der Abreise und man sah's ihm an, er wäre am liebsten krank, noch recht lange krank gewesen, um möglichst lange in der Nähe seiner holden Beschützerin weilen zu dürfen. Deß freute sich die Jungfrau, denn auch sie

hatte den frommen Jüngling lieb gewonnen, der von Herzen dem christlichen Glauben zugethan zu sein schien.

Und je länger der Rittersmann weilte, desto länger wünschte er zu weilen, und eh' es die Leutchen sich versahen, war ihnen das Herz über die Zunge geströmt und hatten sie sich einander ihre Liebe gestanden.

Unterdeß wurde der Herr von Dasseln täglich von seinem Raub- und Sündenzuge zurückerwartet. Die Jungfrau hatte dem Geliebten ihr Leid geklagt, wie der Vater so arg in der Umgegend hause und mit dem Gute und Blute der armen Schiffer und Kaufleute so gar gottlos umgehe. Der Jüngling tröstete die Jungfrau und machte Rathschläge, wie der Seele des Vaters zu helfen sei.

Und während die Liebenden Rathschläge hervorsuchten und Rathschläge verwarfen, da verkündete der Thurmwächter frohe Botschaft, und draußen ertönte Hörnerschall und Jubelgeschrei. Der Raubritter kehrte mit seinen gottlosen Mannen zurück und führte beutebeladene Wagen und ein mit Blutschuld belastetes Gewissen heim. Aber der Herr von Dasseln hatte nur Herz und Augen für die Beute, das Gewissen drückte ihn nicht schwer.

Dem Mägdlein war nicht ganz wohl zu Muthe, als sie dem Vater diesmal entgegen ging. Hatte sie doch mit demselben ein Wörtlein zu sprechen, von dem ihr ganzes zeitliches Wohl und Wehe abzuhängen schien, und der Vater war gerade nicht Derjenige, der das Wohl und Wehe eines Menschenkindes besonders groß respectirte. Aber seinem Vaterherzen zur Ehre mußte man doch sagen, daß er sein Töchterlein lieb hatte wie seinen Augapfel und ihr nimmer einen Wunsch leicht abgeschlagen hat. Darum hörte er, wider Erwarten der Jungfrau, die Erzählung des Kindes ruhig an und lächelte sogar ein über das andere Mal dazu. Als er aber den Namen des fremden

Ritters hörte, da lächelte er nicht mehr, sondern entsetzliche Wuth und endlose Rachsucht sprühten aus seinen Augen. Die Tochter hatte den Sohn seines Todfeindes zum Geliebten erkoren.

Schonungslos wurde der Jüngling in's Burgverließ geworfen, bestimmt zum Opfer der Rachsucht des Feindes.

Doch nach Tagen gewann des Kindes Bitte und Gram die Oberhand über das Rachegefühl des Vaters. Dem Kinde zu Liebe versprach der Vater dem Jünglinge das Leben zu schenken; aber denselben unter Schimpf und Schande aus den Mauern zu jagen, diese teuflische Freude wollte er sich nicht entgehen lassen. Und so geschah es.

Verhöhnt und beschimpft zog der Jüngling aus dem Schlosse und eilte, tief gekränkt, der väterlichen Burg zu. Er raffte seine Mannen zusammen, vereinigte sich mit den benachbarten Rittern, die den Räubereien des Boitzenburgers längst satt und müde waren, und eröffneten eine Fehde wider denselben, um seinem schändlichen Treiben endlich Maaß und Ziel zu setzen.

Allein je näher sie der Burg des Feindes kamen, desto ängstlicher wurde es dem Jünglinge ums Herz; galt es doch dem Leben des Vaters seiner Geliebten. Er sammelte die Gefährten und nahm von ihnen das heilige Gelübde, daß Jeder das Leben des Raubritters und dessen Tochter schonen wolle.

Dem Herrn von Dasseln war bereits die Kunde von dem nahenden Unwetter geworden. Trotzig verschloß und verrammelte er die Burg und traf alle Anstalten zu der verzweifeltsten Gegenwehr. Ehe der Sturm gewagt wurde, forderten die Belagerer ihn zur Ergebung auf, begehrten auch weiter nichts von ihm, als daß er die Tochter dem Geliebten gebe und das Rauben auf und an der Elbe einstelle. Hohn war die Antwort. Den Belagerern blieb nichts Anderes übrig, als den Sturm zu wagen.

Mit verzweiflungsvoller Tapferkeit vertheidigten sich die kampfgewohnten Mannen des Boitzenburgers. Allein das Stündlein der Räuber hatte geschlagen, denn das Maaß ihrer Sünden war voll. Die Burg wurde erobert und prasselnd loderte die Flamme bald an allen Ecken und Enden hervor.

Mit genauer Noth gelang es dem Jünglinge, die Braut zu retten. Auch den Raubritter selbst suchte man dem Tode zu entreißen, allein derselbe war plötzlich verschwunden und wurde trotz alles Suchens nicht wieder aufgefunden. — Wahrscheinlich ist der Mörder noch im Tode seinem Handwerke treu geblieben und hat als Selbstmörder den freiwilligen Tod in den Flammen gefunden.

Die Burg wurde der Erde gleich gemacht; die Jungfrau führte der Ritter als Braut heim. Den Herrn von Dasseln aber hat kein Menschenauge je wieder geschaut.

Der Spuk bei dem friedländer Thor in Neu-Brandenburg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Vor noch etwa 50 Jahren war es um die Mitternachtsstunde bei dem friedländer Thor in Neu-Brandenburg nicht geheuer. Die Nachtwächter selbst wagten sich nicht heran und so entbehrten die Umwohner des Thores um diese Stunde ihrer wächterlichen Signale, des sogenannten Tutens und Knarrens.

Vor und nach Mitternacht konnte Jeder das Thor passiren, ungefährdet in seiner Nähe umher gehen und dann kamen auch die Nachtwächter dahin. In der Mitternachtsstunde zeigte sich bald eine weiße Gestalt, die Jedem, der sich zu nähern

wagte, die Arme drohend entgegenstreckte; bald ein schwarzes Ungeheuer, nach Einigen in der Gestalt eines riesigen Ebers, das namentlich zwischen dem äußern und innern friedländer Thor sein Wesen trieb. Oft vernahmen die in der Nähe wohnenden Leute in der Mitternachtsstunde vom Thore her ängstliches Stöhnen, ein eigenthümliches Sausen und Schwirren und was der unerklärlichen Laute sonst noch waren.

Das war jahrelang schon so fort gegangen und Keiner wagte es, dem mitternächtlichen Treiben auf die Spur zu kommen und ihm ein Ende zu machen. Da verrühmte sich der damalige Stadtjäger G., er wolle um die bezeichnete Stunde sich den Durchgang durch die beiden Thore schon erzwingen, er fürchte sich vor keinem Gespenst oder Teufel und wolle es schon mit Jedem aufnehmen.

Und so unternahm er in einer Nacht den gefährlichen Gang vom äußern Thor aus; aber am andern Morgen fand man ihn in der Mitte des Weges todt liegen, er hatte das innere Thor nicht erreicht.

Von dieser Zeit an hat man aber dort nie wieder von einem mitternächtlichen Spuk gehört.

Der Prüssel Todtschlag unweit Lüdershof bei Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Mit dem Namen „Prüssel Todtschlag" bezeichnet man eine kleine Brücke unweit Lüdershof, auf dem nach Groß-Helle führenden Wege. Dieser Name soll durch folgende Begebenheit entstanden sein:

Es wohnte früher einmal ein Tagelöhner zu Lüdershof, der hieß Prüssel. Er war verheirathet, konnte sich aber mit seiner Frau gar nicht vertragen. Fast kein Tag verging, wo sie sich nicht in den Haaren lagen.

Nun begab es sich, daß man in einem besonders gesegneten Jahre nicht alle Feldfrüchte unter Dach und Fach bringen konnte, sondern im Freien eine Kornmiethe aufrichten mußte. Hierbei war auch Prüssel beschäftigt, indem er mit der „Stakelfork" den Obenstehenden die schweren Garben hinaufreichte.

So hatte er den ganzen Vormittag gearbeitet; Mittag war's auch schon lange, und die meisten Arbeiter hatten bereits das ihnen nachgebrachte Mittagsbrod verzehrt. Nur Prüssel stand allein da und wartete noch immer vergeblich. Endlich erschien auch sein Weib mit ihrem Henkeltopfe. Aber ob's gleich schon so ungebührlich spät war, so beeilte sich doch die gute Frau nicht im mindesten.

Prüssel hatte erst am Morgen mit seiner Ehehälfte argen Streit gehabt, und als er nun ihr absichtliches Zögern sah, da gerieth er in solche Wuth, daß er ihr mit der Stakelforke entgegenrannte, und sie auf der erwähnten Brücke niederstach, also daß sie gleich darauf ihren Geist aufgab. Seine Mitarbeiter, die wol seine schlimme Absicht errieten und ihm nachgeeilt waren, kamen leider zu spät, um die gräßliche That zu verhindern.

Der Mörder entfloh. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergeblich. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Auf der Brücke war's aber fortan nicht geheuer; und die Leute behaupten, daß es dort auch heute noch umgeht.

Was es ist, weiß man selbst nicht. Zuweilen soll sich ein Klagelaut hören lassen, dann wieder verfolgt etwas die Vor-

übergehenden, oder springt ihnen auf den Rücken, und doch kann man nichts gewahr werden, wenn man sich umsieht.

Manche erzählen auch, ihnen habe beim Vorübergehen der Spuk so zugesetzt, daß sie einen dicken geschwollenen Kopf davongetragen haben.

Die wilde Jägerin Frau Wauer und die unterirdischen oder weissen Weiber von Sukow bei Criwitz.

(Von C. Struck zu Dargun.)

I.

Die Häuser des Dorfes Sukow, am östlichen Ende der Lewitz gelegen, sind fast kreisförmig um die Kirche herum gebauet worden, davon die zwölf Bauern mit ihren Wohnhäusern fast zwei Drittel des Kreises einnehmen. Geht nun ein Bauer aus seiner Hinterthür, so kommt er in seinen Obstgarten; an diesem stößt eine Hopfenplantage, und hinter dieser befindet sich eine Wiese, daran unmittelbar die Lewitz liegt.

Manche Sage von der wilden Jagd und den weißen Weibern wissen diese Bauern, und ich will erzählen, was mir davon mitgetheilt worden ist:

Im Hause des jungen Warnke, rechts an der Diele, unter dem Kuhstall, wohnten zwei unterirdische Weiber, die dem Dorfe ganz besonders dadurch lästig wurden, daß sie ungetaufte Kinder stahlen und dafür ihre Wechselbälge unterschoben; weß-

halb jedes neugeborne Kind sorgfältig bewacht wurde, und zur Nachtzeit ein brennendes Licht bei der Wiege stehen mußte. Auch neckten sie gerne und auf mancherlei Weise die Leute.

Alle Neumond, Abends im Zwielicht, wenn Warnke's beim Abendbrod saßen, rief eins dieser Weiber mit ihrer hellen Stimme: „Lehnt uns Jug'n Bruhkätel 'n bät'n!" *)

Die Bauerfrau ging dann in die Küche, holte den Kessel, setzte ihn auf die Diele und nach dem Abendessen war er verschwunden.

Am dritten Abend, zur selbigen Stunde, rief das weiße Weib wieder: „Hieer is Jug'n Bruhkätel werra; wie bedanken uns ock." **)

Die Frau ging nun hin und sah ihren Kessel auf der Diele stehen, darin sich dann immer einige Kannen schönen Biers befanden.

Eines Abends, es war im Spätherbste, hatten Warnke's Mutter und das Dienstmädchen in der Backkammer, welche sich rechts am Gang bei der Hinterthür befand, eingesäuert, um am andern Morgen zu backen. Während das Mädchen den Teig zudeckte, ging Mutter Warnke noch einmal zur Hinterthür hinaus. Als sie eben draußen war, hörte sie in der Lewitz das Getöse der wilden Jagd und sagte zu ihrer Dirne: „Doa is de oll Wäderhex Wauer all werra." ***)

Kaum war sie wieder zur Hinterthür herein, da kamen die großen und kleinen Hunde der wilden Jägerin mit ihrem „Juckjack, huuch" ihr nach, drangen in die Backkammer, fielen über den Teig her und schlürften, als ob sie bei der Trankstonne wären.

---

*) „Leiht uns Euren Braukessel ein bischen!"

**) „Hier ist Euer Braukessel wieder; wir bedanken uns auch."

***) „Da ist die alte Wetterhexe Wauer schon wieder."

Die alte Frau sprach in ihrer Angst zum Mädchen: „Nu fret't Düwelstüg mie all den Deeg up.“ *)

Zu gleicher Zeit gab die wilde Jägerin ihr Hornsignal; da stürzte die ganze Meute zur Thür hinaus.

Neugierig, wie Warnke's Mutter war, schielte sie aus der Thür und sah, wie hoch zu Roß die wilde Jägerin aus dem Hofthor jagte, die beiden weißen Weiber mit den Haaren zusammengeknüpft vor sich über dem Pferde hängend.

Seit jener Zeit sind die weißen Weiber aus dem warnke'schen Hause verschwunden.

II.

Ein anderes weißes Weib wohnte auf einer Horst in der Lewitz, unweit der sukower Feldmark und neckte die Hirten und Forstarbeiter viel. Das Vieh leitete sie irre, und den Arbeitern verstreute sie das Arbeitszeug.

Einst brannte der sukower Schmied im Herbste auf dieser Horst Kohlen. Als er nun eines Morgens frühe beim Meiler stand und die Rauchlöcher verstopfte, hörte er ein ungewöhnliches Geräusch. Er sahe auf und erblickte ein weißes Weib in fliegenden Haaren, ungewaschen und schweißtriefend bei sich vorüber laufen, und halblaut sprach er vor sich hin: „Doa is de oll Fru Wauer woll hinne.“ **)

Nach Augenblicken hörte er das Jagdgetöse, und eh er sich noch recht besann, war die wilde Jägerin mit ihrem Gefolge bei ihm.

*) „Nun frißt das Teufelszeug mir all den Teig auf.“

**) „Da ist die alte Frau Wauer wol hinter.“

„„Heft keen witt Wief seh'n?“ “ *) fragte sie.

„Ja,“ sagte zitternd der Schmied, „vör fief Minuten löpp hieer een vörbie, de harr sick äwa noch nich kämmpt ora wuschken.“ **)

Da stieg die wilde Jägerin ab vom Pferde, nahm ihr eigenes Wasser, wusch sich darin und trocknete sich mit ihrem langen Jagdgewande ab. Dann sprang sie wieder auf's Pferd, und fort ging's in wilder Hast.

Nach einer Viertelstunde kam sie wieder zurück und hatte das weiße Weib als Jagdbeute vor sich auf dem Pferde.

So ist auch dieses, und mit ihr wol das letzte weiße Weib von der wilden Jägerin gefangen worden.

Die wunderbare Pflanze auf dem Keulenberg bei Rodenkrug, zwischen Alt-Strelitz und Neu-Brandenburg.

An der alten Straße von Alt-Strelitz nach Neu-Brandenburg, etwa $1^3/_4$ Meilen von ersterer Stadt entfernt, liegt, hoch und romantisch in einer prächtigen Laubholzwaldung, der Zechow genannt, das Kruggehöft Rodenkrug. Häufig wird dieser Ort von Freunden der Natur besucht, um von hier aus den nahen Keulenberg, eine beträchtliche, ebenfalls mit Laubholz bewaldete Anhöhe, zu besteigen und die weite und herrliche Aussicht zu

*) „„Hast kein weißes Weib gesehen?““

**) „Ja, vor fünf Minuten lief hier eins vorbei, das hatte sich aber noch nicht gekämmt oder gewaschen.“

genießen, welche sich von seinem Gipfel den entzückten Blicken darbietet. Zur Erhöhung der Reize, wie auch zur größeren Bequemlichkeit der Besucher ist die eine Seite des Keulenberges mit allerlei Partien, Wegen und Gängen, Lauben und Beeten versehen worden, was den Aufenthalt daselbst um noch so viel schöner und angenehmer macht.

Früher sollen sich die eben erwähnten Anlagen auf der entgegengesetzten Seite des Berges befunden haben, dann aber verschüttet und hierher, nach ihrem jetzigen Orte, verlegt worden sein. Den Grund zu dieser Veränderung soll eine gar seltsame Pflanze gegeben haben, die alle Mittage auf einem Beete der alten Anlagen, einem sogenannten Rondel, aus der Erde hervorgeschossen und gleich darauf wieder verschwunden ist. Man erzählte mir also hierüber:

„Sobald es Mittags Zwölf zu schlagen begann, spaltete sich mit einem Male die Erde auf dem betreffenden Rondel, und eine schauerlich aussehende, distelartige Pflanze wuchs plötzlich und schnell daraus hervor. Diese Pflanze, Blume oder was es sonst gewesen sein mag, bildeten gleichsam zwei menschliche Arme mit ineinander gerungenen Händen, Alles aber, wie bei den Disteln, mit Stacheln besetzt; unten am Stiele des Gewächses erschienen außerdem noch zwei Menschenköpfe, die ebenfalls über und über mit Stacheln oder Dornen bedeckt waren, aber nie ganz aus der Erde wuchsen und somit nicht ordentlich zum Vorschein kamen. Mit dem letzten Schlage der Mittagsstunde zog sich die Pflanze schnell wieder in die Erde hinein und Alles war spurlos verschwunden."

Weit und breit war das Wunder von dem geisterhaften Erscheinen dieser sonderbaren Pflanze bekannt; Alt und Jung erzählte mit heimlichem Grauen vom Keulenberge und dem, was dort geschehe, und Jedermann vermied in die Nähe des

unheimlichen Rondels zu kommen, um nicht etwa auch Augenzeuge jener schauerlichen Erscheinung zu werden.

Ein Pächter und ein Pastor, die beide in der Nähe des Keulenberges wohnten und ebenfalls schon viel von der wunderbaren Pflanze gehört hatten, wollten sich einmal selbst überzeugen, was Wahres an der Sache sei. Sie fuhren deshalb, in Begleitung ihrer beiderseitigen Familien, eines schönen Sommervormittags so aus, daß sie kurz vor 12 Uhr am Orte waren, wo sie sich dann erwartungsvoll vor dem betreffenden Rondel aufstellen.

Mit dem ersten Schlage der Mittagsstunde zerborst die Erde und die Pflanze wuchs, wie sie bereits beschrieben, schnell hervor. Alle schauderten; der Pastor aber nahm gefaßt seinen Stock und fuhr damit über das wunderbare Gewächs hin und her, machte Kreuze darüber und besprach es, was aber keiner der Umstehenden verstehen konnte. Plötzlich jedoch fiel er ohnmächtig in die Arme des am nächsten bei ihm stehenden Pächtersohnes. Sein Stock war unten wie verkohlt, sein Arm aber, in welchem er denselben gehalten, war gelähmt und ist dies auch stets geblieben.

Bald nach dieser Begebenheit wurden die Anlagen verschüttet und nach der andern Seite des Berges, da wo sie sich jetzt befinden, hinverlegt.

Ueber den Ursprung der Wunderpflanze konnte ich nichts weiter ausfindig machen, als daß dort früher an ihrer Stelle ein Meuchelmord begangen sein soll. Ob sich dieselbe später wiedergezeigt, darüber konnte ich ebenfalls nichts Bestimmtes erfahren.

Wallenstein und der kühne Pferdehirte aus der Umgegend von Güstrow.

(Von C. F. E. Hahn, Organist zu Dargun.)

Als Wallenstein, der Herzog,
Im alten Wendenschlosse
Zu Güstrow residirte,
Ereignete sich seltsam
Die folgende Geschichte:
Ein Bursche, klug und kühnlich,
Der Pferdehut beflissen,
Lag unter freiem Himmel.
Ein Kornsack war sein Mantel,
Ein Strauch sein schirmend Obdach.
In Schlummer eingewieget,
Von manchem süßen Traume,
Schreckt plötzliches Geschrei ihn
In Mitten stiller Ruhe.
Der kecke Bursche richtet,
Von Mondesglanz begleitet,
Die Feueraugen beide
Zum düstern Nebelufer,
Und sieht im dicken Schlamme
Ein Hunden ähnlich Wesen.
Er schreitet hin und staunet,
Wie dort ein Fuchs getreten
In großen Hechtes Zähne
Mit seiner Vorderpfote;
Und beide wollen fliehen.
Doch Füchslein will nicht schwimmen,

Und Hecht mag nicht zu Lande,
Bis unser Bursch den Mantel
Mit gar gewalt'gen Kräften
Um beide Streiter windet
Und Huckepack fortträget,
Zum Herzog als Geschenke.

Vom Schlamm beschmutzt der Hirte
Steht vor dem Thor des Schlosses
Und fordert von der Wache,
Passiren ihn zu lassen.
Doch diese will nicht eher,
Bis er verspricht die Hälfte
Vom seltenen Präsente.
Auch bei der andern Wache
Muß er capituliren
Auf andere Halbparte;
Und sieht nun erst den Fürsten,
Der große Augen zeiget
Ob solchem Frühbesuche.
Spricht: „Gnäd'ger Herr, god'n Morgen;
Hie bring ick, wat Sei hebben
In Ehren ganzen Lävend
Noch nümme woll gesehen!" *)

Auf Fürst's Befehle schüttet
Der dreiste Bursch den Sack aus.
Und muß sodann erzählen,
Wie es sich zugetragen

*) „Gnädiger Herr, guten Morgen; hier bringe ich, was Sie haben in Ihrem ganzen Leben noch nimmer wol gesehen!"

Mit beiden der Gefangnen.
Der Fürst erlaubt dem Hirten
Sich Gnade auszubitten,
Und dieser, hocherfreuet,
Verlangt nur funfzig Hiebe
Mit einem derben Reetstock.
Nachdem der Fürst erfraget
Den Grund der seltnen Bitte,
Befiehlt er einem Diener
Die Wachen abzulohnen
Mit fünf und zwanzig Derben,
Die sie noch lange fühlten,
Als Hälfte vom Präsente.

Doch unser Pferdehirte,
Der ward dem Herzog lieber;
Er klingelt — und es brachte
Ein Kammerfräulein zierlich
Waschwasser und ein Handtuch,
Damit das schlammbetriefte
Gesichte unsers Hirten
Sich besser kenntlich zeige.
Nachdem er sich gereinigt
Und an dem Tuch getrocknet,
Das über beiden Schultern
Der Kammerjungfer schwebte,
Sollt' ihm noch eine Bitte
Mildigst gestattet werden.
Da fleht er um den Nagel,
Woran das Handtuch hange.
Und Wallenstein gewähret

Lächelnd auch diese Bitte,
Und stellt den dreisten Hirten
Bald unter seine Krieger,
Wo er als Leutnant kämpfte
Und manchen Sieg errungen.

Die sogenannte Speisekammer auf der Feldmark von Brunshaupten bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Das an der Ostsee liegende Drittel von Brunshaupten, gewöhnlich Unterhagen genannt, haben meistens Kossaten, Häusler und Fischer inne.

Unterhagen hat so sein Eigenthümliches für sich und man hat dort sogar noch mit den Hexen, Spuken ꝛc. oft seine liebe Noth. Und es passirt da auch wirklich manches Merkwürdige.

Ich glaube selbst, daß es dort mitunter nicht ganz richtig ist; denn noch an dem Abende, als mir daselbst die hier folgende Geschichte erzählt wurde, erging es mir noch recht schlecht.

Es war etwa zwischen 9 und 10 Uhr, als ich wieder nach Hause machte. Ein sanfter Regen fiel vom Himmel und die Dunkelheit ließ mir den Pfad nur sehr wenig erkennen. Kaum war ich einige hundert Schritte gegangen, plumps! da lag ich, wahrscheinlich in einem Graben, und fühlte sofort, daß ich bis über die Kniee naß war.

„Das ging ganz richtig zu!“ sagt man mir, und ich glaube

das doch nicht; denn ich meine, dort ist nicht einmal ein Graben, und wiederum, es war nicht in der Spukstunde.

Nun, dem sei wie ihm wolle; ich freue mich, daß ich, ohne weiter Schaden zu nehmen, davon gekommen bin. Die vorhin angedeutete und hier folgende Geschichte redet aber deutlicher von einem Spuk.

Zwei Leute aus Unterhagen zogen eines Tages ihre langen Furchen mit dem Haken um einen Hügel, dessen eine steile Seite gewöhnlich „die Speisekammer" genannt wird. Daß es an diesem Orte allemal nicht recht geheuer sein soll, ist Allen wohl bekannt, die dort zu schaffen haben, und hält sich besonders zur Mittagszeit zwischen 12 und 1 Uhr nicht gern Jemand in der Nähe auf. Auch unsere Häker wissen das und horchen emsig, damit der Ton der Betglocke ihren Ohren nicht entwische.

„Hören wir den ersten Klang der Glocke, so fangen wir an auszuspannen," sagen sie sich einander, „und dann sind wir mit dem Dreifaltigkeitsklange zu Pferde." *)

Trotzdem hatten sie die Glocke diesmal doch nicht gehört.

Eben kommt der Eine nach der „Speisekammer", da verbreitet sich dort ein gar lieblicher Geruch, wie von schönen Speisen herkommend.

„Ach," ruft er dem Andern zu, „hier riecht's nach prächtigem Essen, davon mögte ich wol Etwas haben!" Er blickte dabei nach dem Ort, woher der Geruch kam, und siehe, da steht eine Schüssel mit appetitlicher Speise und zwei Löffel darinnen.

Der andere Häker kommt auf den Ruf des ersten herbei. Beide stehen voll Staunen und betrachten das dampfende Es-

*) Die Betglocke wird nämlich in Brunshaupten zu Mittag zwölfmal angeschlagen.

sen, bis sie sich endlich durch den lieblichen Geruch desselben einladen lassen, die Schüssel bis auf den Grund zu leeren.

Nach gehaltener Mahlzeit sprach der Eine sein „Danke!" und legte einen Schilling in die Schüssel; der Andere aber, ein roher Mensch, nahm den Schilling heimlich wieder heraus und verunreinigte dieselbe noch obendrein.

Der Undankbare aber entging seiner Strafe nicht. Von Tag zu Tag wurde er kränker und elender, und wie die Tage vergingen, so schwand auch seine Lebenskraft, und er trocknete so zu sagen bei lebendigem Leibe zusammen.

Der Dankbare dagegen genoß nicht allein Gesundheit und Frohsinn, sondern wurde mehr und mehr reicher an irdischen und himmlischen Gütern.

Wie die Mützermühle bei Parchim ihren Namen erhalten, und die weisse Dame daselbst.

(Von H. H. zu Berlin.)

I.

Dort, wo östlich von Parchim die Tannen- und Buchenwaldungen durch eine größere Ackerfläche unterbrochen werden, liegt im stillen Wiesenthale, beiderseits von Hügeln eingeschlossen, eine einsame Mühle an dem Ufer eines sich langsam in manchen malerischen Windungen unter Gebüsch und Wiesenblumen dahinschlängelnden Baches. So nahe treten die Ausläufer der durch Mecklenburg sich hinziehenden Hügelkette an

die bescheidenen Gebäude heran, daß man keine Ahnung von diesem Wohnorte hat, ehe man nicht nahe davor, aus dem Walde heraustretend, von den Hügeln hinab ins Thal sieht.

Wer ein Freund ist von der zauberischen Wirkung einsamer Orte des Waldes, dort wo unter frischgrünenden Bäumen der wandernde Botaniker die mannigfaltigsten Kinder der Natur findet, wo das Rauschen der Schritte im vorjährigen Laube nur durch die melodischen Töne der befiederten Waldbewohner unterbrochen wird, der sucht gern die Gegend auf, in der jene Mühle, langsam klappernd, durch den bescheidenen Bach am großen Wasserrade getrieben wird. Zwölf Jahre der Wohnsitz meiner Eltern, knüpfen sich an dieselbe meine Jugenderinnerungen, von denen noch manche nicht verklungen ist.

In vergangenen Zeiten, von denen die Chronik nur in der mündlich überlieferten Sage spricht, lebte dort eine Frau als Besitzerin der Mühle, die so sehr von der Gewohnheit beherrscht war, daß sie unter Anderm ungern eine neue Mütze — Haube — aufsetzte. In ihren alten Tagen war dies in noch größerem Maße der Fall, und fast kam die allbekannte Mütze nicht mehr von ihrem grauen Kopfe, sodaß man schon bei ihren Lebzeiten wol „Frau Mütz" sagte. Und als nun der Nachfolger dies wichtige Erbstück, an dessen Aufbewahrung sich der Glaube eines schirmenden Kleinods knüpfte — nach anderen Berichten, aus Spott — in seiner Mühle aufgehangen oder viel mehr festgenagelt hatte, konnte es nicht fehlen, daß der Name „Mütz" oder „Mützermühle" allgemein geltend wurde.

II.

In welchem Zusammenhange die Erscheinung der weißen

Dame in Tannenwalde, unfern von dieser Mühle, mit der alten Frau „Mütz" zu bringen ist, wird nie klar ausgesprochen, oder doch sehr verschieden gedeutet.

Schon lange hörte ich als Knabe von der Erscheinung, die sich zwar selten, aber einzelnen Personen um so bestimmter, gezeigt haben sollte. Das jugendliche Gemüth ist viel zu empfänglich für dergleichen Geistergeschichten, als daß dem Schreiber Dieses nicht die Hacken hätten etwas kurz werden sollen, wenn er, von der parchimschen Schule heimkehrend, bisweilen in der Dämmerung oder Dunkelheit den bestimmten Ort passiren mußte.

Dieser heimliche Schauder sollte noch mehr Nahrung finden, als ich, etwa 14 Jahre alt, unsern bejahrten Gesellen bewog, als Augenzeuge mir zu sagen, was wahr an der Sage sei. Mich endlich still bei Seite nehmend begann er sichtlich ergriffen und mit gedämpfter Stimme:

„Ich kehrte eines Abends in der zwölften Stunde mit dem nun schon verstorbenen Jäger N. aus Parchim zurück. Unsere Unterhaltung bildeten Geistersagen, an die wir Beide damals nicht glaubten. In der Mitte jenes breiten Fußsteiges, der gerade auf die kleine aufgeworfene Erhöhung an den dichten jungen Tannen hinführt, wo der Sage nach die weiße Dame erscheint, machten wir Halt, um unsere Pfeifen wieder neu anzuzünden. Wer malt aber unsern bangen Schreck, als wir, wieder uns vorwärts wendend, die Erscheinung in geringer Ferne sehen! —

Guten Gewissens und selbander beschlossen wir uns näher zu überzeugen, ob auch Gesichtstäuschung unsern aufgeregten Sinnen etwas erscheinen ließe, das nicht vorhanden. Näher und näher rückend erkannten wir mit geöffneten Augen, aber beklommenem Herzen, immer deutlicher die schlanke, weiße,

jugendliche Gestalt mit langem, aufgelöstem Haar, einen Gürtel um die Hüften, uns fest ansehend, wie auch wir kein Auge abwenden mogten. Kaum waren wir noch 10 Schritte entfernt, einen Augenblick zaudernd bei der Ueberlegung, ob wir noch weiter vorrücken sollten, als die weiße Dame unserm Gelüste dadurch ein Endziel setzte, daß sie, kurz sich umwendend, einige Schritte in das Dickicht ging und — verschwand.

Uns umfing ein unheimlich Gefühl; wir verdoppelten unsere Schritte und zeigten keine Neugierde mehr, und nie werde ich diesen Ort wieder in der Dunkelheit passiren."

So schloß er mit einem Ausdruck, an dem man die Wahrheit des wirklich Erlebten merkte; und das kann ich bezeugen, nie hat dieser Mann bei nächtlicher Stunde jenen Ort wieder betreten; entweder er kam, wenn er nach jener Richtung hin ausgegangen war, Abends früh nach Hause, oder er blieb bis zum nächsten Morgen fort.

Der unvollendete Teufelsdamm durch den duckwitzer See bei Tessin.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zur Zeit, als noch der Teufel in Menschengestalt auf Erden einhergehen durfte, da lebte einmal zu Hof Duckwitz bei Tessin ein Schäfer, der immer gar mürrisch und verdrießlich war, wenn er seine Schafweide jenseit des auf der duckwitzer Feldmark gelegenen Sees hatte. Er mußte dann mit seiner Heerde den ganzen See umtreiben, und das war ein weiter und

beschwerlicher Weg. Daher wünschte er denn nichts sehnlicher, als einen Damm durch den See.

Eines Tages, als er auch den weiten Weg mit seinen Schafen machte, stützte er sich verdrießlich auf seinen Schäferstock und blickte sehnsuchtsvoll nach dem jenseitigen Ufer des Wassers hinüber. Da gesellte sich ein kleines Männchen zu ihm und fragte: „Was giebt's da zu sehen?"

„„Ach," " entgegnete der Schäfer, „„ich bin verdrießlich, daß die Weide so weit entfernt ist und kein Weg durch den See geht, was ich wol schon hundert Mal gewünscht habe." "

Der Fremde sagte: „Wenn's weiter nichts ist, dazu will ich Dir verhelfen; als Lohn dafür giebst Du mir Deine Seele."

Der Schäfer erschrak nicht wenig, denn er war nun nicht mehr im Zweifel darüber, mit wem er es zu thun habe. Ein so großes Opfer für die Erfüllung seines so lange gehegten Wunsches zu bringen, war ihm doch zu viel. Darum brach er das Gespräch ab und ging seines Weges weiter.

Der Teufel weicht aber nicht sobald. Am folgenden Morgen stellte er sich wieder ein und verhandelte mit dem Schäfer, aber ohne Erfolg. Am dritten Morgen, als der Böse sich wieder zu ihm gesellte und ihm garzu süße Lockspeisen vorhielt, konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen und versprach dem Teufel seine Seele, wogegen dieser sich verpflichtete, am nächsten Morgen den Weg fertig zu haben, wenn des Schäfers Hahn zum ersten Male krähen werde.

Der arme Schafhirte bereuete es bald, so voreilig gehandelt zu haben. Gern hätte er sein Wort wieder zurückgenommen, aber der Teufel ließ sich nicht sehen. Traurig und verzagt kam er am Abend nach Hause, und das Abendbrod, das sonst seine Hauptmahlzeit war, wollte ihm gar nicht munden.

Seine Frau, die bald merkte, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei, fragte nach der Ursache seiner Bekümmerniß und erfuhr dann auch Alles. Sie versuchte ihren Mann zu trösten, indem sie schon für ein gutes Ende sorgen und dem Teufel einen Strich durch die Rechnung machen wolle.

Inzwischen war es 10 Uhr geworden. Der Schäfer hatte sich zu Bette begeben, aber kein Schlaf wollte seine Augen schließen; die Frau saß noch beim Schein der Lampe und verrichtete ihre häuslichen Arbeiten. Da wurde es ein Getöse und Gewimmel in der Luft, als wenn die wilde Jagd vorüber zieht. Es war der Teufel mit seinen dienstbaren Geistern, die sich daran machten, den Weg durch den See zu karren.

So wie der Zeiger der Uhr weiter rückte, steigerte sich auch die Angst des Schäfers. Als es Zwei schlug, glaubte er seine Seele für verloren und brach in lautes Jammern und Wehklagen aus. Aber siehe da! Der Hahn krähete, und die höllischen Geister verschwanden. Sie hatten nur dreiviertel des Weges fertig gekriegt und mußten ohne Lohn davon gehen.

So war also der Schäfer gerettet, und das hatte er seiner Frau zu verdanken. Diese hatte nämlich ihren Hahn so abgerichtet, daß er des Morgens beim Füttern jedesmal krähte und hatte sie sich nun an diesem Morgen um 2 Uhr in den Hühnerstall begeben und ihm sein Futter verabreicht.

Der nicht fertig gewordene Weg durch den Duckwitzer See ist längst versunken; die Stelle aber, wo der Teufel und seine Gesellen die dazu erforderliche Erde weggenommen haben, wird noch heutigen Tages gezeigt.

Peter Pück, der dienstbare Geist des ehemaligen Klosters zu Schwerin.

Da, wo sich jetzt zu Schwerin das wahrhaft herrliche, im edelsten griechischen Style erbaute großherzogliche Collegiengebäude erhebt, stand ehedem das alte, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründete und nach der Reformation wieder aufgehobene Franziskaner-Mönchskloster, mit seiner schönen Kirche und seinen sonstigen umfangreichen Gebäuden. Jetzt ist von demselben nichts mehr vorhanden; nur die hinter dem Collegiengebäude befindliche Straße erinnert noch durch ihren Namen — Klosterstraße — an die Vergangenheit.

Gleich wie das schweriner Schloß seinen dienstbaren Geist, das Petermännchen *), besaß und noch besitzen soll, so hat auch in früheren Zeiten einmal das alte Kloster einen ähnlichen Geist, den Peter Pück oder Puck, gehabt, jedoch mit dem Unterschiede, daß dieser nicht wie jener durchaus guten und edlen Charakters, sondern einer von jenen bösen Teufelsgeistern war, die nur darauf ausgehen, den Menschen zu schaden, sie zu verderben und ihre Seelen wo möglich der Hölle zuzuführen.

Doch hören wir jetzt, was uns die Sage über diesen Geist Pück Alles zu erzählen weiß:

Als einmal zwei Mönche des schweriner Klosters von einer Amtsreise nach Lübeck wieder heimkehrten, verirrten sie unterwegs und kamen endlich spät Abends auf dem Hofe Klein-Brütz an, wo sie bei dem damaligen Besitzer, einem Herrn von Halberstadt, gastliche Aufnahme fanden.

*) Siehe Seite 206 bis 225 des zweiten Bandes.

Nachdem die beiden Geistlichen ihren Hunger und Durst hinlänglich gestillt, ließ ihr freundlicher Wirth sie nach der Kammer bringen, wo für die Müden ein Paar weiche Betten hergerichtet waren. In dieser Kammer aber hausete hauptsächlich seit einiger Zeit ein böser Geist, welcher den Leuten im Hause Tag und Nacht so zusetzte und neckte, daß sie selten ruhig schlafen konnten. Der Herr von Halberstadt wollte nun einmal sehen, ob der böse Geist auch wol die beiden frommen Leute zu stören wagen werde, und ob er vielleicht nicht gar durch sie von dieser wahren Hauspein befreit werden würde; deshalb hatte er ihnen denn diese Kammer zum Schlafgemach anweisen lassen.

Die beiden Mönche, herzlich müde von den Strapazen der Reise, verrichteten hier angekommen zuerst ihr Gebet, dann aber eilten sie schnell in die Federn und waren auch bald sanft eingeschlummert. Nicht lange aber hatten sie geschlafen, als sich auch schon der böse Geist einstellte und auf das Unbarmherzigste über die frommen Väter herfiel. Mit größter Geschwindigkeit warf er ihnen das Lager um, dann richtete er es ebenso schnell wieder auf, daß sie bald unter, bald auf dem Bette, und dann wieder mit den Füßen zum Kopfende desselben lagen ꝛc.

Natürlich verdroß eine solche Behandlung die geistlichen Herren nicht wenig, deshalb bedrohete der ältere, der auch zugleich Vorsteher seines Klosters war, den bösen Geist und sprach: „Laß uns zufrieden, schlechter Geselle, denn wir sind nicht in Deiner Gewalt, und Du hast keine Macht über uns; versuche Deinen Handel, wo Du willst, uns aber vergönne zu ruhen!“

Der Schalk von Geist achtete aber nicht hierauf, sondern kam nach kurzer Zeit wieder und beunruhigte die Mönche aufs Neue. Da

nahm der Pater von vorhin abermals das Wort und sprach also begütigend zu ihm: „Oh halte doch Frieden, mein guter Freund, und höre auf uns beschwerlich zu sein, ich bitte Dich darum!“

Jetzt, da der Geist diese Worte gehört und von dem Klostervorsteher nun gar als guter Freund angeredet worden war, antwortete er: „„Wenn Du mich zu Deinem Diener miethen willst, so will ich Dein und Deiner Brüder unverdrossener und williger Knecht sein.““

Um endlich den lästigen Geist los zu werden und Ruhe vor ihm zu bekommen, ging der Pater scheinbar auf sein Anerbieten ein und erwiederte: „Für diesmal laß es gut sein, doch willst Du mir und meinen Brüdern dienen, so will ich Dich für das Kloster miethen; was aber verlangst Du als Lohn dafür?“

Als der Geist dieses vernommen, da wurde er gar fröhlich ob seines neuen Herren und sprach: „„Du sollst mir für meine getreuen Dienste einen Rock von allerhand Farben und über und über mit Glocken besetzt zum Lohne geben, und mir denselben bis zur abgelaufenen Dienstzeit aufbewahren.““

Dies versprach denn auch der Klostervorsteher thun zu wollen, worauf der Geist ihm und seinem Genossen sogleich selbst das Bett wieder zurecht machte, damit sie desto besser und in Frieden schlafen könnten.

Sobald es Morgen geworden, erschien der Geist wieder bei den Mönchen und sagte zu dem älteren, daß er, da er ihn diese Nacht gemiethet, nun sein treuer Knecht sei und deshalb anfrage, ob sie nun weiter ziehen, oder hier noch etwas rasten wollten.

Der Pater antwortete ihm, daß er und sein Genosse bald aufbrechen werde, um gegen Mittag im Kloster zu Schwerin wieder anzulangen; er — der Geist — aber solle nur seiner Wege ziehen, denn er begehre seine Gesellschaft nicht.

Nachdem die Mönche hierauf in das Wohnzimmer gegangen waren, fragte sie der Herr von Halberstadt, ob sie auch eine gute und ruhige Nacht gehabt hätten.

Der Klostervorsteher erzählte ihm hierauf, wie es ihnen mit dem Geiste ergangen, und daß er denselben, um Ruhe zu bekommen, endlich nur für sein Kloster zu Schwerin hätte miethen müssen.

Der Herr von Halberstadt war nicht wenig über diese Nachricht erfreut, und dankte den Geistlichen für die ihm hierdurch erzeigte Wohlthat, indem er und sein Haus nun ja von diesem lästigen Plagegeist befreit wurde.

Als der Klostervorsteher und sein Gefährte in den Wagen gestiegen war, um heim nach Schwerin zu fahren, saß der Geist in Gestalt eines Affen auf dem einen Thorflügel des brützer Hofes und rief: „„Herr, jetzt will ich mit Euch reisen, denn ich bin Euer Knecht!““

Der Pater aber antwortete ihm, er solle nach dem Kloster wandern und das Mittagsmahl anrichten lassen, worauf sich der Geist sofort erhob und in's Kloster eilte. Hier trieb er den Koch wiederholt an, das Essen zu bereiten, was dieser auch that; denn er fürchtete sich, indem Jemand mit ihm redete, den er doch nicht sehen konnte.

Glücklich erreichten die beiden Mönche Schwerin, wo ihrer auch schon der Geist wartete. Auf dem Thore vor der Stadt, welches früher auf dieser Seite der Schweineburg stand, erschien er mit zwei vollen kupfernen Kannen und sprach: „„Beliebt's Euch nicht mit mir zu trinken?““

Der Klostervorsteher wurde hierüber sehr betrübt und ihn reuete, daß er diesen Geist zum Knecht gemiethet, der vielleicht sowol gegen ihn, als auch gegen seine Klosterbrüder Böes im Sinne hatte, worüber er dann später einem Höheren

Rede und Antwort geben mußte. Doch es war geschehen, und so beruhigte sich denn der gute Pater auch bald wieder und antwortete dem Geiste: „Wir sind noch nüchtern, guter Freund, uns beliebt noch nicht zu trinken."

Wie nun die geistlichen Herren bald hiernach in den Klosterhof einfuhren, war der Geist auch hier wieder der Erste, der ihnen entgegen lief und sie auf's Freundlichste bewillkommte.

Nach beendigter Mittagstafel aber trat der Geist zu dem Klostervorsteher und redete also zu ihm: „„Herr, Ihr habt mir einen bunten Rock aus allerlei Tuch und voller Glocken versprochen, ich bitte, daß Ihr denselben sogleich machen laßt, ihn dann verwahrt und mir aufhebt bis zu gelegener Zeit, denn sonst sollt Ihr keinen Frieden mit mir haben. So Ihr aber Euer Versprechen haltet, will ich Euer treuer Diener sein und alle Eure Arbeit verrichten. Saget mir jetzt, was ich Alles thun soll?""

Da antwortete der Pater: „Wenn es Dir beliebt, will ich, daß Du die Klosterbrüder um Mitternacht zur Mette*) weckest; aber Du darfst keinem derselben etwas Böses thun!"

Der Geist erklärte sich hierzu bereit und fügte hinzu: „„Ihr habt mir ein gutes Amt übertragen, welches ich um so pünktlicher vollführen werde, da ich niemals schlafe. Was aber soll ich noch mehr thun?"" fragte der Geist weiter.

„Du sollst", sagte der Pater, „ferner das Amt einer Wäscherin in der Klosterküche übernehmen, alles Geräth, die Töpfe und Schüsseln putzen und reinigen und was dort sonst noch weiter zu thun ist verrichten. Und endlich will ich noch, daß Du sämmtlichen Brüdern des Klosters dienst, aber ohne jeglichen Schaden.

---

*) Nachtmesse, katholischer Frühgottesdienst.

Der Geist Peter Pück gelobte dies Alles getreulich zu thun, und hat auch redlich Wort gehalten.

Nun trug es sich zu, daß das Kloster von einer großen Feuersbrunst heimgesucht wurde. Alsbald schritt man zum Wiederaufbaue der niedergebrannten Gebäude; der Klostervorsteher aber reisete dieserhalb zu einem benachbarten, reichbegüterten Edelmann und bat ihn, seinem Kloster mit einigen Balken und anderem Holze, dessen er genug besaß, behüflich zu sein.

Schon schien der Edelmann das Gesuch des Paters erfüllen zu wollen, als dieser schnell das Wort wieder nahm und listiger Weise sagte: „Ich habe einen tüchtigen Knecht, der soll diese Nacht noch kommen und das erbetene Holz fällen!"

Der Edelmann erwiederte hierauf, daß die Arbeit des einen Knechtes wenig anschlagen werde, er solle also nur mehr Leute schicken.

Der Pater aber versicherte, daß man deren nicht mehr brauche, der eine Knecht werde schon allein besorgen, was nöthig sei.

Der Geist Pück stürzte nun in derselben Nacht eine solche Menge Bäume zur Erde, daß der Edelmann, als er am andern Morgen nach seinem Walde kam, zornig ausrief: „„Wer ist so böse und verwegen gewesen, mir in einer Nacht so viel Holz niederzufällen?""

Unterdessen langten der Klostervorsteher und sein Knecht Peter Pück mit vielen Wagen an, um das Holz fortzuführen. Als dies der Edelmann sah, wurde er noch unwilliger und sprach: „„Vater, was ist das? Warum habt Ihr aus eigener Macht und Gewalt soviel Holz zur Erde stürzen lassen?""

Der kluge Pater antwortete: „Gestrenger Herr, Ihr habt mir bewilliget, so viel Holz dem Kloster schenken zu wollen, als mein einer Knecht in einer Nacht fällen könne, und dies ist jetzt geschehen!"

Der Edelmann entgegnete aber: „„Nicht also, ehrwürdiger Vater, denn obwol ich zuvor meine Bewilligung hierzu gegeben, so will ich doch, daß Ihr nur einen Theil des gefällten Holzes fortfahren lasset, der andere Theil aber mir verbleibe.““

Da begehrte der schlaue Klostervorsteher noch eine Bitte und sprach also zum Edelmanne: „Gestrenger Herr, so es Euch gefällig ist, gestattet mir noch die Bitte, meinem Kloster nämlich nur soviel Holz schenken zu wollen, als mein Knecht auf einmal fortschaffen kann.“

Als nun der Edelmann dieses zugestanden hatte, war sogleich der Pück bei der Hand, raffte mit Blitzesschnelle alle die von ihm gefällten Bäume zusammen, erhob sich zum Erstaunen Aller damit in die Lüfte und eilte von dannen.

Da dies der Edelman sah, daß er also hintergangen war, rief er entsetzt: „„Ich hätte nie geglaubt, daß ein Knecht soviel Holz wegbringen könnte; es ist ein unsauberer Geist, der thut es durch seinen Knecht!““

Dieses und noch viel Anderes mehr wird von dem Pück erzählt, der über 30 Jahre als Knecht im Dienste des schweriner Klosters stand. Als er endlich seine Dienstzeit vollendet, wartete er auf das letzte Stündlein eines Domherrn, welcher durch einen schnellen Tod aus diesem Leben schied. Knecht Pück kam nun vor des Vorstehers Thür, klopfte mit Ungestüm an und forderte seinen Rock, der ihm auf seinen Wunsch bis jetzt verwahrt worden war.

Der Pater, argwöhnisch über des Geistes plötzliches Fortwollen, ahnete nichts Gutes und fragte ihn deshalb: „Was hast Du für eine That gegen meine Brüder begangen, daß Du uns so eilig verlassen willst? Ich fürchte, daß Du etwas Böses vollführet hast!“

„„Vater, es ist keinem Deiner Brüder etwas Böses von

mir geschehen,"" antwortete der Pück, ,,,,gieb mir daher den Rock, wofür ich Dir so lange treulich gedient!""

Als ihm hierauf der Pater den Rock hingegeben, zog er ihn an und erhob sich damit hoch in die Luft, so daß ein großes Getön entstand und der Glockenklang weit und breit gehöret wurde.

Die eine der beiden kupfernen Kannen hatte der Geist mit sich genommen, die andere aber dem Kloster hinterlassen, welche hier noch lange aufbewahret worden ist und allgemein unter dem Namen „der Pück" bekannt war.

Der Stein mit der ausgehauenen Hand auf dem Marktplatze zu Boitzenburg.

(Von **L. Kreutzer** zu Parchim.)

Der rechten Rathhauspumpe gegenüber liegt zu Boitzenburg auf dem Marktplatze, zwischen den ziemlich gleich großen Steinen des Straßenpflasters, ein Stein, der augenscheinlich seine Kameraden bedeutend an Größe übertrifft. Er ist oben flach, und die Leute sagen, auf der andern, nach unten gekehrten Seite sei eine Hand ausgehauen.

Ursprünglich — im alten Straßenpflaster nämlich — ist die jetzt untere Seite dieses Steines nach oben gekehrt gewesen, und wer nur die Augen offen gehabt hat, der hat sich die Hand ansehen können. Allein durch die Fußtritte der darüber Hinschreitenden und die Wagenräder ist die Hand bis auf drei Finger allmälich ausgetilgt.

Damit im neuen Steindamme die Hand nicht ganz verschwinde, sollen die klugen Steindämmer dem Steine eine umgekehrte Lage gegeben haben.

Vor vielen Jahren lebte am Marktplatze in Boitzenburg ein Rathsherr, bei dem ein bildschönes Mädchen im Dienste stand. Aber Schönheit ist nicht Tugend; und eines Tages hatte das Mädchen ein Kindlein geboren, das wol „Mutter", nicht aber „Vater" sagen konnte, auch nicht, wenn es erwachsen sein werde. Aber es hat auch nimmer „Mutter" gesagt, denn dieser graute vor der öffentlichen Schande, nicht aber vor einem schrecklichen Verbrechen; darum tödtete sie das arme Würmlein und suchte die Gebeine desselben im Ofen zu verbrennen.

Kein Menschenauge war Zeuge des Verbrechens, und die Mutter mogte sich schon der gelungenen That freuen. Da wurden die Gebeine des Kindleins selbst zu Anklägern der mütterlichen Unthat. Durch das Verbrennen derselben verbreitete sich durch das ganze Haus ein so unerträglicher Geruch, daß Jedermann im Hause in größter Eile Alles aufbot, die Ursache desselben zu entdecken.

Nach kurzem Suchen wurden die halbverkohlten Gebeine des Kindes aufgefunden.

Die Verbrecherin wurde des Mordes überführt und büßte die blutige That mit dem Leben. Auf dem Marktplatze fiel ihr Haupt unter dem Schwerte des Henkers.

Der Stein mit der Hand soll die Stätte bezeichnen, auf welcher die Mörderin verblutete.

Das Wahrzeichen am Steinthore zu Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Unsere Vorfahren hatten die löbliche Gewohnheit, irgend einen schönen sinnreichen Spruch, etwa einen Bibel- oder Liedervers, den sie sich zum Wahlspruche genommen, über die Pforte ihres Hauses zu schreiben. Hier, wo man täglich ein und aus geht, stand er mit großer, deutlicher Schrift, zum fortwährenden Gedächtniß und zu fruchtbringender Beherzigung. So versah man auch häufig öffentliche Gebäude, Kirchen, Schulen, Rathhäuser, Thore und dergleichen, bei denen viel Verkehr stattfand, mit passenden Sinnsprüchen und fügte nicht selten ein bedeutsames Sinnbild hinzu, um die Wahrheit des verzeichneten Spruches noch mehr zu veranschaulichen und zu verdeutlichen.

Daß man auch zu Rostock diese Gewohnheit hatte, bezeugt unter Andern das Steinthor daselbst. Dasselbe enthält an der innern und äußern Seite die Wappenschilder Rostock's und Mecklenburg's und trägt außerdem noch nach Innen die Inschrift: Sit intra te concordia et publica felicitas*). Ueber der Inschrift befindet sich dann noch das Brustbild eines Mannes, der gleich als zum Schutze mit der Linken einen runden Schild vor sich hält. Zu seinen Seiten steht endlich getheilt die Jahreszahl 1314.

Da das Steinthor erst im Jahre 1575 gebauet sein soll, so hat die vorhin erwähnte Jahreszahl hiermit gewiß nichts zu

*) In Deinen Mauern wohne Eintracht und staatliches — öffentliches — Wohlsein.

thun, vielmehr scheint sie sich nebst den übrigen Darstellungen auf die Beendigung des rungeschen Aufstandes, die Aussöhnung der Stadt mit Herzog Heinrich dem Löwen von Mecklenburg *) und die Wiederherstellung der alten Ordnung zu beziehen. Durch den Verrath des königlich dänischen Statthalters zu Rostock, Hermann von Glöden oder Klödt, gelang es nämlich dem Herzoge die Stadt im Januar 1314 **) beim Steinthore zu überrumpeln und so die vorhin erwähnten Resultate zu erzielen. ***)

Die Sage erzählt über den Ursprung des obgedachten Brustbildes Folgendes:

Gegen das Jahr 1314 hatte Rostock, wie damals häufig, Krieg. Die Feinde hatten die Stadt schon lange und vergeblich belagert. Sie konnten sie nicht überwältigen, und auch das Aushungern wollte nicht recht gehen. Da nahm man zum Verrathe seine Zuflucht, und zwar war es einer der Bürgermeister, der sich durch das Gold der Fremden blenden ließ. Er beging das Bubenstück und überlieferte die Stadt, indem er ihre Blöße verrieth, den Feinden.

Die Sache war fein genug angelegt, kam aber doch an das Tageslicht. Und als nun die Rostocker nach außen hin Frieden hatten, ergriffen sie den Verräther und sperrten ihn ein.

Damals bestrafte man oft geringe Vergehen sehr hart; und so ist es leicht erklärlich, daß man hier nicht bloß hart,

*) Siehe Anmerkung Seite 164 des zweiten Bandes.

**) In diesem Jahre starb auch Fürst Nikolaus das Kind — Junker Klas — Herr zu Rostock, der letzte Sproß dieser mecklenburgischen Fürstenlinie. Er war mit in die erwähnten Weiterungen verwickelt und hatte sie vielleicht theilweise selbst veranlaßt.

***) Siehe Reinhold's Chronik der Stadt Rostock, Seite 12 bis 19.

sondern sogar grausam verfuhr. Man schleppte den Unglücklichen nach dem Mauerthurme unweit des Steinthores — hinter den Häusern an der neuen Wallstraße — und schloß ihn hier in schwebender Stellung vermittelst Hals-, Arm-, Brust- und Fußeisen also an, daß er nur die Hände zum Munde bewegen konnte. So quälte man ihn jämmerlich und langsam zu Tode; denn zur täglichen Nahrung ward ihm nur ein Schillingsbrod — Rundbrod — und ein wenig Wasser gereicht.

Das Bild soll hier dann späterhin zur Warnung für Jedermann angebracht sein, und will man an demselben auch die Hals- und Armeisen erkennen. Den Schild aber hält man für ein Abbild des Rundbrodes.

Vom Hückeweib von Malchow, auf der Insel Pöl.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Zu Malchow, auf der Insel Pöl, wohnte einmal vor mehreren hundert Jahren eine Bauersfrau, die war wohl begütert. Aber ihr Herz neigte sich dem Geize zu, und jedes Mittel war ihr recht, wenn ihr Hab' und Gut sich nur dadurch vergrößerte. Da konnte es denn auch nicht anders sein, ihr Gesinde und Vieh hatten es recht schlecht. Knecht und Magd mußten vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten und erhielten so schlechte Kost, daß sie sich kaum zu sättigen vermogten. Das Vieh wurde übermäßig geschunden und erhielt nur selten sein Recht. Daher hielt's auch Niemand lange in diesem Hause aus; wer nicht davon lief, der wurde von ihr

fortgejagt. Verkaufte sie Milch, Butter, Eier oder Getreide, so suchte sie durch falsches Gewicht und Maß die Leute zu betrügen; ja es ging soweit, daß sie des Nachts heimlich in die Gärten der Nachbaren ging, um Gemüse oder Obst zu stehlen.

Diese Frau war kinderlos, hatte aber das kleine Mädchen ihrer verstorbenen Schwester zu sich genommen, doch nicht um nach Christenbrauch zu handeln, sondern um das Vermögen des Kindes an sich zu bringen. In der That hatte es die kleine Trine Anna auch zu schlecht. Unaufhörlich schalt die Tante mit ihr und bei dem geringsten Versehen, das die Kleine machte, setzte es der Mißhandlungen genug.

Geduldig erlitt das Mädchen Alles, was sollte sie auch dagegen machen, so sie doch keine Seele auf der weiten Welt hatte, die sich ihrer annehmen mögte. Desto brünstiger wandte sie aber ihre Augen nach dem blauen Himmel, zum lieben Gott, und bat Ihn, Er möge Sich ihrer erbarmen und zu einem Engel machen, damit sie doch wieder zur guten Mutter könnte.

Gott, der die Wittwen und Waisen nicht verläßt, sahe an die Noth der kleinen Trine Anna und rief sie zu Sich in den Himmel.

Die Bauersfrau freute sich deß gar sehr, nahm das Vermögen des Kindes und vergrub es in ihrem Keller. Vor Gericht betheuerte sie hoch und heilig, daß das verstorbene Mädchen kein Gut hinterlassen habe und verschwur sich, sie wolle keine Ruhe im Grabe haben, wenn sie unwahr geredet.

Als nun der Sensenmann kam zur Bauersfrau, da hätte sie gern ihr Unrecht wieder gut gemacht, allein es war zu spät. Und wie sie geschworen hatte, so geschah es. Sie wurde wol in's Grab gesenkt, fand aber die Ruhe nicht. Des Nachts spukte sie in ihrem Hause, namentlich trieb sie ihr Unwesen im Keller, wo sie das Geld ihrer Nichte vergraben hatte.

Einst kam ein frommer Mann in das Haus und hörte von dem Spuk, der durch sein Rumoren alle Bewohner des Hauses beunruhigte. Des Nachts ging er in den Keller und sprach zum Geiste: „Hebe Dich weg aus diesem Hause und suche die Ruhe! Du wirst sie finden, aber nicht eher, bis Du zur Kirche gekommen bist. Damit Du aber lange zu büßen hast für Deine Sünden, so sollst Du alle Jahre nur einen Hahnenschritt vorwärts kommen. Findet sich aber ein frommer Mensch, der Dich weiter tragen will, so soll Dir das angerechnet werden."

Wol verschwand nun der Geist der Bauersfrau aus dem Hause, aber auf dem Wege nach Kirchdorf erschien sie des Nachts jedem Menschen und bat: „Nimm mie Huckepack, un träg mie na de Kark!" *)

Nach vielen Jahren ging eines Nachts ein frommer Tagelöhner des Weges, der wollte zum Seelsorger, denn seine todtkranke Mutter begehrte des heiligen Abendmahles. Als er nun nach der Stelle kommt, wo die Wege von Malchow, Kirchdorf und Niendorf sich kreuzen, da sah er an der Grabenborte ein Weib sitzen, die schrie: „Lat mie Huckepack sitten!" **)

„„In Gottes Namen!"" sprach der Tagelöhner, nahm sie auf seinen Rücken und trug sie bis zum „Hostburn", einem Hohlweg, der mit Kreuzdorn zu beiden Seiten bewachsen ist, dicht vor Kirchdorf.

Da hat sie denn lange gesessen und des Nachts, so Jemand vorüber ging, immer gebeten: „Lat mie Huckepack sitten."

---

*) „Nimm mich Huckepack, und trag mich nach der Kirche!"

**) „Laß mich Huckepack sitzen!"

Allein es hat sich nie eine mitleidige Seele dazu wieder finden wollen.

Ob jetzt das Huckeweib, wie sie genannt wird, schon die Ruhe im Grabe gefunden hat, oder ob sie noch manchen Hahnenschritt wandern muß, wer mag das wissen? Ihrem Ziele ist sie indeß sicherlich näher gekommen.

Der Riesenstein auf dem Gotteskampe bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Wenn man zu Woldegk aus dem Neuthor geht und seinen Weg rechts hinter den Gärten weg nimmt, so kommt man über den sogenannten Gotteskamp, auf dem eine Windmühle steht.

In der Nähe dieser Mühle befand sich vor nicht langer Zeit noch ein gewaltig großer Stein, den der Sage nach auch der Riese von den helpter Bergen*) auf den Thurm der woldegker Kirche habe werfen wollen, der aber über denselben weggeflogen und hier niedergefallen sei. Die Obertheile der Hand mit den fünf Fingern des Riesen waren deutlich auf dem Steine abgedrückt.

In neuester Zeit ist dieser Stein ein Opfer des Sprengpulvers geworden; früher mag er vielleicht ein heidnischer Opferstein gewesen sein.

*) Siehe Seite 96 dieses Bandes.

Der Zimmermannsberg bei Wesenberg.

In alten Zeiten war Wesenberg recht stark befestiget; auch befand sich dort eine nicht minder feste fürstliche Burg, die in Sumpf und Wasser auf einem künstlich aufgeschütteten Hügel dicht vor der Stadt lag.

Von den Mauern und doppelten Wällen, welche ehemals Wesenberg umgürteten, sind jetzt nur noch wenige Spuren vorhanden; von der Feste aber existiren, außer manchen Ueberbleibseln von Wällen und Gräben, namentlich noch ein wol an 50 und mehr Fuß hoher Wartethurm, der „Fangelthurm" genannt, sowie die Reste eines anderen alten Burggebäudes, worin jetzt der fürstliche Pachtfischer wohnt.

Auch Wesenberg — das eine Zeit hindurch, von 1276 bis ungefähr 1352 den Markgrafen von Brandenburg gehörte, später aber verschiedenen adeligen Geschlechtern, theils verpfändet, oder gar verkauft war, bis es endlich wieder im Jahre 1458 in den vollständigen Besitz seines angestammten alten Fürstenhauses Mecklenburg kam, worin es darnach denn auch immer verblieben ist — hatte früher, wie es in damaligen Zeiten ja so häufig zu geschehen pflegte, mancherlei Fehden und Kriege zu bestehen.

Als nun wieder einmal ein solcher mit besonderer Ausdauer und Hartnäckigkeit gegen dasselbe geführt wurde, und Stadt und Burg sich auch jetzt wieder, wie immer, auf das Tapferste vertheidigte, gelang es dem Feinde, einen Einwohner Wesenbergs, Zimmermann mit Namen, zu bestechen und ihn durch eine große Summe Geldes zum Verrathe seiner Vaterstadt zu bewegen.

Dieser Zimmermann zeigte, nachdem er seinen Judaslohn

empfangen, den Feinden die heimlichen Wege und Zugänge der Feste und entdeckte ihnen ihre Schwächen und Blößen; worauf denn schon in der folgenden Nacht Wesenberg überrumpelt wurde und in Besitz seiner Belagerer gelangte.

Furchtbar wütheten diese hier; viele Einwohner wurden erschlagen, ihre Häuser verwüstet und ausgeraubt. Als endlich der grimmige Feind wieder abgezogen, glich Wesenberg einem Trümmerhaufen, zwischen dem sich nur noch wenige Menschen bewegten; alle andern hatte das Schwert des Feindes, Noth und Elend hinweggerafft. *)

Lange Jahre hiernach lag noch ein großer Theil der Stadt verödet da, so daß aus den Fenstern eines Hauses am Thor sogar schon hohe Bäume wuchsen; und lange währte es, ehe Wesenberg sich von all diesen Kriegsdrangsalen etwas erholt und seine Einwohnerzahl wieder die frühere Höhe erreicht hatte.

Der schändliche Verräther aber sollte seiner wohlverdienten Strafe nicht entgehen. Als der Feind aus dem Lande und nicht mehr zu fürchten war, drangen die übriggebliebenen Bürger plötzlich in des Elenden Wohnung. Zimmermann

*) Wann diese schreckliche Eroberung Wesenbergs eigentlich stattgefunden hat, weiß Niemand recht zu sagen, da bei dem großem Brande am 18. März 1681, wodurch fast die ganze Stadt in Asche gelegt wurde, auch ihre sämmtlichen Urkunden verloren gegangen sind, von denen jetzt nur noch einzelne unvollkommene Abschriften existiren. Einige wollen nun zwar behaupten, daß Wesenberg während des dreißigjährigen Krieges durch Tilly belagert und eingenommen ist, und daß eben hiermit die erzählte Eroberung gemeint sein solle — soviel mir bekannt, ist Tilly nie nach Wesenberg gekommen, wol aber hat er das nahe Neubrandenburg am 8. März 1631 erstürmt und arg darin gewüthet, und ist dies vielleicht nun nur eine bloße Verwechselung hiermit. — Andere hingegen sagen, daß die beregte Einnahme der Stadt und Burg viel früher und schon lange vor Beginn des dreißigjährigen Krieges geschehen sei.

suchte nun zwar zu entfliehen, wurde aber bald, in der Nähe eines Berges, wieder eingeholt. Seine mit Recht empörten Verfolger führten ihn sofort auf denselben und steinigten ihn hier, im Angesichte der durch seine Schuld so namenlos unglücklich gemachten Vaterstadt, martervoll zu Tode.

Seit der Zeit heißt der Berg „der Zimmermannsberg", welchen Namen er auch noch heut' und diesen Tag führt.

Die nächtliche Mahlzeit in den Kühlungen der diedrichshäger Berge bei Kröpelin.

(Von Fr. Schulz.)

Wer die Straße von Kröpelin nach Brunshaupten wandert, der kommt über den höchsten Punkt der diedrichshäger Berge. Er genießt hier eine schöne Aussicht, die noch durch einen zum Zweck der Landesvermessung erbauten Thurm — wenn man sich nämlich die Mühe giebt denselben zu besteigen — verherrlicht wird.

Von dort führt der Weg den Wanderer durch einen Wald, den man die Kühlung nennt. Es geht bald bergauf, bald bergab, bis man Brunshaupten erreicht hat.

Vom Wege aus sieht man oft tiefe Schluchten oder steile Berge, und jeder Neugierige ist leicht versucht, rechts oder links vom Wege ab den Wald zu durchstreichen. Der Fremde widersteht schwer der Versuchung, wol aber der, der dort bekannt ist; denn er weiß, daß man hier sehr leicht irren kann,

und daß es auf manchen Stellen auch nicht jeder Zeit so ganz geheuer ist.

So erging es einem Neugierigen auch einmal, wenn auch eben so übel nicht, doch recht sonderbar. Er ging nach seiner Meinung immer in gerader Richtung quer durch die Kühlung, und mußte, so rechnete er, auf Brunshaupten zu kommen.

Schon stundenlang hatte er so gewandert, und immer war er noch tief im Walde. Es wurde dunkel und unser Fußgänger gestand sich, daß er verirrt sei. Sich ganz dem Mißmuthe hinzugeben, wollte er nicht, und sein Erstes war nun, sich zu fassen und seiner Verwirrtheit zu steuern. Er zog seine Stiefeln um, zog den Rock aus und wieder an ꝛc., alles Mittel gegen die den Menschen irre leitenden Geister und Spuke, und wanderte dann weiter.

Diese Mittel schienen probat gewesen zu sein, und bald sah der Wanderer in der Ferne ein Licht. Leichten Schrittes eilte er gerade darauf zu und hatte den erleuchteten Ort eher erreicht, als er glaubte.

Aber, wie stutzte er jetzt! Er stand vor einer großen Gesellschaft, nach seiner Meinung theils früher bekannter, theils unbekannter Leute, die vergnügt an einer wohlbesetzten Tafel saßen. Die schönen Speisen auf dem Tische umdufteten ihn und klarer, perlender Wein lächelte ihn an; aber unser Zuschauer ließ sich nicht dadurch reizen, näher zu gehen. Endlich kam einer aus der Gesellschaft auf ihn zu, und lud ihn freundlich ein, mitzuessen.

„Zureden hilft", sagt das Sprichwort. Er setzte sich nach einigem Weigern mit zu Tische und sättigte sich mit Wohlgefallen. Auch genoß er des Weins so viel, daß er zuletzt, mit dem Kopfe auf dem Tische liegend, einschlief, während er in der rechten Hand noch einen goldenen Pokal mit Wein gefüllt festhielt.

Er schlief lange und sanft. Als er endlich erwachte, da war es heller Tag. Der Stuhl, auf dem er zu sitzen glaubte, war nackte Erde, der Tisch ein Baumstubben, das Tischtuch eine Kuhhaut, und sein goldener Pokal war gar ein Kuhfuß geworden. Er hatte hiermit Beweis genug, daß der nächtliche Vorgang kein bloßer Traum gewesen war, und sein noch voller Magen und vom Wein erhitzter Kopf bestätigten es noch mehr.

Schnell sprang er auf, eilte fort von dem unheimlichen Orte und hatte bald den Wald hinter seinem Rücken.

Die Entstehung des kritzower Sees und des schwarzen Berges bei Kritzow, unweit Lübz.

(Von V. zu W.)

Im Dominialamte Lübz, zwischen den Feldmarken Brok, Wessentin, Barkow und Kritzow liegt der kritzower See, über dessen Entstehung mir von einer alten, aus Wessentin gebürtigen Frau Nachstehendes erzählt wurde:

In alten Zeiten wurde unser Land von Hünen bewohnt, und habe ich selbst noch, wenn wir als Kinder zum Erdbeerenpflücken in das barkower Holz gingen, verschiedene runde Erhöhungen in demselben gesehen, von welchen uns gesagt wurde, daß sie die Gräber der jetzt ausgestorbenen Hünen seien. Jetzt ist aber genanntes Holz zum größten Theile ausgerodet, und zu Acker gemacht, bei welcher Gelegenheit auch die Hünengräber vernichtet worden sind.

Jedoch ein Werk haben die Hünen hier hinterlassen, wel-

ches noch lange ihr Andenken in hiesiger Gegend erhalten wird. Am Ufer des wol eine halbe Stunde langen, aber nicht sehr breiten kritzower Sees erhebt sich in einer sonst flachen Gegend ein ziemlich steiler und umfangreicher Hügel, der schwarze Berg genannt, welcher nebst dem See selber einer Hünentochter seine Entstehung verdankt.

Wo nämlich jetzt der See und der schwarze Berg sich befinden, ist früher ebenes Land gewesen, in dessen Nähe ein alter Hüne mit seiner Tochter gewohnt hat. Diese geht eines Tages dort spazieren. Von Langerweile geplagt, wirft sie sich nieder, füllt ihre Schürze mit Sand, trägt selbigen weg und streut ihn in der Umgegend aus. Dann kommt sie noch einmal und holt eine zweite Schürze voll Erde, womit sie es eben so macht. Als sie aber zum dritten Male ihre Schürze voll gemacht, reißt das Schürzenband, und die ganze Schürze voll Sand bleibt auf einer Stelle liegen; dies ist der schwarze Berg.

Der Ort, wo sie die drei Schürzen voll Erde weggenommen, ist voll Wasser gelaufen, und das ist jetzt der kritzower See.

Der bekehrte Pächter von Gross-Methling bei Gnoien.

(Von weiland J. Mussäus, Pastor zu Hansdorf.)

Der Böse ruhet nicht, sondern suchet, wen er verschlinge. Auf dem Hofe Groß-Methling wohnte ein alter geiziger Pächter, der jährlich das Korn aufschüttete in der theuren Zeit. Viel Gold und Silber lag ihm aufgehäuft in Kisten und

Schränken, allein hart war sein Herz gegen Untergebene und Arme, und täglich spielte er Karten.

Einstmals an einem Pfingstmorgen, während Schaaren frommer Seelen zum Gotteshause zogen, wanderte er hinaus auf's Feld, um die Saat zu besehen und die Ernte zu berechnen. Da fährt auf der Landstraße daher ein Mann mit schwarzen, hochbäumenden Rossen. Neben ihm hält er an und steigt ab. Ein rother Mantel hing ihm weit über die Füße weg, und dreieckig war sein Hut.

„Habt Ihr Korn zum Verkauf?" fragte er den Pächter, „ich gebe Euch doppelte Preise!"

„„Wenn das ist,"" sagte der Pächter, „„so mag's darum sein. Kommt mit mir und esset bei mir! Die Sonne steht hoch und der Schatten wird kurz.""

Sie gingen zusammen. Als sie auf den Hof kamen, da flogen mit Geschrei die Hühner und Enten alle davon, als ob ein Raubvogel daher zöge, und der Hofhund knurrte und heulte abwechselnd.

Sie traten in die Stube. Ein solcher Gast muß herrlich bewirthet werden, dachte der Landmann, und ließ auftragen große Schüsseln mit Fleisch und kräftiges Bier. Der Fremde aber setzt sich zum Mahle und neckt ungebührlich die aufwartende schüchterne Magd und reißt ihr die Schürze ab.

Da fällt aus seiner Hand ein Messer nieder. Das Mädchen bückt sich, um es aufzunehmen, allein was sieht sie? Die Füße des Fremdlings, einen Pferde- und einen Hühnerfuß!

Erschrocken eilt sie hinaus zur Hausfrau; diese erzählt es dem Manne.

In der Eile wird der Geistliche des Dorfes geholt. Er kommt im ganzen Summarium, die Bibel unter dem Arme.

„Menschenkind," ruft der Fremde ihm keck entgegen, „was

willst Du mir? Dich kenne ich. Du stahlst als Knabe ein Messer Deinem Mitschüler."

Der Geistliche tritt beschämt und verwirrt zurück, und der Fremdling läßt sich das Mahl gut schmecken, unter vielen Gotteslästerungen.

Aber schon holt ein Wagen den Geistlichen aus dem nahen Brudersdorf. Er kommt mit der Bibel unter dem Arme im ganzen Summarium in die Stube.

„Au weh, au weh!" ruft der Fremde und schaudert in eine Ecke zurück; „erbarme Dich mein!"

„„Du erbarmst Dich nicht der Menschenkinder!"" spricht der Geistliche. „„Hier diese Bibel soll Dich züchtigen und dieser Arm!""

„Weh mir, weh mir!" erwiederte jener, „erbarme Dich!"

„„Du kommst nicht anders aus dieser Stube,"" spricht der Geistliche, „„als durch diese Thür und bei dieser Bibel vorbei.""

„Weh, weh!" jammerte der Fremde.

Da entsteht draußen ein Tosen, wie wenn der Sturm sich erhebt. Ein blauer Nebel sammelt sich über dem Hause. Den Leuten ward bange, und sie baten den Geistlichen.

„„Nun,"" sprach er, „„so öffnet das Fenster! Fahre aus, Du unsauberer Geist!""

Da fährt's hinaus wie ein Sturmwind mit gewaltigem Krachen. Die Fensterlucht war ausgerissen, der Nebel verschwunden, und auf dem Scheunengiebel, dem Hause gegenüber, sitzt der Böse und lacht sie Alle aus. Dann verschwindet er.

Der Pächter ward ein frommer Mann.

Das affenähnliche Ungeheuer im schweriner See bei Schwerin.

Als vor vielen Jahren einmal ein Fischer auf dem schweriner See seine Netze auswarf, gewahrte er plötzlich ein großes behaartes, affenähnliches Ungeheuer bei sich im Kahne, ohne bemerkt zu haben, wie dasselbe dahin und woher es gekommen.

Bewegungslos und kaum ein Zeichen des Lebens von sich gebend, hockte das Unthier einige Stunden auf einer Bank in dem Kahn. Der hierdurch in nicht geringe Angst und Furcht versetzte Fischer setzte leise und zitternd seine Arbeit fort und wagte nur ab und zu, verstohlen nach seinem unheimlichen Gast hinüber zu schielen.

Da das Ungethüm aber noch immer nicht weichen, noch immer nicht den Kahn wieder verlassen wollte und dem Fischer schon Zeit und Weile lang wurde, so faßte er sich endlich ein Herz, ergriff das Ruder und schlug schnell auf seinen ungebetenen Gesellschafter los.

Mit einem gellenden Schrei stürzte sich das Ungeheuer sofort in den See, riß dabei aber den Kahn um, so daß auch der Fischer mitsammt dem ganzen Inhalt des Kahnes in das Wasser fiel, wobei der arme Mann sein Leben einbüßte und in der Tiefe des Sees sein kühles Grab fand.

Von dem also untergegangenen Fischer hat man nie wieder etwas gesehen, denn trotz alles Suchens wollte es nicht gelingen, seine Leiche aufzufinden. Wol aber behaupteten schon öfter Leute, in mitternächtlicher Stunde ein Plätschern im Schilfe gehört zu haben, was von dem versunkenen Fischer herrühre, dem es dann nämlich erlaubt sein soll, in Beglei-

tung jenes affenartigen Ungethüms an die Oberfläche des Sees zu kommen.

Auch soll sich dort im schweriner See, wo der Fischer untergesunken, noch heute ein heftiger Strudel befinden, der jedes sich nahende Boot umzustürzen und in die Tiefe zu reißen droht.

Das vom Teufel versuchte Ehepaar und der grosse Brand zu Boitzenburg.

(Von L. **Kreutzer** zu Parchim.)

Ein junges Ehepaar bewohnte in der Vorstadt Boitzenburg's ein kleines Häuschen. Der Mann war ein Elbschiffer und hatte einen Elbkahn, der ihn und seine Ehehälfte reichlich ernährte.

Eines Tages war er nach dem zwei Stunden entfernten Lauenburg gewandert, um frische Ladung auf Hamburg einzunehmen, während die junge Frau es sich am Butterfasse so sauer werden ließ, daß ihr die hellen Schweißtropfen über's Gesicht perlten. Dessenungeachtet wollte es ihr nicht gelingen, auch nur ein Körnlein Butter zu gewinnen.

Erschöpft ließ sie ein über das andere Mal die Hände sinken und dachte nach, wie sie doch die Arbeit zu Ende bringen möge. Plötzlich fiel ihr die Nachbarin ein. Diese pflegte nämlich während der Arbeit des Butterns ein kleines eisernes Vorhängeschloß ans Butterfaß zu hängen, wodurch sie nicht allein schnell, sondern auch reichlich Butter gewann.

Sie eilte zur Nachbarin, um sich das wunderthätige Schloß zu erbitten, traf dieselbe aber nicht zu Hause. Doch das Kleinod hing unter dem Spiegel; die Frau bemächtigte sich desselben und eilte wieder an ihre Arbeit.

Schon nach einigen Minuten quoll die goldgelbe Butter oben aus dem Fasse. Die Frau machte sich daran, die Butter von der Buttermilch zu scheiden. Allein es ward ihr doch fast unheimlich ums Herz beim Anblick der großen Menge so schnell gewonnener Butter. Ein Schauder überlief sie, so daß sie Butter und Butterfaß in den Keller tragen und sich halb krank zu Bett legen mußte.

Gegen Abend kam der Mann von Lauenburg zurück. Die Frau erzählte ihm den räthselhaften Vorgang mit der Butter, welche der Mann aus dem Keller zurückholte und sich ohne Umstände daran machte, dieselbe zuzubereiten.

Eben war er fertig und auf dem Tische stand ein Teller köstlicher Butter neben dem andern, als an die Thür geklopft wurde und ein vornehm gekleideter fremder Herr in die Stube trat.

Der Fremde grüßte freundlich, legte ein Buch auf den Tisch und erklärte den jungen Leuten höflich, aber bestimmt, sie hätten heute seine Hülfe in Anspruch genommen, dafür könne er fordern, daß sie ihre Namen in das vor ihnen liegende Buch hineinschreiben würden. Im Uebrigen versicherte er sie in allen Stücken seiner Hülfe.

Der Mann holte das Dintenfaß aus dem Schranke, um sich zuerst zu unterschreiben; allein der Fremde versicherte, daß Dinte völlig unnöthig sei, ein Tropfen Blutes aus den Fingerspitzen ersetze die schönste Dinte.

Das war den guten Leuten denn doch zu arg. In der Angst ergriff der Schiffer hinter dem Rücken des Unheimlichen

eine Bibel und las mit lauter Stimme einen Vers aus der Leidensgeschichte des Herrn. Da sprang der Fremde hoch auf, Blitze entsprühten seinen Augen, und mit einem Donnerknall, der das Haus erbeben machte, fuhr er zum Fenster hinaus, Glas und Kreuzholz mit sich fortreißend. Selbst das Buch hatte der Böse — denn der war es — vergessen.

Am andern Morgen eilte der Schiffer zu seinem Beichtvater, und siehe da, die Namen einer großen Anzahl boitzenburger Einwohner standen mit blutiger Schrift in dem Buche verzeichnet.

Den nächsten Sonntag hielt der fromme Pastor eine Bußpredigt, die einen gewaltigen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer machte. Alles bat den Herrn, sie zeitlich zu strafen, doch sie um seiner Barmherzigkeit willen mit der ewigen Strafe zu verschonen.

Und noch lag die reuige Gemeinde im inbrünstigsten Gebete vor dem Herrn der Gnade, da loderte eine mächtige Feuersäule empor und leckte mit blutrother Zunge von Dach zu Dach. Und der schreckliche Feuerruf durchhallte die Straßen, und die stillen Räume des Gotteshauses erbebten vor der Sturmglocke Geheul.

Entsetzt stürzte die Gemeinde aus der Kirche — halb Boitzenburg stand in Flammen.

Vergebens waren alle Rettungsversuche, die ganze Stadt wurde bis auf wenige Häuser in Asche gelegt.

Boitzenburg ist schon öfter von Feuersbrünsten heimgesucht worden. Die größten derselben fanden 1620, 1674 und 1709 den 16. October statt, wo fast immer die ganze Stadt, bis auf wenige Häuser, niederbrannte. Sonst wurde alljährlich der

16. October kirchlich als Bußtag gefeiert, was jetzt aufgehört hat; wol aber geschieht dafür am nächsten Sontage in der Predigt des Brandes Erwähnung; weshalb man auch den Sontag nach dem 16. October den „Brandsontag" nennt.

Wann die vorstehend beschriebene große Feuersbrunst, sowie das Ereigniß mit dem Teufel in Boitzenburg stattgehabt haben soll, weiß man nicht bestimmt, es wird das wol schon sehr, sehr lange her sein. Soviel ist aber wenigstens ganz gewiß, daß damit nicht der Brand von 1709 gemeint sein kann, da derselbe, wie man bestimmt weiß, nicht an einem Sontage während der Predigt entstanden ist, sondern am Abende eines Wochentages und zwar wahrscheinlich durch die Fahrlässigkeit eines fremden Fuhrmannes. Wenigstens ging damals das Feuer da auf, wo dieser Fuhrmann kurz zuvor bei der Laterne seine Pferde gefüttert hatte. — Es war dies auf dem Hofe eines noch jetzt stehenden alten Eckhauses, das wunderbarer Weise vom Feuer verschont blieb, während sonst die ganze Stadt, bis auf ein Paar Wohnungen, ein Raub der Flammen wurde. — Der Herausgeber.

Der Roland von Wolde bei Stavenhagen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Auf der Grenze zwischen Pommern und Mecklenburg, zwei Meilen westlich von Stavenhagen, liegt das herrschaftliche Gut Wolde.

Dasselbe steht so wenig unter Preußen, als unter Mecklen-

burg, noch unter sonst einer Landeshoheit. Pommern und Mecklenburg behaupten jedes, ein Recht an Wolde zu haben; weil man sich aber darüber bis jetzt noch nicht hat einigen können, so übt keines von beiden dasselbe aus, und neue Belehnungen geschehen von beiden Seiten gemeinschaftlich.

So etwa soll es mit den rechtlichen und staatlichen Verhältnissen Wolde's stehen. Die Leute dagegen behaupten:

Wolde ist von alten Zeiten her schon ein Gut gewesen, das außer dem Gutsherrn keinen andern Herrn, als den deutschen Kaiser über sich anerkannte; und weil es jetzt keinen Kaiser über Deutschland mehr giebt, so hat auch kein Fürst dort etwas zu sagen, als höchstens etwa der deutsche Bund. Wolde ist also ein kleiner Freistaat, und wird es auch bleiben; denn als man nach der Franzosenzeit auf dem Congresse eine ganze Menge kleiner Ländchen, Freistädte und Reichsdörfer aufhob und sie verschiedenen Fürsten unterordnete, da vergaß man Wolde, und es blieb so frei, als es war.

Auch wird man Wolde so leicht nichts anhaben können; denn als es ehemals vom Kaiser reichsfrei gemacht wurde, da bekam es von demselben auch einen Roland*), als Unterpfand für seine Privilegien.

Dieser Roland stand ehedem vor dem Orte nach Kastorf zu. Ein früherer Besitzer von Wolde, ein Graf Moltcke, ließ ihn jedoch von dort wegnehmen und versteckte ihn in einem verborgenen und schwer zugänglichen Gemache im Schlosse, nachdem er sich erst noch eine getreue Copie davon hatte machen lassen. Es war ihm nämlich zu Ohren gekommen, wie man

*) Der Roland soll das kupferne Standbild eines mit Schwert und Schild gerüsteten Mannes, ähnlich den in andern Orten befindlichen Rolandsbildern, gewesen sein.

von Pommern aus Absichten auf den Roland hätte, und ginge der Roland verloren, so würde mit ihm Wolde auch alle seine Gerechtsame verlieren. Es würde dann dem Lande unterthan sein müssen, das den Roland in seine Gewalt bekäme und müßte dann Steuern zahlen und Rekruten stellen, wie jeder andere Ort.

So erzählen sich die Leute von Wolde und seinem Roland; und sei hier nur noch erwähnt, daß Wolde in gerichtlicher und kirchlicher Beziehung augenblicklich wenigstens mit Mecklenburg verbunden ist und im gewöhnlichen Leben als mecklenburgischer Ort betrachtet wird. Uebrigens wohnen in Wolde verschiedene Handwerker und ein Kaufmann, wie denn auch der Ort in dem Vertrage von 1600 zwischen Pommern und Mecklenburg „Städtlein" genannt wird.

Der Räuber Röpke mit seinen sieben Köpfen auf dem Tisch in den Stahlbergen bei Crivitz.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Früher, als man noch keine Chausseen und Eisenbahnen kannte, zog sich die Landstraße von Hamburg nach Berlin unmittelbar an der Lewitz hin, ging bei dem Dorfe Sukow durch den „Flakenfort" und durchbrach hinter dieser Furth die stark bewaldeten Stahlberge bei Crivitz, wodurch ein tiefer Hohlweg entstand.

In einem dieser Berge, hart am Hohlwege, lebte vor vielen Jahren der berüchtigte Räuber Röpke, den das Volk auch für

einen Teufelskünstler hielt. Passirte nun ein Frachtfuhrmann oder Reiter zur Nachtzeit diesen Weg, so vernahm man den Ton einer Glocke und gleich darauf erscholl des Räubers gewaltiger Ruf: „Röpke mit sien säben Köpp up'n Dischk!“*)

Dadurch wurden die Menschen schon so in Furcht und Schrecken versetzt, daß, wenn der riesige Röpke erschien, sie allen Muth zur Gegenwehr verloren und sich gewöhnlich schon nach wenig Kampf tödten ließen. Dann durchsuchte er den Wagen und den Erschlagenen und nahm mit, was ihm gefiel.

Viele Jahre trieb der Räuber sein Unwesen und war die Plage dieser Gegend, denn keine Nachstellung half; er verschwand so plötzlich, als er kam.

Einst verfolgte ein einzelner Jäger einen Dachs und war, ohne zu wollen, in die Gegend dieses Hohlweges gekommen, als er Röpke erblickte. Sogleich eilte er hinter einen Baum und sah von diesem Versteck aus, wie Röpke ungewöhnliche Bewegungen an der Erde machte. Bald darauf öffnete sich diese, und der gefürchtete Räuber verschwand.

Der Jäger merkte sich genau die Stelle und machte von dem Gesehenen Anzeige.

Die Bewohner mehrerer Dörfer wurden nun aufgefordert, sich mit Aexten und Spaten zu bewaffnen, um den Räuber gefangen zu nehmen. Als sie aber, vom Jäger geführt, an die gemerkte Stelle kamen, vermogte auch nicht das schärfste Auge einen Eingang in den Berg zu entdecken. Wacker wurde indeß darauf losgegraben, und bald zeigte sich ein geräumiger Gang, der zu einer großen Höhle führte.

Mit grimmiger Geberde stellte sich Röpke den Leuten ent-

*) „Röpke mit seinen sieben Köpfen auf dem Tisch!“

gegen. Ein kurzer, wenn auch verzweiflungsvoller Kampf entspann sich.

So sehr aber auch der Räuber um sich hieb, und so viele er auch verwundete, er erlag der Uebermacht, und ein gewaltiger Axthieb spaltete sein Haupt.

Nun erst fand man Gelegenheit, das Innere der Höhle in Augenschein zu nehmen. In der Mitte stand ein Tisch, darauf befand sich eine brennende Lampe, umgeben von sieben Todtenköpfen. Hart am Eingang der Höhle war eine Glocke angebracht, daran ein Strick befestigt war, welcher nach dem Hohlweg führte. An den Wänden lagen verschiedene Kaufmannswaaren fußhoch aufgestapelt, darüber aber hingen Waffen aller Art. Hinten in der Höhle fand man eine Tonne; als diese fortgeschafft werden sollte, fielen die morschen Stäbe zusammen, allein eine dicke Haut umschloß die Flüssigkeit. Als man diese kostete, war es so schönes Bier, wie man nie getrunken hatte.

Die baaren Schätze des Räubers Röpke sollen indeß in einem Hügel zwischen den Stahlbergen und der Flakenfurth begraben liegen. Dieser Hügel war vor etwa vierzig Jahren von drei großen Steinblöcken eingeschlossen, und auf demselben stand eine mächtige Eiche. Einmal im Monat sollen die Schätze brennen, dann aber von einem schwarzen Hunde bewacht werden.

Es wird erzählt, daß einst ein beherzter Schmied hingegangen ist, und so viel der Hund auch die Zähne zeigte, mit einer langen Stange einige Kohlen vom Feuer abgerührt hat, die am andern Morgen sich als pures Gold zeigten.

Der Ort ist auch jetzt noch so verrufen, daß kein Mensch in der Nacht daran vorüber gehen mag.

Der erblindete Papist zu Rostock.

(Von C. F. E. Hahn, Organist zu Dargun.)

„Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehet nun und nimmermehr!"

So hat man einst geschrieben,
So ist's bis heut geblieben;
Drum will ich auch zu Gottes Ehr'
Verkünden eine schöne Mähr,
Die einst sich zugetragen
Bei Luthers Lebenstagen
Im Mecklenburger Lande.
Dort an der Ostsee Strande,
In Rostock, auf der Altenstadt,
Hört, was sich da begeben hat:

Gott sandte Jochim Slüter*) —
Genannt der schwarze Küter
Zum Spott von Päpstler Rott, —
Daß er ein Bote werde
Des Friedens auf der Erde,
Und Lösung von der Sünde
Durch Christi Blut verkünde.

*) Joachim Slüter — aus Dömitz gebürtig, etwa um das Jahr 1490 geboren und am 19. März 1532 an Gift in Rostock gestorben — war der erste evangelische Prediger in Rostock, der sich durch seine große Hingebung und durch seinen Feuereifer für Luthers Lehre unendliches Verdienst und unsterblichen Ruhm und Namen erworben hat. Der Herausgeber.

Darob er mußte leiden
Den Martertod mit Freuden,
Als man ihn thät vergiften
Nicht weiter Heil zu stiften.

Er hatt' ob seiner Pforte
Geschrieben diese Worte:
„Das Wort des Herrn bleibt
In alle Ewigkeit;"
Darob sich zornig reibet
Ein Katholik voll Neid,*)
Und nahm den Quast voll Theere,
Löscht aus des Herren Ehre.
Doch hat ihn Gott geschlagen
Mit einer bösen Plagen;
Er ist sogleich erblindet,
Und Licht er nimmer findet.
Drum: „Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehen nun und nimmermehr!"

Der spukende Gefangenwärter zwischen Neuburg und Steinhausen bei Wismar.

(Von Frau Dr. L. **Niederhöffer.**)

Nahe bei dem Dorfe Neuburg, unweit Wismar, liegt ein ziemlich hoher Berg, auf dem Johann I. von Mecklenburg*) im

*) Dionysius Schmidt mit Namen, ein junger papistischer Priester.
**) Johann I., Herr von Mecklenburg regierte von 1227 und starb 1264.

Jahre 1244 ein Schloß zum Wittwensitz für seine Gemahlin Luitgard*), eine geborene Gräfin Henneberg, erbauen ließ. Die Burg ist aber nach dem Tode der Luitgard wieder abgebrochen, und soll von den Steinen derselben die Kirche zu Neuburg gebauet sein.

Die Sage weiß auch noch, daß früher einmal auf dem Gipfel des genannten Berges — ob vor, oder nach dem Schlosse der Luitgard, darüber schweigt sie — eine feste Raubritterburg gestanden hat, deren Insassen die ganze Umgegend beunruhigten, hauptsächlich aber das nahegelegene Steinhausen. Der darauf wohnende Edelmann konnte sich nicht mehr vor den Räubern retten oder bergen; alle Tage fast wurde er von ihnen geplündert, und schließlich raubten sie ihm seine älteste Tochter, eine holde Jungfrau in der schönsten Blüthe ihrer Jahre.

Als das arme geängstigte Geschöpf nicht, so wie der Raubritter es wünschte, sein Weib werden wollte, wurde sie in den tiefsten Kerker geworfen, wo sie alsbald vor Hunger und allen möglichen Qualen ihr junges Leben aushauchte.

Daß der steinhausensche Edelmann alles nur Erdenkliche zur Befreiung seiner armen Tochter that, kann man sich wol denken; als er aber von dem schrecklichen Ende derselben hörte, da schwur der tief erzürnte Vater der ganzen Bande ihren Untergang. Es gelang ihm denn auch, Minen in dem Berg anzulegen und das Raubschloß mitsammt seinen Bewohnern in die Luft zu sprengen.

Die vergrabenen Schätze der Räuber befinden sich jedoch noch jetzt in dem Berge, darunter auch eine goldene Wiege mit Edelsteinen ꝛc. gefüllt, die vom Teufel bewacht wird.

Wol Jahrhunderte hindurch war diese Geschichte frisch in

*) Luitgard starb den 11. Juni 1268.

dem Gedächtniß aller Einwohner von Neuburg und Steinhausen geblieben; doch wie es gewöhnlich mit allen Begebenheiten ist, daß sie nach und nach in Vergessenheit gerathen, so war es auch hiermit der Fall. Von einem alten Schäfer, der auf dem Hofe zu Steinhausen sich vermiethet hatte, wurde die Sache aber wiederum aufgefrischt. Derselbe war nämlich ein Neujahrskind, das heißt, in der Neujahrsnacht zwischen zwölf und ein Uhr geboren; und, wie bekannt, sagen die Leute, daß solche Menschen Gespenster und allen Spuk sehen können.

Es war im Sommer, unser Schäfer blieb mit seiner Heerde des Nachts draußen auf freiem Felde und hatte sein Lager nicht weit ab von dem Wege zwischen Steinhausen und Neuburg aufgeschlagen. Von hier aus sah er nun häufig, wie in später Abendstunde ein Mann in altfränkischer Kleidung, mit einem Schlüsselbunde am Gürtel und einer Laterne in der Hand, bei ihm vorbei eilte und in der Ferne verschwand. Alte erfahrene Leute, denen er von dieser seltsamen Erscheinung erzählte, riethen ihm, den Spuk anzureden.

Der Schäfer wollte dies anfänglich nicht wagen, doch endlich faßte er sich ein Herz, und, als am nächsten Abend die unheimliche Gestalt sich wieder zeigte, redete er sie an. Auf alle seine vielen Fragen erhielt er jedoch nicht die mindeste Antwort. Da rief er denn endlich: „Guter Freund, so möge Dir denn unser liebe Herrgott helfen und Dir gnädig sein!"

Doch wie der alte Hirte kaum diese Worte gesprochen hatte, da fing die seltsame Erscheinung an zu reden und sprach: „„Durch Deine letzten Worte, lieber Mann, hast Du mich erlöset! Schon Jahrhunderte hindurch wandele ich diesen Weg, vergebens auf Erlösung hoffend. Ich war nämlich der Gefangenwärter auf jenem Raubschlosse bei Neuburg, das vor dreihundert Jahren in die Luft gesprengt worden. Zur Strafe

dafür, daß ich auf das Flehen des unglücklichen Fräuleins von Steinhausen nicht gehört und sie statt jeglicher Hülfe stets nur auf den Teufel verwiesen habe, wurde ich von der Vorsehung verdammt, so lange diesen Weg mit der Laterne in der Hand zu wandeln, bis ein braver, frommer Mensch Gottes Hülfe für mich erbitte und mich so erlöse, was Du jetzt gethan und wofür ich Dir aus tiefster Seele danke.""

Als der Geist also geredet hatte, verschwand er vor des Schäfers sichtlichen Augen und ist hinfort nie wieder gesehen worden.

Unser Schäfer aber lebte nur noch eine ganz kurze Zeit nach dieser Begebenheit, und mit dem Bewußtsein, eine arme Menschenseele erlöset zu haben, schlummerte er sanft in jene bessere Welt hinüber.

Die Wiederauffindung der Burg Stargard und der Jungfernbrunnen daselbst.

Eine kurze Strecke westlich von der kleinen Stadt Stargard liegen, auf der bedeutendsten der sie umgebenden steilen Anhöhen, die Ueberreste der altehrwürdigen Feste gleichen Namens.

Schon im grauesten Alterthum stand hier, an Stelle der jetzigen, eine wendische Burg, auf der auch, unter andern heidnischen Herrschern, etwa um das Jahr 322 vor Christi Geburt, Anthyrius oder Anthur I., König der Wandalen und wahr-

scheinlicher Ahnherr der jetzigen Großherzöge von Mecklenburg, residirt haben soll.

Uralt, wie die Burg Stargard, ist auch ihr Name. Derselbe ist nämlich ebenfalls wendischen Ursprungs und heißt auf Deutsch soviel als Altenburg oder alte Burg.

Nach Ausrottung des heidnischen Wendenthums und Einführung der Christenlehre soll nach langem, langem Vergessen die alte Burg Stargard zuerst wieder durch einen Jäger aufgefunden worden sein. Dieser verfolgte, wie die Sage erzählt, durch die damals ganz mit Wald und Gebüsch bedeckte, fast undurchdringliche Gegend einen Hirsch mit goldenem Halsbande, der sich endlich in die Ruinen genannter Burg flüchtete und so zu ihrer Wiederentdeckung führte.

Bald nach Wiederauffindung der alten wendischen Burg Stargard erhob sich auf ihren Trümmern eine neue christliche Feste, welche vom Jahre 1258 — wo die Markgrafen von Brandenburg ihre Länder theilten und der jüngere Markgraf Otto III. die Herrschaft Stargard *) erhielt — bald bleibend, bald vorübergehend Residenz der verschiedenen Beherrscher des Landes Stargard wurde und dies im Ganzen auch bis 1475, dem Jahre des gänzlichen Aussterbens der mecklenburg-stargardischen Linie **), blieb.

*) Durch eine unglückliche Schlacht verloren 1182 die Herzöge von Pommern das Land Stargard an die Markgrafen von Brandenburg, in deren Besitz es bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts blieb. 1302, nach dem Tode des letzten Markgrafen von Brandenburg-Stargard, Albrecht, dessen Tochter Beatrix seit 1290 mit Fürst Heinrich II. oder dem Löwen von Mecklenburg — siehe Anmerkung S. 164 zweiten Bandes — vermählt war, kam die schon in grauer Vorzeit einmal den Vorfahren des mecklenburgischen Fürstenhauses gehört habende Herrschaft Stargard wieder in dessen Besitz.

**) Ulrich II. war der letzte Herzog von Mecklenburg-Stargard.

Nach dieser Zeit verfiel die Feste Stargard immer mehr und mehr, bis denn endlich auch im Jahre 1807 der obere Theil des alten Wartethurms wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Aus rühmlicher Pietät aber für seine glorreichen Vorfahren und zu ihrer — und damit zugleich auch zu seiner eigenen — Ehre und Verherrlichung ließ der jetzt regierende, kunstsinnige Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz*) im Jahre 1823 den alten Wartethurm oder Bergfrit in seiner vollen Höhe und ursprünglichen Form wiederherstellen. Und so erhebt denn auch heute noch, wie schon vor Jahrhunderten, die berühmte alte Burg Stargard stolz ihr Haupt und ragt hoch hinaus über die Herrschaft Stargard, bis weit nach Pommern hinein, uns an längst vergangene Zeiten und Geschlechter erinnernd.

Am Fuße des Schloßberges, auf dessen Spitze die alte

1466 zur Regierung gelangt, starb er schon 1471 ohne Hinterlassung männlicher Erben und mit den Worten: „Um vier Bretter und ein Leichentuch also hab' ich gekämpft und gerungen!" — Sein Besitzthum ging nun auch an das herzogliche Haus Mecklenburg-Schwerin über, das hierdurch, da alle sonst blühenden mecklenburgischen Fürstenlinien zu dieser Zeit ausgestorben waren, in alleinigen Besitz sämmtlicher mecklenburgischen Stammlande gelangte und sie also auf kurze Zeit wieder einmal vereinigte.

Ulrichs Gemahlin, Katharina, Fürsten Wilhelms von Mecklenburg-Wenden oder Werle Tochter — derselbe starb 1436 und war mit ihm ebenfalls das alte mecklenburg-werlesche Fürstengeschlecht erloschen — wohnte aber noch bis zu ihrem 1475 erfolgten Tode auf Burg Stargard, nach welcher Zeit denn letztere aufgehört hat fürstliche Residenz zu sein.

*) Georg I., fünfter Regent und zweiter Großherzog von Mecklenburg-Strelitz — siehe Anm. 2, S. 210 zweiten Bandes, über die Entstehung des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz — wurde am 12. August 1779 geboren und trat nach dem Tode seines Vaters, Karl II., am 6. November 1816 die Regierung genannten Großherzogthums an.

ehemalige Fürstenresidenz thront, lag vor diesem, zwischen ihm und dem Städtchen Stargard der sogenannte Jungfernbrunnen, dessen Stelle jetzt nur noch eine Linde bezeichnet, die aber auch noch heute, wegen der sich daran knüpfenden schönen Sage, vielfach von Fremden besucht wird.

Diese Sage berichtet uns, daß vor uralten Zeiten die junge, bildschöne Tochter des damals auf der Burg Stargard regierenden wendischen Königs oder Fürsten ein Liebesverhältniß mit einem ebenfalls sehr schönen, jungen Rittersmann hatte. Da nun der Liebhaber der Prinzessin nicht ebenbürtig war und deshalb auch keinen freien Zutritt zu ihr hatte, so konnten sie sich nur heimlich sehen und sprechen. Ihre heimlichen Zusammenkünfte fanden gewöhnlich in der Stille der Nacht statt, und zwar an einem am Fuße des Schloßberges liegenden, von duftenden Linden umschatteten Born — dem später so berühmt gewordenen sogenannten Jungfernbrunnen — wo sie sich dann, unbeobachtet und unbelauscht, wieder und wiederum ihre reine Liebe gestanden und einander Trost und Muth zusprachen.

Wahrscheinlich erfuhren die fürstlichen Eltern der jungen Prinzessin etwas von ihren nächtlichen Entfernungen aus dem Schlosse, genug, der Thurmwächter wurde befehligt, Niemanden mehr nach Thoresschluß aus der Feste zu lassen, es sei auch, wer es wolle. Doch die schöne Prinzessin bat den alten Wächter so rührend und flehentlich, daß er ihr's nicht abschlagen konnte, sie, trotz des Befehls seines strengen Gebieters, mitunter nach Thoresschluß aus der Burg schlüpfen zu lassen.

Wieder sollte einmal eine nächtliche Zusammenkunft beider Liebenden an dem bewußten Orte stattfinden. Die Prinzessin war diesmal eher zur Stelle und erwartete mit hochpochender Brust die Ankunft des geliebten Jünglings. Da stürzte plötzlich statt dessen ein wildes Gethier aus dem Gebüsch hervor.

Erschreckt floh die Prinzessin und sah nicht, wie sie in ihrer Hast ihren Mantel bei dem Brunnen zurückgelassen. Das wilde, von Schmerzen gepeinigte Thier aber bemächtigte sich des Mantels, warf sich darauf und eilte dann mit seinen Jungen davon.

Gleich hiernach erschien auch der junge Ritter auf dem Platze; statt der Geliebten fand er hier aber nur ihren Mantel, mit Blut befleckt und in den Boden getreten. Wilde Verzweiflung und Entsetzen ergriff den Armen, und in dem Wahn, die so innig und wahr von ihm Geliebte und Angebetete sei von einem wilden Thiere zerrissen und das Blut auf dem am Boden liegenden Mantel sei das ihrige, riß er sein Schwert aus der Scheide und bohrte es sich tief ins treue Herz.

Während dies Schreckliche geschah, eilte die vor dem wilden Thiere fliehende Prinzessin immer tiefer in das Dickicht hinein. Ihre Sehnsucht und unbegrenzte Liebe zu dem schönen Jüngling ließen sie jedoch schnell wieder alle Furcht vergessen, und bald war sie auf dem Rückwege zum Born, wo jetzt vielleicht schon der Geliebte auch ihrer mit Sehnsucht harrte.

Doch welch fürchterliches Schauspiel bot sich hier ihren Blicken; der so Heißgeliebte lag auf ihrem zurückgelassenen Mantel, todt, mit durchbohrtem Herzen, das blutige Schwert an seiner Seite. Der Unglücklichen wollte fast die Brust zerspringen vor übergroßem Schmerz. Wild sich die Haare zerraufend und laut schreiend warf sie sich über die blutige Leiche; dann raffte sie sich wieder empor, ergriff schnell des Geliebten Schwert und stieß es auch sich tief, tief in die Brust. —

Am nächsten Tage, als alles das Gräßliche dieser Nacht bekannt wurde, da ließ der hierdurch in tiefste Betrübniß und größten Zorn versetzte Fürst den alten Thurmvogt ergreifen und ihn zur Strafe seines Ungehorsams, die Prinzessin gegen

sein Verbot bei Nacht aus der Burg entlassen zu haben, bei lebendigem Leibe schinden, ihm, wie ein sehr altes hierüber vorhandenes Lied besagt, etzliche Riemen aus der Haut schneiden, ihn gleich einem Fisch zerkerben und also jämmerlich richten.

Die beiden unglücklichen Liebenden aber wurden unter den Linden beim Brunnen begraben — der von dieser Zeit den Namen „der Jungfernbrunnen" führte —, und der ganze Platz mit einer Mauer umgeben. Aus dem Schwerte des so früh verblichenen Ritters bog man eine Trinkkelle und befestigte sie mittelst eines Kettchens an den Brunnen. Den Armen aber wurde der Schlüssel zur Eingangspforte dieses Ortes gegeben und ihnen gleichzeitig erlaubt, von den Fremden, welche häufig die merkwürdige Stätte zu besehen kamen, alldort ein Almosen sammeln und ihnen aus der Kelle einen frischen Trunk Wassers anbieten zu dürfen.

Als unter der Regierung Herzogs Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow*) — zu dessen Gebiete auch die Herrschaft Stargard gehörte — der Jungfernbrunnen und die ihn umgebende Mauer arg verfallen war, da ließ seine Gemahlin, Elisabeth**), ersteren wieder neu ausmauern und eine neue Mauer an Stelle der alten setzen und diese auch noch mit ihrem fürstlichen Wappen zieren.

---

*) Herzog Ulrich III. wurde am 22. April 1527 geboren, regierte vom 17. Februar 1555 und starb am 14. März 1603.

**) Herzogin Elisabeth, eine Tochter des Königs Friedrich I. von Dänemark, wurde am 14. October 1524 geboren und starb am 15. October 1586. Seit dem 26. August 1543 war sie zuerst mit dem Prinzen Magnus von Mecklenburg-Schwerin — geboren am 4. Juli 1509, gestorben am 28. Januar 1550 — vermählt, nach dessen Tode vermählte sie sich aber zum zweiten Male mit Herzog Ulrich III. von Mecklenburg-Güstrow im Jahre 1556.

Leider hat dies gute Beispiel der edlen Herzogin Elisabeth später keine Nachahmung wieder gefunden; und so ist denn im Laufe der Jahre Brunnen und Mauer nach und nach wiederum gänzlich verfallen, weshalb man in neuerer Zeit auch die letzten Rudera davon ganz entfernt und den Platz geebnet hat. Wie schon zu Anfang erwähnt, bezeichnet somit also jetzt nur noch eine Linde den weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus bekannten Ort und erinnert den Vorüberziehenden an die uralte Sage vom stargarder Jungfernbrunnen, die trotzdem bis zur Stunde noch lebhaft und frisch, namentlich im Gedächtnisse des Volkes der mecklenburgischen Herrschaft Stargard, fortlebt und dem Fremden von Alt und Jung ausführlich erzählt wird.

Nach ein Paar alten, diese ganze Begebenheit behandelnden Aufzeichnungen von Latomus und Schedius, sowie nach dem bereits schon erwähnten sehr alten Gedichte und dem, was das Volk noch heute hierüber erzählt, ist Vorstehendes, einige kleine Abweichungen und Verschiedenheiten abgerechnet, der Hauptinhalt der schönen Sage vom stargardschen Jungfernbrunnen. Diese kleinen Abweichungen und Verschiedenheiten bestehen namentlich darin, daß von einer Seite erzählt wird, die junge Prinzessin sei durch eine Löwin zur Flucht getrieben worden — auch Latomus behauptet dies —, was indessen aus nahe liegenden Gründen wol sehr zu bezweifeln ist; während nach einer anderen Erzählungsweise — sowie auch nach Schedius' Aufzeichnung — die Prinzessin, durch ein Gespenst, einen Geist, oder graues Männlein erschreckt, mit Hinterlassung ihres Schleiers oder Obergewändes floh, das durch die rasche Flucht mit Blute befleckt worden war, welches der Prinzessin aus ihrer in dem dornigen Gebüsche verwundeten Nase entquollen. ꝛc. ꝛc.

Schedius giebt endlich auch bestimmte Namen der be-

treffenden handelnden Personen, sowie noch einige nähere Nebenumstände an. Nach ihm hat die Prinzessin Theodora geheißen und ist eine Tochter des Königs Alberich II.*), Herrn der Herulen und Obotriten, und dessen Gemahlin Syrista gewesen. Ihr Anbeter aber war ein brittischer Ritter, Graf Turturell mit Namen, der mit seinem Herrn, König Arthur von Brittannien, nach Stargard gekommen war.

König Alberich II. soll nämlich König Arthur gegen die Schweden, um aus ihren Händen Dänemark zu befreien, Beistand geleistet haben und dafür aus Dankbarkeit von Letzterem — in dessen Gefolge sich eben Graf Turturell befand — besucht worden sein. Der Graf, der sich heftig in die schöne Theodora verliebt hatte und dessen Liebe ebenso von ihr erwiedert wurde, hatte sich gleichzeitig auch das Vertrauen und die Freundschaft des Prinzen Johann, Bruders der Theodora, zu erwerben gewußt, und so blieb er denn auch noch nach dem Abzuge seines Gebieters auf einige Zeit am stargardschen Hoflager. Da aber bald die Königin Syrista etwas von der Neigung ihrer Tochter zu dem schönen brittischen Ritter, sowie auch von ihren heimlichen Zusammenkünften mit demselben erfahren, sie aber Theodora schon lange dem Prinzen Zinkovit, ihres Bruders, des Königs von Polen Sohn, als Gattin bestimmt hatte, so suchte sie den Grafen Turturell sobald als möglich wieder von ihrem Hofe zu entfernen. Es gelang ihr dies auch vollkommen; nach wenigen Tagen schon verabschiedete sich der fremde Rittersmann bei König Alberich und seiner Gemahlin, unter dem Vorgeben, nun wieder nach seiner Heimath zurückziehen zu müssen. Vorher hatte er aber eine

*) König Alberich II. regierte etwa um 514 und starb wahrscheinlich im Jahre 527.

heimliche Unterredung mit seiner heißgeliebten Theodora gehabt und von ihr die Zusage erhalten, in dieser Nacht nach dem Brunnen am Fuße des Schloßberges zu kommen, um alsdann mit ihm nach Brittannien zu entfliehen. Bei dieser also verabredeten heimlichen Zusammenkunft ereignete sich nun das schon bekannte Unglück und führte das tragische Ende beider Liebenden herbei.

Die verwünschte Prinzessin unter der Stalenbrücke zu Alt-Strelitz.

(Von Frau Dr. **L. Niederhöffer.**)

Bei Alt-Strelitz, eine kurze Strecke vom brandenburger Thore, liegt auf der Chaussee, die nach Woldegk führt, dicht bei den Scheunen die sogenannte Stalenbrücke, eine kleine steinerne Brücke, die über einen breiten Graben führt. Unter dieser Brücke soll eine verwünschte Prinzessin sitzen. Die Sage berichtet darüber Folgendes:

Vor vielen hundert Jahren schwur sich hier ein Prinz mit einer Prinzessin ewige Treue und gaben sie sich dabei einander die Macht, denjenigen verfluchen zu können, der von ihnen die also gelobte Treue bräche.

Die Prinzessin brach ihren Schwur, und der tief beleidigte Prinz verfluchte seine ungetreue Braut und verwünschte sie unter diese Stalenbrücke.

Aus dieser Verbannung kann nun die Prinzessin nur ein nicht bekanntes Wort befreien, und dieses Wort muß ein Mensch zu einem andern sagen, wenn sie gerade über die Brücke gehen. Darauf wird alsdann die Prinzessin kommen und bis zum Thore neben dem gehen, der ihr Erlösungswort

gesprochen hat; duldet dieser das nun und redet sie nicht an, so ist die Macht des Fluches gebrochen und die Prinzessin erlöset.

Einmal muß nun schon das Erlösungswort für die Prinzessin gesprochen sein; denn, als eines Tages zwei im angenehmen Gespräch vertiefte Frauen über die Brücke schritten, erschien plötzlich die Prinzessin. Sie trat zu der Frau, welche zuletzt gesprochen hatte und sagte: „Laß mich bis zum Thore neben Dir gehen und rede mich nicht an."

Das Weib war aber frech und dreist und sagte: „„Was soll das bedeuten? Was willst Du hier?""

Da rief drohend ihre Hand erhebend die Prinzessin: „Wehe, Du böses Weib, warum hast Du meine Bitte nicht erfüllt? Nun muß ich wieder da unten hinunter und warten, bis wieder einmal ein Mensch mein Erlösungswort spricht!"

Bis jetzt soll dieses Erlösungswort nun noch nicht wieder gesprochen sein und die Prinzessin noch immer unter der Stalenbrücke schmachten.

Der Jungfernstein im Walde bei Malchin.

I.

Im Walde bei Malchin, an einem nach Neu-Kalen führenden Fußsteige, liegt ein großer, deutlich den Abdruck eines Fußes zeigender Feldstein, allgemein bekannt unter dem Namen „der Jungfernstein".

Ein alter Mann erzählte über die Entstehung des Namens dieses Steines, sowie über die darauf befindliche Fußspur Folgendes:

Zwei Liebende wandelten hier einstmals in der Kühle des

Abends. Der Bräutigam, der nicht fest an die jungfräuliche Unschuld und Reinheit seiner Verlobten glaubte, gab ihr deutlich seine desfallsigen Zweifel zu verstehen.

Das tugendhafte Mädchen betheuerte erröthend, daß sie rein und schuldlos sei.

Als ihr aber der Bräutigam, trotz ihrer wiederholten heiligen Versicherungen, noch immer nicht glauben wollte, rief sie endlich in größter sittlicher Entrüstung: „So wahr ich jetzt meinen Fuß in diesen Stein eintreten werde, so wahr bin ich auch noch eine unbescholtene Jungfrau!“

Mit diesen Worten stellte sie ihren Fuß auf den beregten Stein, und oh Wunder, wirklich blieb der Abdruck desselben darauf zurück und ist dort noch heute und diesen Tag zu sehen.

II.

Nach einer weiteren Mittheilung über diesen Jungfernstein, soll sich außer dem Abdruck eines Fußes auch noch der einer Scepterspitze darauf befinden, und berichtet eine andere, von der vorstehenden ganz abweichende Sage über die Entstehung der beiden Abdrücke also:

Vor vielen Jahrhunderten gab es in Malchin ein wendisches Schloß, worin die letzte Fürstin, die Prinzessin Wendogard, residirte. Dieser gehörten fast alle Felder und Wälder, welche Malchin zur Zeit im Besitz hat. Nur über den Wald, der sich noch jetzt längst des kumerower Sees hinzieht, war sie mit dem berüchtigten Raubritter Landolph, dessen festes Schloß auf einer Insel im kumerower See lag, im Streit, der ungerechter Weise behauptete, der Wald sei sein Eigenthum.

Eines Tages kam nun die Fürstin in Begleitung ihres Hofes mit dem Ritter Landolph zur endlichen Ausgleichung des Streits in diesem Walde zusammen.

Mit einem feierlichen Eide schwur sie hier in Gegenwart so vieler Zeugen, daß der Wald schon seit undenklichen Zeiten ihrer Familie gehört habe, und daß, wenn Gott sie dereinst in das Jenseits abrufen werde, er nebst all' ihren übrigen Ländereien den malchiner Bürgern angehören solle.

Der Ritter antwortete mit gräßlichem Fluchen, und lästernd setzte er hinzu: „Ich gebe auf keinen Schwur, weil es keinen Gott giebt!"

Empört über solche Frechheit rief die Fürstin: „„So wahr als ich jetzt meinen Fuß und die Spitze meines Scepters in diesen harten Stein stoße, so wahr giebt es einen Gott und so wahr gehört der Wald mir!""

Mit diesen Worten stieß sie ihren Fuß und die Spitze des Scepters so tief in den Stein, daß noch heute die Spuren davon zu sehen sind.

Der Ritter rief hiernach die grauenhaftesten Lästerworte aus und verfluchte den allmächtigen Gott, der solche Zeichen zulasse.

Kaum waren diese Worte aber über seine Lippen, als auch schon die Erde erbebte, sich aufthat und den Frevler vor den Augen der Fürstin und ihrer Räthe verschlang. Zur selbigen Zeit versank auch die Insel mit seiner Burg; und noch heute wollen die Schiffer bei ruhigem, klarem Wetter die Thürme dieses versunkenen Raubschlosses tief unten im Grunde des kumerower Sees erblicken.

Die wesenberger Schatzgräber und die blanke Jungfrau.

(Von **Friedr. Latendorf** zu Neu-Strelitz.)

Am Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts trieb eine ganze Bande von Schatzgräbern in Wesen-

berg und den Nachbardörfern ihr Wesen. Ihr gewöhnlicher Ruhepunkt bei ihren Streifereien war der prelanker oder belower Theerofen, deren Besitzer selbst eifrigst mitgruben, ohne daß es irgend einem von ihnen sonderlich geholfen hätte. Vielmehr ging ihre Wirthschaft mehr zurück als vorwärts, und die Erben mußten gut machen, was die Väter versäumt hatten.

Nun gilt es bekanntlich als Hauptgrundsatz der Schatzgräberei, das unverbrüchlichste Stillschweigen zu beobachten. An diesem einen Punkte scheiterte denn auch in der Regel das Unterfangen unsrer Helden. So sollen sie oft selbst nicht ohne Behagen, aber doch mit heimlichem Aerger erzählt haben, wie sie ihrer Drei schon so weit gelangt waren, daß sie von einem Schatze den schweren Behälter und großen Umfang deutlich wahrnahmen. Da aber sprang zwischen ihren Händen eine blanke Jungfrau — eine andere Quelle, mein Onkel, nannte sie graugekleidet — hin und her, so daß sie nicht weiter zu arbeiten im Stande waren.

Plötzlich rief einer der Schatzgräber ungeduldig seinem Nachbar zu: „Rehdantz, griep, griep!“*) und im Nu war Schatz, Jungfrau und Alles verschwunden.

Weshalb das sonst gebräuchliche nächtliche Festeinläuten zu Blankensee bei Stargard abgekommen ist.

Wie noch heutigen Tags in manchen Kirchdörfern Mecklenburg's der alte christliche Brauch besteht, daß an den Abenden vor den verschiedenen Festen, namentlich am Weihnachtsheiligabend, wenn der Küster genug gebeiert und geläutet hat, die jungen Landburschen auf den Thurm steigen und die ganze

*) „Rehdantz, greife, greife!“

Nacht hindurch, bis zum Festmorgen das Läuten fortsetzen, so war dies auch früher in Blankensee bei Stargard Sitte. Weshalb nun aber hier dies nächtliche Festeinläuten schon seit vielen Jahren abgekommen ist, darüber berichtet die Sage also:

An einem Festheiligabend hatten sich wieder, wie sonst, die Knechte und unverheiratheten jungen Männer von Blankensee versammelt und das übliche Läuten begonnen. Fleißig wurde dabei der mitgenommenen vollen Branntweinsflasche zugesprochen, manch unschicklich Wort geredet und allerlei Unfug getrieben.

Einer der jungen Burschen aber that es hierin ganz besonders allen seinen Genossen zuvor; er trank nicht nur übermäßig viel, sondern er warf auch mit den leichtfertigsten Redensarten um sich und vergaß sich endlich gar so weit, selbst Gott und Sein Wort zu verspotten.

Wie nun die Reihe des Läutens an diesen gottlosen Gesellen kam, da begann er es mit einer solchen Gier und Heftigkeit, daß den Andern angst und bange wurde. Und als man ihn ablösen wollte, war er weder mit Güte, noch mit Gewalt von der Glocke fortzubringen; er läutete nur noch immer stärker und rasender, bis er endlich todt niederstürzte.

Also hatte Gott den Spötter Seines heiligen Namens bestraft.

Entsetzt wichen die andern jungen Leute von dannen; und nie ist nach dieser Zeit wieder zu Blankensee in den Festnächten geläutet worden.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Ergebene Aufforderung und Bitte.

Der unterzeichnete Herausgeber von „Mecklenburg's Volks-Sagen" ersucht hierdurch wiederholt alle Freunde und Gönner dieser Sammlung, ihm gefälligst fortwährend alles das mittheilen zu wollen, was sie an mecklenburgischen Sagen oder Materialien u. s. w. dazu wissen und besitzen, oder noch hören und erlangen sollten, und so sein vaterländisches Unternehmen mit fördern und unterstützen zu helfen.

Auch die kleinsten und unbedeutendsten Beiträge, Mittheilungen u. s. w. für Mecklenburg's Volkssagen sind mir stets lieb und angenehm und werden mit aufrichtigem Danke entgegengenommen. Alle solche geschätzte Zusendungen bitte ich aber unfrankirt und unter meiner Adresse baldigst nach Röbel in Mecklenburg gelangen lassen zu wollen.

Berlin 1859.

A. Niederhöffer, Dr.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Mecklenburg's Volks-Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Dritter Band.
3. Heft.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1859.

Ergebene Aufforderung und Bitte.

Der unterzeichnete Herausgeber von „Mecklenburg's Volks-Sagen" ersucht hierdurch wiederholt alle Freunde und Gönner dieser Sammlung, ihm gefälligst fortwährend alles das mittheilen zu wollen, was sie an mecklenburgischen Sagen oder Materialien u. s. w. dazu wissen und besitzen, oder noch hören und erlangen sollten, und so sein vaterländisches Unternehmen mit fördern und unterstützen zu helfen.

Auch die kleinsten und unbedeutendsten Beiträge, Mittheilungen u. s. w. für Mecklenburg's Volkssagen sind mir stets lieb und angenehm und werden mit aufrichtigem Danke entgegengenommen. Alle solche geschätzte Zusendungen bitte ich aber unfrankirt und unter meiner Adresse baldigst nach Röbel in Mecklenburg gelangen lassen zu wollen.

Berlin 1859.

A. Niederhöffer, Dr.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Mecklenburg's Volks-Sagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Dritter Band.
4. Heft.

Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1859.

Der Titel zum 3. Band folgt mit nächstem Heft. Mit dem 4. Band ist das Werk vollendet.

Ergebene Aufforderung und Bitte.

Der unterzeichnete Herausgeber von „Mecklenburg's Volks-Sagen" ersucht hierdurch wiederholt alle Freunde und Gönner dieser Sammlung, ihm gefälligst fortwährend alles das mittheilen zu wollen, was sie an mecklenburgischen Sagen oder Materialien u. s. w. dazu wissen und besitzen, oder noch hören und erlangen sollten, und so sein vaterländisches Unternehmen mit fördern und unterstützen zu helfen.

Auch die kleinsten und unbedeutendsten Beiträge, Mittheilungen u. s. w. für Mecklenburg's Volkssagen sind mir stets lieb und angenehm und werden mit aufrichtigem Danke entgegengenommen. Alle solche geschätzte Zusendungen bitte ich aber unfrankirt und unter meiner Adresse baldigst nach Röbel in Mecklenburg gelangen lassen zu wollen.

Berlin 1859.

A. Niederhöffer, Dr.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

tre[illegible]n Personen, sowie noch einige nähere Neben-
um[illegible]ihm hat die Prinzessin Theodora geheißen
und [illegible]des Königs Alberich II.*), Herrn der
Herule[illegible]und dessen Gemahlin Syrista gewesen.
Ihr An[illegible]ein brittischer Ritter, Graf Turturell
mit Nam[illegible]em Herrn, König Arthur von Brit-
tannien, n[illegible]kommen war.

König [illegible]nämlich König Arthur gegen die
Schweden, [illegible]den Dänemark zu befreien, Bei-
stand geleistet [illegible]aus Dankbarkeit von Letzterem
— in dessen G[illegible]Graf Turturell befand — be-
sucht worden sei[illegible]der sich heftig in die schöne
Theodora verlieb[illegible]n Liebe ebenso von ihr er-
wiedert wurde, ha[illegible]auch das Vertrauen und
die Freundschaft des [illegible]Bruders der Theodora,
zu erwerben gewußt, [illegible]enn auch noch nach dem
Abzuge seines Gebieter[illegible]am stargardschen Hof-
lager. Da aber bald [illegible]rista etwas von der
Neigung ihrer Tochter zu[illegible]tischen Ritter, sowie
auch von ihren heimlichen[illegible]en mit demselben
erfahren, sie aber Theodora [illegible]Prinzen Zinkovit,
ihres Bruders, des Königs v[illegible]als Gattin be-
stimmt hatte, so suchte sie de[illegible]rell sobald als
möglich wieder von ihrem Hof[illegible]. Es gelang
ihr dies auch vollkommen; nach [illegible]schon verab-
schiedete sich der fremde Rittersm[illegible]berich und
seiner Gemahlin, unter dem Vorgeb[illegible]ach seiner
Heimath zurückziehen zu müssen. [illegible]ber eine

*) König Alberich II. regierte etwa um 51[illegible]eintlich
im Jahre 527.